Bibl. Hofmann, 812

<36627981060013

<36627981060013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von
Samuel Baur,
Prediger in Göttingen und Alpeck, bei Ulm.

Zweiter Band.

Ulm, 1811.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der gütige Beifall, welchen das geehrte Publikum meinem Vorsatze geschenkt hat, die wichtigsten Revolutionen, Verschwörungen, Belagerungen ꝛc. in angenehmen Erzählungen darzustellen, fodert mich nicht nur zum verbindlichsten Danke auf, sondern verpflichtet mich auch zugleich, bei der Fortsetzung dieses Werks meinen ganzen Fleiß darauf zu richten, den gerechten und billigen Foderungen meiner Leser zu entsprechen.

Weder gerecht noch billig könnt' ich freilich diese Foderungen nennen, wenn man hier Neues und Unbekanntes suchen, oder wenn man es mir zum Vorwurfe machen wollte, daß man alles, was hier vorkomme, auch in andern Büchern finden könne. Wie klein ist die Zahl historischer Werke, die Neues enthalten können, und wie Vieles, das wir in diesem Fache mit Recht schätzen, erhält seinen Werth durch verständige Anordnung und Sammlung unter einen bestimmten Gesichtspunkt! Und wer könnte leugnen, daß auch das seinen Werth hat, wenn aus zerstreuten Materialien ein gefälliges Ganzes gebildet, und aus voluminösen Werken das Wichtigste nach einem bestimmten Plane ausgehoben wird? Ob mir das gelungen sey, mögen Kenner entscheiden, deren Urtheil ich ehre, und deren Winke ich dankbar benutzen werde.

Ich habe mich nicht verbindlich gemacht, aus Urkunden und ungebrauchten Quellen neue Wahrheiten an's Licht zu bringen, das meine Lage so wenig erlaubt, als es der Zweck dieses Werkes nothwendig macht. Mein höchster Wunsch ist, verständige Leser durch angenehme Darstellungen interessanter Scenen aus der allgemeinen Geschichte angenehm und nützlich zu unterhalten, und ihnen dadurch Veranlassung zu allerlei fruchtbaren Betrachtungen über Gegenwart und Vergangenheit, und zu einer richtigeren Ansicht der großen Ereignisse unserer Zeit zu geben. Die Geschichte ist reich an Belehrungen jeder Art, für alle, die sie mit Anwendung zu lesen verstehen, und Auftritte, wie ich in diesem Werke beschreibe, zeigen uns z. B. deutlich, wie unbillig wir sind, wenn wir glauben, Pandora habe ihre Büchse nur für uns aufgespart, um uns mit aller Art Ungemach heimzusuchen. Doch nicht nur in dieser, sondern auch in mancherlei anderer Hinsicht, wird der nachdenkende Leser Veranlassung finden, aus der Lectüre dieses Werks Resultate zu ziehen, und Vergleichungen anzustellen, die es ihn nicht bereuen lassen, ihr einige Stunden der Erholung geschenkt zu haben.

Mein ernstes Bestreben wird es auch ferner seyn, durch die Auswahl, Mannigfaltigkeit und Darstellung immer mehr die Leser zu befriedigen, und ihren Beifall zu gewinnen.

Göttingen, im September 1810.

Samuel Baur.

Innhalt.

Seite.

I. Die Belagerung von Tyrus, durch Alexander den Großen. Im Jahr 333 vor Christi Geburt. 1.

1. Gemählde von Phönizien und der Industrie seiner Bewohner. 1.

2. Alexander erscheint vor Tyrus und macht Anstalten, die Stadt zu belagern. 8.

3. Fortdaurender Kampf mit vielfachen Schwierigkeiten. Endlicher Sieg. 18.

II. Die Belagerung von Sagunt, durch Hannibal. Im Jahr 218 vor Christi Geburt. 26.

1. Karthago, durch Handlung blühend, erhält an Rom eine Nebenbuhlerinn, und wird von derselben besiegt. 26.

2. Krieg mit den Miethsvölkern. Eroberungen der Karthaginenser in Spanien. 33.

3. Hannibal belagert Sagunt. Tapfere Vertheidigung der Belagerten. 43.

4. Verzweifelte Lage der Saguntiner. Friedensvorschläge. Untergang der Stadt. 50.

Seite.

III. Bürgerkriege und Empörungen in Rom unter Marius und Sulla. Im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt. 58.

1. Verfall der römischen Staatsverfassung. Marius macht sich einen Namen. 58.
2. Die Siege des Marius über die Cimbern und Teutonen. Flecken in seinem Charakter. 67.
3. Sulla's Charakter und erste Kriegsthaten. 70.
4. Der Krieg mit den Bundesgenossen. Sulla wird Konsul. 75.
5. Krieg gegen den König Mithridates von Pontus. Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla. 80.
6. Abentheuer des Marius auf seiner Flucht. Wunderbare Errettung desselben. 87.
7. Cinna, Sulla's Gegner, wird Konsul. Marius kommt zurück, wüthet mit schröcklicher Grausamkeit, und stirbt. 96.
8. Sulla's Siege über den Mithridates. Seine Wiederkehr nach Italien und schröckliche Folgen derselben. 108.
9. Proskriptionen. Blutbad in Rom. 115.
10. Sulla macht sich selbst zum Diktator. Seine Abdankung und sein Tod. 125.

IV. Empörung der Juden gegen die Römer. Im Jahr 70 nach Christi Geburt. 134.

1. Die Juden unter der Herrschaft der Römer. Unruhen und Partheyen unter denselben. Förmliche Empörung. 134.
2. Zustand Jerusalems beim Anfange der Belagerung unter Titus. 142.
3. Fortgang der Belagerung. Verwirrung in Jerusalem, schröckliche Hungersnoth und andere Greuel. 150.
4. Einnahme und Zerstörung des Tempels. Ruin der Stadt und Auflösung der Nation. 161.

V. Empörungen und Unruhen unter der Regierung Kaiser Ludwigs des Frommen. In den Jahren 814 bis 840 nach Christi Geburt. 170.

Seite.

1. Ludwig legt schon durch seine ersten Regentenhandlungen den Grund zu Empörungen und Unruhen. 170.
2. Unruhen an Ludwigs Hofe, und Empörung seiner Söhne. 177.
3. Ludwig im Kampfe mit seinen Söhnen. Seine Erniedrigung und Wiedererhöhung. 183.
4. Neue Unruhen, Empörung und Tod des Kaisers. 190.

VI. Kriege der italiänischen Freistaaten im zwölften Jahrhundert. 195.
1. Kriegsverfassung der italiänischen Republiken. 195.
2. Ansehen der Republik Mailand. 199.
3. Der Krieg von Como. 202.

VII. Patriotismus der Bürger von Calais in Frankreich. Eine Belagerungsscene vom Jahr 1346. 209.

VIII. Schwedische Kronrevolutionen, im Anfange des sechzehenten Jahrhunderts. 220.
1. Zerrütteter Zustand Schwedens. Abhängigkeit von Dänemark. Die Reichsvorsteher. 220.
2. König Christiern und der Erzbischoff Trolle. 229.
3. Der Pabst mischt sich in die schwedischen Händel, und Christiern erscheint vor Stockholm. 234.
4. Angriffe der Dänen zu Wasser und zu Land. Christierns Sieg. 241.
5. Krönung. Das stockholmische Blutbad. 250.
6. Gustav Erichson, Schwedens Retter. 260.
7. Erichsons Schicksale in Dalecarlien. 267.
8. Die Dänen kommen ins Gedränge, und werden in Stockholm belagert. 275.
9. Reichstag in Wadstena. Revolution in Dänemark und Christierns Absetzung. 282.
10. Erichson wird König. Christiernes letzte Schicksale. 289.

IX. Rettung des Vaterlandes durch den Ritter Bayard. Im Jahr 1521. 301.

Seite

X. Unruhen und Empörungen in Deutschland, zur Zeit der Reformation. In den Jahren 1517 bis 1525. 307.
1. Luther, der Reformator, in der ersten Epoche seines Wirkens. 307.
2. Der Ablaßkrämer Tetzel. Luthers kühne Schritte. 313.
3. Luther auf dem Reichstage in Worms und auf der Wartburg. 324.
4. Carlstadts und Münzers Schwärmereyen und Unruhen. 330.
5. Der Bauernkrieg. 338.
6. Fortsetzung. 346.
7. Der letzte Akt des Bauernkriegs. Münzers Schwärmereyen. 356.
8. Fortschritte der Empörung in Thüringen. 362.
9. Die Schlacht bei Frankenhausen. 369.
10. Münzers Gefangenschaft und Tod. Ende des Bauernkrieges. 377.

XI. Der Ueberfall von Cremona durch den Prinzen Eugen, während des spanischen Successionskriegs. Im Jahr 1702. 385.
1. Ursachen, welche den spanischen Successionskrieg herbeiführten. 385.
2. Blutige Auftritte in Cremona. 393.

I. Die Belagerung von Tyrus, durch Alexander den Großen.

Im Jahr 333 vor Christi Geburt.

I.

Gemählde von Phönizien und der Industrie seiner Bewohner.

Die Phönizier sind eines der wichtigsten Völker des Alterthums, nicht durch glänzende Kriege und Eroberungen, sondern durch ihre Schiffahrt, Kolonien und Handlung, durch ihre ausgebreitete Länderkunde, ihre Erfindungen, und durch ihre selbst erworbene und auswärts beförderte Kultur. Sie bewohnten ein schmales Küstenland in Asien am mittelländischen Meere, das nicht viel über zweihundert Quadratmeilen groß war. Der sandige Boden erzeugte nur wenig Getraide, dagegen hatten sie gute Fischereyen, das Gebürge Libanon lieferte ihnen treffliches Bauholz, und ihre Lage am mittelländischen Meere forderte sie gleichsam von selbst zur Schiffahrt auf. Sie wagten die ersten Versuche auf dem Meere, und das Gelingen derselben begeisterte sie zu neuen und größern Expeditionen. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens machte sie zu Seeräubern; sie landeten auf den benachbarten Küsten und Inseln, und nahmen Früchte Vieh und Menschen. Da ihnen die große Insel Cyprus gerade gegen über vor ihren Augen lag, so war sie wohl die erste, wohin sie ihre Fahrt wagten.

Dieſe war aber ſchon bevölkert, man wollte ſie als Fremde, die man wie Feinde fürchtete, nicht landen laſſen: ſie mußten ſich alſo durch Liſt oder Gewalt die Landung gewinnen. Hier fanden ſie manches was ihnen fehlte; ſie plünderten, und ſchiften wieder an ihre Küſten zurück.

Meerfahrt und Gewinn wecken den Muth der Menſchen, und machen ſie liſtig und erfinderiſch. Die Phönizier wiederholten ihre Fahrten: ſie bemerkten, daß ſie ohne Gewaltthätigkeit, um glänzende Kleinigkeiten von den unwiſſenden und argloſen Inſulanern erhalten konnten, was ſie wünſchten. Sie brachten alſo dergleichen bunte, leuchtende Spielereyen, fiengen einen Tauſchhandel an, doch ohne daß ſie dabei das Plündern, wenn ſich Gelegenheit dazu bot, unterließen.

Ihrer Lage nach mußten die Phönizier vorzüglich auf dem mittelländiſchen Meere Handel treiben. Ein großes Beförderungsmittel deſſelben waren die vielen Kolonien, die ſie überall anlegten. Sie kamen ſchon im grauen Alterthume um ganz Kleinaſien herum bis nach der Meerenge der Dardanellen, welche Aſien von Europa trennt, und ſonſt der Helleſpont hies. Auch durch dieſe ſchiften ſie durch, und fuhren und handelten an den Küſten des ſchwarzen Meers. In dieſen Gegenden indeß ward ihr Handel bald eingeſchränkt und gänzlich vernichtet: die Griechen nemlich, die an der Weſtküſte von Kleinaſien wohnten, wurden ſelbſt Seefahrer, und verdrängten die Phönizier. Dieſe ſegelten indeß weiter, die Küſte entlang, oder vielleicht auch bei den vielen kleinen Inſeln des Archipelagus hin, und kamen nach dem europäiſchen Griechenlande, der jetzigen Türkey. Hier bauten ſie mehrere Gegenden an, und verbreiteten daſelbſt mit ihren Waaren manche Kenntniß und

Kunſt-

Kunstfertigkeit. Wiewohl die Kleinasiaten sie später aus diesem Lande verdrängten, so konnte man doch der Phönizier nicht ganz entbehren: Räucherwerk für die Opfer der Götter, Purpur und Putzwaaren, für welche die herrschende Mode entschieden hatte, mußten sie von ihnen nehmen.

Wichtiger uud daurender war der phönizische Handel nach der Nordküste von Afrika. Hier legten diese unternehmenden Handelsleute auf einer hervorragenden Landspitze, Sizilien gegenüber, die berühmte Kolonie Karthago an, die nachher ein eigener mächtiger Staat wurde, und die ganze Gegend umher war voll von phönizischen Pflanzstädten. Von hier schiften sie hinüber nach Sizilien, baueten auch hier Städte, und machten sich einen großen Theil der Insel unterthan, der auch bis zwei hundert Jahre vor Christi Geburt von den Karthaginensern abhängig blieb. Ein Hauptland für die Phönizier war Hispanien, besonders der südliche Theil desselben, der sich von der Mündung des Quadalquivirs biß nach Gibraltar erstreckt. Hier fanden sie, was sie durch Umtausch erst zu gewinnen suchten, unmittelbar: Gold, und besonders Silber, in solchem Ueberflußе, daß diejenige, die zuerst hier landeten, (so erzählt die Fabel), nicht allein ihre Schiffe damit anfüllten, sondern auch alle ihre Geräthschaften, selbst die Anker von Silber verfertigten. Anfangs fanden sie das Silbererz zunächst unter der Erde, aber bald erschöpfte ihre Habsucht diese Quelle; sie mußten nun Bergwerke anlegen, zu deren Bearbeitung sie die armen Einwohner zwangen. Aber nicht blos Gold und Silber lieferte das fruchtbare Spanien; sie bekamen auch eine große Menge Getraide, und die eingemachten Südfrüchte waren ein berühmter spanischer Handelszweig. Unter den Kolonien, die sie hier an-

 legten,

legten, ward am berühmteſten die Hafenſtadt Gades, (Cadix). Wie ſie das Ziel der Fahrten im Mittelmeer war, ſo war ſie wiederum der Anfangspunkt zu entfernteren Fahrten im atlantiſchen Ocean. Die Kühnen ſchifften nemlich über das vermeinte Ende der Welt, die Meerenge bei Gibraltar, hinaus, und kamen nach Inſeln, wo ſie ein neues Metall fanden, das Zinn. Sie nannten ſie Zinninſeln, und oft ward auch dieſe Fahrt wiederholt. Von hier kamen ſie zuletzt nach dem Endpunkt ihrer Meerreiſen, an das Norduſer Deutſchlands, und fanden hier den bunten, glänzenden Bernſtein, von ihnen Elektron genannt. Sie brachten ihn in die Länder des Mittelmeers, und überall, beſonders in Griechenland, fand er ſo allgemeine Bewunderung, daß er höher geſchätzt wurde, als Gold.

Die Waaren, die den Phöniziern ihre Schiffahrt verſchafte, wurden noch durch viele andere vermehrt, die ſie ihrem anſehnlichen Landhandel zu danken hatten. Dieſer hatte ſeine Richtung theils nach Süden, theils nach Oſten. Ihr Südhandel gieng nach Arabien, Indien und Aethiopien. Arabien war der Hauptſitz ihres Landhandels. Sie durchzogen dieſes Land von allen Seiten, und viele Waaren wurden ihnen durch Karawanen zugeführt. Das Ziel dieſes Handels war hauptſächlich Yemen, oder das glückliche Arabien, das ihnen Weihrauch und anderes Rauchwerk, ingleichem Gold und Edelſteine, lieferte. Ueber Arabien erhielten die Phönizier die oſtindiſchen Waaren, z. B. Zimmet, und aus Aethiopien Elfenbein und Ebenholz. Die vornehmſte Handelsſtadt in Yemen war Saba. Die indiſchen und äthiopiſchen Waaren wurden den Phöniziern durch Karawanen der Midianiter und Idumäer oder Edomiter zugeführt. Dieſe brachten ihnen Karfunkel,

Pur-

Purpur, gestickte Zeuge, Kattun, Bezoar und Edelsteine. Die Karawanen nahmen ihren Weg entweder längs dem arabischen Meerbusen, oder queer durch Arabien nach der Ostküste. Auf jenem Wege war Petra, ein fester Platz im edomitischen Gebiete, der Stapelort. Mit dem arabischen Handel der Phönizier stand auch ihr Landhandel nach Egypten in Verbindung. Dieses verschaffte ihnen baumwollene und gestickte Zeuge, und zuweilen auch Getraide. Der Osthandel der Phönizier gieng nach Syrien, Palästina, Babylon, Assyrien und andere Länder im östlichen Asien. Aus Palästina holten sie vortrefflichen Waitzen, ingleichem Rosinen, Honig, Oehl und Balsam. Syrien lieferte ihnen Wolle und Wein. Die Wolle kam von den Heerden, die in den Sandwüsten von Syrien und Arabien herumzogen; der syrische Wein wurde in ganz Asien vorzüglich geschätzt. Dieser Handel nahm seinen Weg über die beiden Städte Baalbek und Palmyra. Diese lag in der Mitte der syrischen Wüste, und jene zwischen dem Libanon und Antilibanon. Hier stieß der phönizische Landhandel mit dem babylonischen zusammen. Aus der Gegend zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer erhielten die Phönizier Sklaven, Kupfergeschirr, Pferde und Mauleſel. Die besten Pferde kamen aus Armenien.

So führten die Phönizier aus allen Gegenden der bekanten Erde jedem Volke das zu, was es sich vorzüglich wünschte, und durch mancherlei Fabeln, die sie verbreiteten, und durch schlaue Kunstgriffe wußten sie sich bis sechshundert Jahre vor Christo ganz allein im Besitz des gewinnvollen Handels nach Spanien, den Zinninseln und dem Bernsteinstrom zu erhalten. Sie erzählten, wenn man über die Säulen des Herkules (durch die Meerenge bei Gibraltar) hinaus sey, würde das Meer so dick wie ein Gallert;

man

man könne in dem ſchlammigen Waſſer kaum das Schiff fortbewegen, rings umdränge ſtechendes Rohr, und es wären da ſo viel drohende furchtbare Seeungeheuer, Weſen die durch ihren Anblik verſteinerten, Feuerſtröme u. ſ. w. Und verſuchte ein fremdes Schiff ihnen zu folgen, um ihre verheimlichten Wege kennen zu lernen, ſo führten ſie das fremde Schiff auf den ihnen bekannten Waſſern abſichtlich in die Irre, an feindliche Ufer, in Seichten; oder konnten ſie ſich nicht anders helfen, ſo ließen ſie ſelbſt ihr eigenes Schiff ſtranden, um das nachfolgende in gleiches Unglük zu bringen. Natürlich gebrauchten ſie dabei die Vorſicht, daß ſie alle Koſtbarkeiten zum voraus in Sicherheit brachten, und retteten, was ſich retten ließ; und kamen ſie nach Hauſe, ſo ward ihnen der Verluſt, den ſie etwa erlitten hatten, auf öffentliche Koſten erſetzt. Durch dieſe Verheimlichung ihrer Meerreiſen konnten ſie es möglich machen, daß der Bernſtein, jetzt ein Spielwerk der Kinder, nicht zu häufig in Griechenland ward, ſondern ſelten genug blieb, um eine Koſtbarkeit zu ſeyn. Daher gieng aber auch mit dem Aufhören ihrer Meerfahrten alle Nachricht von den Zinninſeln und dem Bernſteinſtrome für die Alten verloren, und dieſe Erdgegenden mußten wieder ganz von neuem entdeckt werden.

Die Produkte anderer Länder, die ſich die Phönizier durch ihren Handel verſchafften, wußten ſie in ihren Manufakturen und Fabriken außerordentlich zu veredeln. Sie verfertigten vornemlich koſtbare Leinwand, Kleider und Putzſachen, künſtliche Gefäſſe, und allerlei Arbeiten in Holz und Metall. Der Zufall ſelbſt hatte ſie auf einige Entdeckungen geführt, welche ſie kunſtreich zu benutzen wußten, um in die Augen fallende glänzende Waaren zu liefern, welche ihnen gern und mit reichlichem Gewinn von rohen

sinnlichen Völkern abgekauft wurden. Diese Erfindungen sind das Glas und die Purpurfarbe, und daß Buchstabenschrift und Rechenkunst von diesem industriösen Volke erfunden worden, ist sehr wahrscheinlich.

So stund das, von der Natur vernachläßigte, kleine Phönizien, durch die Industrie und den Handlungsgeist seiner Bewohner, im höchsten Flor; während die meisten andern Nationen noch in tiefer Barbarey versunken waren. In ihrem Lande wimmelte es von geschäftigen Menschen, und alles zeugte von dem hohen Wohlstande der Bewohner. Nicht nur das feste Land selbst, sondern auch die nahe gelegenen Inseln zählten eine ansenliche Menge großer und volkreicher Städte. Die Zwischenräume zwischen den Hauptstädten waren mit einer Menge kleinerer Oerter angefüllt, sämmtlich Sitze des Kunstfleißes und weit berühmt durch ihre Fabriken und Manufakturen. Alle zusammen bildeten gleichsam eine ununterbrochene Stadt, die das ganze Ufer und die Inseln einnahm, und in Verbindung mit den Häfen und den in ihnen liegenden Flotten einen Anblick gewährte, der einzig in seiner Art war, und die höchsten Begriffe von dem Reichthume, der Macht und dem unternehmenden Geiste der Phönizier in dem ankommenden Fremdlinge erweckte.

Die Hauptstadt von Phönizien war lange Zeit **Sidon**, eine der ältesten Städte in der Welt, deren Erbauung weit über fünfzehn hundert, wohl über zwei tausend Jahre vor Christo hinauf steigt. Zwei vortreffliche Häfen eigneten diese Stadt ganz vorzüglich zum Handel, den die Sidonier auch, durch Kunstfleiß unterstützt, in alle umliegende Länder trieben. Sie hatten berühmte Leinwandmanufakturen und Glasfabriken, und ihre Arbeiten waren so fein und niedlich gearbeitet, daß man alle Dinge, welche mit

vieler Kunst und Geschicklichkeit verfertigt waren, sidonisch nannte. Sidons Größe ward in der Folge durch die von Tyrus ausgelöscht, und diese Stadt, die auch die Residenz der Könige wurde, behauptete sich bis etwa sechshundert Jahre von Christi Geburt im höchsten Glanze. Da fiel es dem kriegerischen Könige Nebukadnezar von Babel ein, Sidon und Tyrus mit Krieg zu überziehen. Er fiel mit einer starken Macht in Phönizien ein, eroberte Sidon und zerstörte es. Mehr Widerstand fand er bei Tyrus, dessen Belagerung ihm dreizehn Jahre raubte. Und als er endlich in die Stadt eindrang, fand er nur leere Gebäude, und wenig Menschen; denn die meisten hatten sich auf eine kleine, nicht weit von der Küste liegende Insel geflüchtet. Nebukadnezar ließ indeß auch die wenigen zurückgebliebenen Einwohner tödten, und die Stadt gänzlich zerstören.

2.

Alexander erscheint vor Tyrus und macht Anstalten, die Stadt zu erobern.

Aus den Ruinen des zerstörten Tyrus gieng, sobald die Einwohner einiger Ruhe genossen, eine neue Stadt hervor, Neu-Tyrus genannt. Sie stund nicht auf dem festen Lande, sondern auf der Insel, wohin sich die Einwohner geflüchtet hatten. Die neue Stadt gedieh zu einem hohen Flore, und ward, wie die alte, der Wohnsitz der berühmtesten Manufakturen, Fabriken und des regsten Kunstfleisses. Die Tyrier säumten nicht, sich ein weitausgedehntes Reich zu schaffen, welches sie auf die Bedürfnisse der Ausländer und auf ihre Unwissenheit gründeten. Sie wußten der Eitelkeit

keit der Nationen, mit denen sie Handel trieben, einen freiwilligen Tribut aufzulegen; wurden bald die Faktoren der Welt, und erwarben sich, in zwei Jahrhunderten, einen Reichthum und einen Ruf, welchen Rom sich kaum in siebenhundert Jahren durch Tugenden und Siege errang. Und diesen Ruf erkauften die Tyrier nicht auf Kosten der Thränen und des Blutes der Menschen; sie zeigten sich den Ausländern blos, um durch einen nützlichen Handel die Bande der allgemeinen Gesellschaft fester zu knüpfen. Als Herren der Meere, die ihre Schiffer zu bändigen gelernt hatten, machten sie sich nicht furchtbar auf denselben durch Räubereyen, und unterdeß wilde Eroberer die blühendsten Städte in Einöden verwandelten, bauten die Tyrier sogar mitten in die Einöden Städte.

So stund Tyrus in der schönsten Blüthe, als im Jahr drei hundert und drei und dreissig ein neuer Eroberer in ihr Land kam, der nichts geringeres im Sinn hatte, als die ganze Welt zu bezwingen. Dieß war Macedoniens König, **Alexander der Große.** Er hatte eben, durch seinen Sieg bei Issus, die persische Monarchie bis auf den Grund erschüttert. Syrien hatte sich in sein Joch geschmiegt, und nun erschien er mit seinem siegreichen Heere, und, was seinem Ehrgeitz noch bessere Dienste that, mit seinem Rufe, vor den Mauren der Hauptstadt Phöniziens. Es herrschte damals in Tyrus der König Azelmib, ein verständiger Regent, der sich gegen den macedonischen Helden anfangs mit aller Klugheit benahm. Er schickte ihm durch eine eigene Gesandtschaft eine goldene Krone zum Geschencke, und versah sein ganzes Heer im Ueberfluß mit Lebensmitteln. Alexander verschmähte diese Geschenke nicht, erklärte aber den Tyriern, daß er in ihre Stadt einziehen wolle, um dem Herkules zu opfern, von dem die Könige, seine Vorfahren, abzustammen die Ehre hätten. Eine

Eine solche Genealogie kam den Gesandten ein wenig verdächtig vor. Sie konnten sich nicht überreden, daß ein Held, welcher den Jupiter um neue Welten bat, um sie erobern zu können, wenn er sich einmal mit seiner Armee mitten in einer mächtigen Stadt befände, sich begnügen würde, in derselben dem Herkules zu opfern. Sie kehrten in die Stadt zurück, und nach wiederholter Erwägung ward beschlossen, man müsse alles anwenden, um den König von den Mauren abzuhalten, doch wo möglich ohne ihn zu entrüsten. Mit eben so viel Klugheit und Festigkeit schickten die Tyrier eine zweite Gesandtschaft an den macedonischen Helden, um ihm noch einmal ihre Ergebenheit zu bezeugen, zugleich aber auch ihren Entschluß zu verkündigen, Kraft dessen sie weder den Persern noch den Macedoniern den Einzug in ihre Stadt jemals gestatten würden. Wegen des Opfers, das er dem Herkules zu bringen wünschte, könnte leicht Rath geschafft werden. Auf der Stelle, wo das alte Tyrus gestanden, würde er einen dem Schutzgott seines Hauses geweihten Tempel finden, wo er opfern könnte. — Eine solche gerade und unumwundene Erklärung empörte den Stolz des Welteroberers im höchsten Grade, den es überdieß nicht wenig verdroß, daß man seine List durchschaut hatte. Im heftigsten Unwillen sagte er daher zu den Tyriern: „Wie, weil das Meer rings umher eure Mauern bespült, seht ihr verächtlich auf mein Heer herab? Zittert, ich will euch bald lehren, daß ihr auf dem festen Lande seyd, und, den Degen in der Faust, will ich in eure Stadt einziehen, um dem Herkules zu opfern.“ Dieß war eine Drohung, die nur ein glücklicher Erfolg rechtfertigen konnte, denn die Belagerung dieser Inselstadt war ein kühnes Unternehmen von sehr bedenklichen Folgen.

Die

Die Inſel, auf der Tyrus erbaut war, lag eine halbe Meile vom feſten Lande ab; die Ringmauren der Stadt waren von ungewöhnlicher Höhe und Feſtigkeit, und die See, welche den Fuß der Mauern beſpühlte, hatte eine Tiefe von drei Faden. Es war ſelbſt für Schiffer, wegen eines ungeſtümmen Weſtwindes, der unaufhörlich in dieſer Meerenge wehte, gefährlich, herüber zu ſetzen. Verſchiedene tyriſche Könige hatten Verſuche gemacht, die Stadt durch einen Damm mit dem feſten Lande zu verbinden, allein keiner dieſer Dämme hatte auch nur eine Spur ſeines Daſeyns zurückgelaſſen; es ſey nun, daß das Waſſer in das Pfahlwerk eingedrungen war, und ſo das Werk langſam untergraben, oder, daß die gehäuften Wellen es mit Gewalt zerbrochen und fortgeſchwemmt hatten. Wenn es aber auch Alexandern gelang, nach Beſiegung zahlloſer Beſchwerden einen Damm zu Stande zu bringen, ſo blieb der Ort doch noch immer unüberwindlich; denn da die Mauren vom Meer beſpült wurden, ſo konnte man weder Batterien errichten, um Breſche darinn zu machen, noch Leitern anſetzen, um ſie zu ſtürmen. Die Tyrier ſelbſt waren ſtark von Mannſchaft, abgehärtet, geübt, und mit allem wohl verſehen; ſie waren die dreiſteſten unter allen damals bekannten Seeleuten, und hatten durch ihren vieljährigen ausgebreiteten Handel unermeßliche Reichthümer geſammelt. Die Macedonier hatten keine Schiffe, allein im Hafen von Tyrus lag eine zahlreiche furchtbare Flotte, deren man ſich bedienen konnte, theils um einen ſich nähernden Feind nach Belieben abzuwehren, theils um Verſtärkung von Mannſchaft und Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Und dieſe Verſtärkung von Truppen war gar keine nichtige Hofnung, womit etwa die Leichtgläubigkeit der Tyrier ſich einwiegte. Es waren damals

mals eben von der berühmteſten phöniziſchen Kolonie, von Karthago, Geſandte in der Stadt. Dieſe munterten die Tyrier zu einer nachdrücklichen Vertheidigung auf, und verſprachen ihnen, im Namen ihrer Mitbürger, die damals Herren des Meeres waren, einen mächtigen Beiſtand, welcher bald alle verderblichen Entwürfe des macedoniſchen Helden vereiteln würde.

Die Schwierigkeiten einer Unternehmung, die an ſich ſo nützlich und für die Folge ſo wichtig war, konnten indeſſen Alexandern nicht abſchrecken, das große Werk zu beginnen. Er verdankte der Verwegenheit ſchon manchen Sieg, den ihm die Klugheit verſagt hätte, und ſchmeichelte ſich auch dießmal mit einem glücklichen Erfolge. Sogleich wurden viele tauſend Hände unter ſeiner Leitung in Thätigkeit geſetzt, um an einem Damme zu arbeiten, der die Inſelſtadt mit dem feſten Lande verbinden ſollte. Die erſten Materialien dazu boten ihm die Ruinen von Alt-Tyrus an, von wo aus er ſeine Operationen leitete.

Indeſſen ſtellten die macedoniſchen Generale, deren kälterer Kopf, wo nicht den Verluſt an Menſchen, doch wenigſtens den Werth der Zeit berechnete, Alexandern vor, daß, wenn die Belagerung ſich etwas in die Länge ziehen ſollte, der Perſerkönig Darius ſich dieſen Umſtand zu nutze machen würde, von ſeinen Niederlagen ſich wieder zu erholen, und daß alſo vielleicht die Eroberung von Tyrus ihm die Krone von Perſien koſten würde. Alexander war nicht taub gegen dieſe Vorſtellungen, allein ſie konnten ihn nicht bewegen, von ſeinem Unternehmen abzuſtehen. Es lag ihm ſehr viel daran, ſich der Stadt Tyrus zu bemächtigen, weil er dadurch ganz Phönizien unterjochen, den Perſern die Hälfte ihrer Seemacht entziehen, ſich zum Herrn der See machen, und dadurch in kurzer Zeit ſowohl Egypten als die Inſel Cypern bezwin-

bezwingen würde. Auſſer dieſen Staatsgründen konnte er durchaus keinen Widerſtand ertragen, und Schwierigkeiten machten ihn immer nur deſto hartnäckiger. Weil er aber wohl ſah, daß der projectirte Damm nicht nur eine ſehr ſchwere und langwierige Arbeit erfodern würde, ſondern auch nach aller Arbeit durch die Gewalt der Meereswogen weggeſpühlt werden dürfte, und daß die Schwierigkeiten aller Art ſo groß waren, daß ſie ihn zu lange von der Verfolgung ſeiner andern Anſchläge abhalten möchten, ſo beſchloß er einen Vergleich zu verſuchen, und ſchickte daher Herolde mit Friedensvorſchlägen an die Tyrier. Anſtatt aber ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben, ermordeten die verwegenen Bürger die Herolde, und warfen ihre Leiber von den Mauren herab ins Meer. Aus Wuth über dieſen Hohn war Alexander ganz außer ſich, und beſchloß, die Belagerung fortzuſetzen, es koſte was es wolle. Sogleich ließ er die höchſten Cedern des Libanons fällen, um daraus Schiffe und Thürme zu bauen, und in den benachbarten Städten alle nöthigen Kriegsmaſchinen zu Berennung der Mauern zu verfertigen.

So viele Beſchwerden die macedoniſchen Soldaten bisher ohne Murren erduldet, ſo viele Schwierigkeiten ſie beſiegt hatten, ſo dünkte ihnen doch die jetzige Unternehmung allzu ſchwierig und gefahrvoll, und ſobald der Befehl gegeben ward, die Meerenge auszufüllen, entſtand ein großes Murren im Heer. Der Soldat näherte ſich den Felſen, die das Ufer begrenzten, maß mit den Augen die Tiefe des Waſſers, und wich voll Schrecken zurück. „Hält uns Alexander, ſagten die Frechſten, etwa für Titanen, daß er uns ein ſolches Werk zumuthet? Erſchöpften wir auch alle Steinbrüche Phöniziens und alle Cedernwälder des Libanus, wie könnten wir hoffen, dieſe

Ab-

Abgründe auszufüllen? Das erfodert über einander gethürmte Gebürge, die der Despot von Giganten mag hertragen lassen. Und vielleicht finden wir auf den Mauren von Tyrus gar einen Jupiter, der uns mit seinem Donner zerschmettern dürfte.“

Dieses Murren blieb dem Eroberer nicht verborgen, und im Vertrauen auf seine hinreissende Beredsamkeit kam er selbst, um es zu besänftigen. Mit Flammenzügen schilderte er die schändliche Verletzung des Völkerrechts, welche die Tyrier durch Ermordung der ihnen zugeschickten Friedensherolde begangen hatten. Er reitzte die Eigenliebe der Ueberwinder des Darius, sich nicht von einem schwachen Feind, den sie züchtigen könnten, trotzen zu lassen; und was den Damm betraf, vor welchem ihr Muth zurückbebte, so nahm er auf einmal den Ton des Begeisterten an, dessen sich so mancher Eroberer zur Unterjochung schwacher Köpfe so glücklich zu bedienen wußte: „Fürchtet euch nicht länger, rief er, der Himmel hat sich diese Nacht vor mir aufgethan; ich sah den Halbgott, der mit seinen unsterblichen Händen Calpe und Abyla von einander rieß und die beiden Meere verband*). Er reichte mir die Hand, zeigte mir den durch mein tapferes Heer unterjochten Ocean, und öffnete mir die Thore von Tyrus. Greift nur muthig die Arbeit an; die Winde werden sich besänftigen, die Wogen sich legen, und ganz Phönizien wird euer seyn.“ Diese Worte weckten von neuem den Enthusiasmus der Macedonier, und sie waren nicht abgeneigt zu glauben, Her-

*) Dieser Halbgott ist Herkules, der an den Küsten von Afrika und Europa auf den Bergen Calpe und Abyla zwei Säulen zum immerwährenden Andenken an seine Thaten aufrichtete, davon jene Berge selbst Säulen des Herkules hießen.

Herkules Hand würde ihnen die Thore von Tyrus öffnen. Im Vertrauen auf sein vom Alexander ihnen angekündigtes Orakel fiengen sie nun voll Eifer an, die Meerenge auszufüllen. Niemand blieb müßig, keine Hand war unbeschäftigt, alles trug Erde, Holz, Stein und jedes andere Material in Menge herbei. Der Boden des Meeres war von festem Thon, der statt des Mörtels diente, und alles, was hinein gesenkt wurde, stärker verband, als durch Kunst hätte geschehen können. Bei der regsten Thätigkeit und der Menge der Arbeiter währte es nicht allzu lange, so erwuchs das Werk zu der Höhe eines Berges, allein es reichte doch noch nicht bis an die Oberfläche des Wassers. Je weiter man vom Ufer abkam, desto tiefer war das Meer, desto mehr Holz nnd Steine verschlang es in seinen Abgrund. Aber die Soldaten, durch die Gegenwart ihres Königs entflammt, trugen unermüdet zu, ohne die Tiefe zu messen.

Die Tyrier waren anfangs bei diesem Unternehmen ziemlich unbesorgt. In jedem Augenblicke erwarteten sie, daß ein Windstoß mit einem mal die Arbeit sammt den Arbeitern vertilgen würde. Als sie aber den Damm sich nach und nach über die Fläche des Meeres erheben sahen, fieng ihre tiefe Sicherheit an, allmählich zu verschwinden. Sie ließen leichte Schiffe auslaufen, die um den Damm herum fuhren, und ihn an den schwächsten Stellen zu beschädigen suchten. Die am Bord dieser Schiffe befindlichen Soldaten setzten zugleich den Macedoniern so sehr mit Pfeilen zu, daß man zu ihrem Schutze Decken ausspannen und an der Spitze des Damms, zur Abwehrung der Feinde, zwei Thürme aufführen mußte. Da aber die Besorgnis der Tyrier mit der ihnen drohenden Gefahr immer wuchs, so schickten sie ihre Greise, Weiber, Kinder und Schätze nach Karthago;

und

und da sie alles, was ihnen theuer war, in Sicherheit wußten, fürchteten sie sich nicht länger, zu sterben.

Aberglauben und Wundersucht waren immer taugliche Werkzeuge, um auf eine rohe, unwissende Menge zu wirken, und sie nach Willkühr zu lenken. Darum fehlte es auch bei dieser schwierigen Unternehmung fortdaurend nicht an sonderbaren Anzeichen, außerordentlichen Erscheinungen und offenbaren Wundern, die allgemeine Verwunderung erregten. So sahen z. B. die tyrischen Schmiede, welche Waffen und Kriegswerkzeuge verfertigten, in ihren Feueressen, mitten in den Flammen, Blut fließen. Ein Phönizier hatte im Traum den Apollo drohen gehört, daß er die Stadt, deren Schutzgott er war, verlassen wolle. Seine Mitbürger, um die Wirkung des Traums zu vernichten, hatten den Träumer steinigen wollen, der aber in den Tempel des Herkules entflohen war; und damals hatte der tyrische Magistrat den naiven Einfall, die Statue des Apollo mit goldenen Ketten an ihrem Fußgestell festzubinden. — Auch das macedonische Lager war nicht unfruchtbar an Wunderdingen. Als ein Soldat sein Kommisbrod durchschnitt, sah er Blutstropfen aus demselben fließen. Alexander selbst erschrack darüber, und ließ seinen Wahrsager Aristander kommen, der dem Könige glücklicher Weise seine Besorgniß zu benehmen wußte. „Wäre das Blut, sprach er, auswendig aus dem Brode geflossen, so wäre das eine unglückliche Vorbedeutung für den König von Macedonien gewesen; da es aber inwendig herausgeflossen ist, so verkündigt das offenbar den Untergang der Stadt, die man belagert.“

Dieser Wahrsagung Aristanders ungeachtet, kam man gleichwohl mit der Belagerung nicht weiter. Alexander, dessen thätiges und ungeduldiges Genie sich nicht

nicht zu den langwierigen und kleinlichen Operationen einer Blokade herablaſſen konnte, überließ das Kommando der Armee ſeinen Generalen, und begab ſich an der Spitze eines fliegenden Korps nach Arabien. Seine Abſicht war, den Räubereyen einiger herumſtreifenden Horden dieſes Landes Einhalt zu thun, welche dann und wann die Macedonier, beim Fällen der Cedern auf dem Antilibanus, beunruhigten. Sobald er an den Grenzen Arabiens erſchien, zogen die Räuber ſich in's Innere des Landes zurück, und der Held, der nun keine bewafneten Leute mehr zu bekämpfen hatte, kam wieder nach Phönizien.

Die Tyrier hatten in Alexanders Abweſenheit ihre Bemühungen verdoppelt, die Arbeiten am Damm zu zerſtören. Sie beluden das Hindertheil eines Kriegsſchiffes mit einer ungeheuren Laſt, ſo daß die Seite des Vordertheils höher aufſtund, und nachdem ſie es ganz mit Pech, Schwefel und Harz überzogen hatten, ließen ſie es in's Meer laufen. Kaum berührte es die Spitze des Damms, ſo ſteckten die darauf befindlichen Leute es in Brand, und machten ſich auf ihren Schaluppen davon. Das brennende Schiff theilte die Flamme den Thürmen mit, und in wenig Augenblicken waren dieſe zum Schutze der Arbeitsleute beſtimmten Feſtungen in die Aſche gelegt. Auf dieſes Unglück folgte bald ein anderes. Jener fürchterliche Weſtwind, welchen die Tyrier ſchon lange mit heiſſen Gelübden zu Hülfe riefen, wehte endlich mit großer Gewalt. Die aufgethürmten Wogen ſtürmten gegen die Mitte des Dammes, trieben die ſchlecht verbundenen Steine, auf welchen er ruhte, auseinander, und als einmal ein Theil des Werkes zerriſſen war, ſtürzte das übrige in den Abgrund des Meeres zuſammen.

Alexander kam an, als sein Damm nicht mehr war; alle bisherigen Anstrengungen waren vergebens, eine kostbare Zeit war umsonst verschwendet worden. Dieser Unfall, der jeden andern Menschen, als Alexandern, muthlos gemacht haben würde, nahm weder ihm noch seinen Soldaten den Muth. Diese warfen nun ganze Cedern mit allen ihren Zweigen ins Meer, um die Gewalt der Wogen zu brechen, und unter Bedeckung dieser Schutzwehr legten sie von neuem Hand an's Werk. Um eine größere Anzahl Thürme aufführen und vermittelst derselben den Damm desto besser vertheidigen zu können, ward beschlossen, ihm eine größere Breite zu geben. Die Belagerten schliefen dagegen auch nicht. Sie sandten geschickte Taucher ab, die sich, vom Feinde ungesehen, ins Meer stürzten, unter dem Wasser fortschwammen, und, wenn sie an den Fuß des Dammes kamen, die Zweige, welche sie am besten fassen konnten, mit Hacken losrissen, oder den Stamm eines Baums mit Stricken umbanden, und nachdem sie wieder in ihre Schaluppen gestiegen waren, mit aller Gewalt fortruderten, um ihn, mit dem Theile des Dammes, dem er zur Grundlage diente, loszureissen. Doch alle diese Künste waren unnütz; Alexanders glückliches Gestirn behielt die Oberhand, und der Damm ward, Dank dem Schweigen der Winde, vollendet.

3.

Fortdaurender Kampf mit vielfachen Schwierigkeiten. Endlicher Sieg.

Es war nun ein großer Schritt zur Einnahme der Stadt geschehen; aber noch immer blieb viel zu thun

übrig.

übrig. Tyrus hatte nicht allein hohe und feste Mauren, nicht nur Bewohner, die in Vertheidigung derselben das äußerste zu wagen entschlossen waren: es stund ihnen auch eine furchtbare Seemacht zu Gebote, die dem Belagerungsheere Tod und Verderben bereiten konnte.

Alexander erkannte wohl, daß er ohne eine hinlängliche Seemacht die tyrische Flotte unmöglich würde in Ehrfurcht erhalten, und seine Operationen ungestört fortsetzen können. Daher foderte er die Seemächte auf, ihn mit Schiffen zu unterstützen. Sie waren bisher den Fahnen des Perserkönigs Darius gefolgt; allein geschreckt durch die Fortschritte der macedonischen Waffen erklärten sie sich jetzt für Alexandern, sandten ihm von allen Seiten her Hülfe zu, und zu ihrem Schrecken sahen die Tyrier das Meer mit feindlichen Schiffen bedeckt. Unverzüglich stellte der kühne Eroberer die Flotte, die sich um ihn her gebildet hatte, in Form eines halben Mondes in Schlachtordnung, übernahm selbst das Kommando des rechten Flügels, und bot dem Feinde ein Treffen an. Tyrus wagte es, ungeachtet seiner großen Ueberlegenheit in der Seekriegskunst, nicht, die Ausfoderung anzunehmen; es begnügte sich, drei Galeeren aus seinem Hafen auslaufen zu lassen, um ein Scharmützel zu versuchen. Alexander fiel sie an, zertrümmerte sie, und kehrte triumphirend in sein Lager zurück.

Allmählig fiengen die Tyrier an, einen unglücklichen Ausgang der Belagerung zu befürchten. Um ihre Vertheidigung zu verdoppeln, erbauten sie in größter Eile, fünf Fuß von ihren Mauern, eine neue zehen Ellen dicke Mauer, und zerschnitten den Raum zwischen beiden, theils durch Gräben, theils durch Schutthaufen. Die Macedonier hingegen, deren Damm nun bis an die Mauer reichte, rüsteten sich

zu einem Sturm. Alexander verband eine Menge seiner Schiffe je zwei und zwei, und in die Queer; der Zwischenraum war durch eine Art von Fußboden ausgefüllt, der auf Segelstangen ruhte, und mit Bogenschützen besetzt war, die, durch die Vordertheile gedeckt, ohne Gefahr auf die Tyrier schossen, welche die Mauer besetzt hatten. Man ließ auch schwimmende Thürme anrücken, die der Höhe der Mauren gleich kamen; die Soldaten, welche dieselben führten, ließen, sobald sie ganz nahe kamen, Zugbrücken auf die Brustwehren herabfallen, und warfen sich mitten unter die Belagerten. Die auf dem Ende des Damms errichteten Kriegsmaschinen jagten ein noch größeres Schrecken ein, indem sie die Mauern in der Länge einer Hufe Landes niederwarfen. Alexander glaubte sich schon im Besitz der Stadt, als ein Sturm, der sich plötzlich erhub, seine Hofnung vereitelte, und seine Rache aufs neue verzögerte. Dieser Sturm war nicht heftig und anhaltend genug, um den Damm noch einmal zu zerstören; aber seine Wuth traf die macedonische Flotte. Die Schiffe, durch schwache Segelstangen verbunden, stießen mit Krachen auf einander; der bewegliche Fußboden, der ihnen zur Kommunikation diente, zerbrach sogleich, und das Meer verschlang die Soldaten, die er trug, sammt den Maschinen.

Sobald sich der Sturm gelegt hatte und der Schaden ausgebessert worden war, ließ Alexander einen zweiten Sturm auf die Stadt unternehmen; er mußte aber zu seinem höchsten Verdrusse sehen, daß die Anstrengungen seiner Soldaten vergebens waren. Je nachdrücklicher die Tyrier angegriffen wurden, desto muthvoller vertheidigten sie sich, entschlossen, entweder frei zu leben oder zu sterben. Von jedem Theile ihrer Mauer schütteten sie ganze Wolkenbrüche verhee-

render

render und tödlicher Geschosse auf die Schiffe und Menschen herab, die sich ihnen zu nahen wagten. Mochten die Macedonier noch so sinnreich seyn in Erfindung neuer Angriffswerkzeuge, die Belagerten waren nicht minder sinnreich, deren Wirkungen zu vereiteln. In welcher Richtung auch die Mauerbrecher aufgepflanzt wurden, da wurden unverzüglich rohe Häute und wollene Decken ausgebreitet, um die Stöße der Sturmböcke zu schwächen. Und ward gleichwohl irgendwo in der Mauer eine Bresche gebrochen, so stürzten sich Schaaren von Kämpfern hinein, um die Oefnung zu vertheidigen. Die Tyrier schmiedeten lange eiserne Dreyzacke, mit welchen sie die macedonischen Soldaten, sogar auf den Zinnen ihrer Thürme verwundeten. An diese Dreyzacke befestigten sie Netze, worinn sie die Feinde verwickelten, und sie so auf ihre Mauren zogen. Der Soldat, der in einer solchen Schlinge gefangen war, mußte entweder seine Waffen fahren lassen, und sich so nackt den Pfeilen der Feinde bloßgeben; oder wenn er seine Waffen behielt, so konnte er sich nicht anders der Sklaverey entziehen, als wenn er sich oben von dem Thurm, den er nicht mehr zu vertheidigen im Stande war, herabstürzte. Die Pfeile und andere Wurfwaffen der Feinde machten die Tyrier dadurch unnütz, daß sie marmorne Räder auf ihre Mauren stellten, die immer in Bewegung waren, so daß sie dieselben zur Rechten oder zur Linken verschleuderten, und sie oft gar auf den Soldaten, der sie geworfen hatte, zurückschleuderten. Ueberwanden die Macedonier alle diese Schwierigkeiten, und erschienen oben auf der Mauer, so richteten die Belagerten augenblicklich ihre Maschinen gegen diejenigen, von denen sie am meisten zu befürchten hatten. Bald warf ein Felsstück, von einem Katapult geschleudert, sie von der Mauer herab;

bald

bald hob eine eiserne Hand, durch einen unsichtbaren Faden gelenkt, sie mit ihrer Rüstung auf. Kurz, der Tod erschien den Belagerern unter allen möglichen Gestalten, und sie mußten sterben, ohne sich zu rächen, ja ohne sich nur vertheidigen zu können. Die fürchterlichste von den mörderischen Erfindungen der Tyrier war der Sand, welchen sie im Feuer glühend machten, und ihn in eine Art eherner Töpfe füllten, die sie den Belagerern auf die Köpfe herabwarfen. Der Soldat schüttete sich, durch die Bewegung, die er machte, um diese gefährlichen Töpfe von sich abzuwerfen, den glühenden Sand durch die Fugen seiner Rüstung auf den Leib, und mußte dann unter den fürchterlichsten Quaalen den Geist aufgeben.

Sieben Monate hatte die Belagerung bereits gedauert, und allmählich begannen die Macedonier ihrer überdrüssig zu werden. Mit wüthender Tapferkeit hatten sie gegen ihre unsichtbaren Feinde angekämpft, aber mit so wenig Erfolg, daß Alexander selbst sich genöthigt sah, zum Rückzug blasen zu lassen. Als er sich darauf in seinem Zelte seinen finstern Betrachtungen überließ, war er einen Augenblick unschlüßig, ob er nicht die Belagerung aufheben sollte, um Egypten zu erobern. Allein die Furcht, daß sein Ruhm nicht ohne Schatten auf die Nachwelt kommen möchte, erzeugte in ihm den Entschluß, einen neuen Angriff zu versuchen.

Es wurden wieder allerlei Kunstgriffe angewendet, um den sinkenden Muth der Truppen zu heben. Mancherlei Vorbedeutungen und Wunder verkündeten den nahen Fall der Stadt. Bald hieß es, Herkules habe Alexandern eingeladen, in Tyrus einzuziehen. Ein andermal träumte dem König, daß ein Satyr vor ihm herum hüpfe, daß er eine zeitlang seinen Versuchen, ihn zu erwischen, entschlüpft, endlich

lich aber, durch sein anhaltendes Bestreben besiegt, sich ihm ergeben habe. Diese und andere Anzeichen waren nach der Behauptung der Wahrsager, auf welche die macedonischen Krieger ein unbedingtes Vertrauen setzten, und welche daher in Verlegenheiten Alexanders gewöhnlicher Nothbehelf waren, sichere Merkmale, daß die Götter die Einnahme von Tyrus beschlossen hätten. Man besann sich nicht lange, die Zuversicht, welche durch diese Versicherungen in den Gemüthern der Soldaten erweckt worden war, zu benutzen. Schon hatten die Maschinen in den Mauren beträchtliche Oefnungen gemacht. Auch stand zu vermuthen, daß durch die unaufhörlichen Fatiken und die vielen scharfen Gefechte, welche die Tyrier erduldet hatten, ihre Anzahl um ein beträchtliches gemindert seyn müßte. Dem zufolge veranstaltete Alexander einen Hauptsturm zu Wasser und zu Lande. Die Macedonier sollten in die Breschen dringen, und die Flotten zu der nemlichen Zeit die beiden Häfen, welche die Tyrier besaßen, einzunehmen suchen.

Verdiente die Geschicklichkeit, mit welcher Alexander seinen Angriffsplan entworfen hatte, das Lob des Kriegers, so verdiente die Genauigkeit und der Muth, mit welchem er ausgeführt wurde, kein geringeres.

Es herrschte eine allgemeine Meeresstille, als der Angriff unternommen wurde. Zuerst befahl Alexander einer Reihe von Schiffen, auf denen seine Kriegsmaschinen aufgestellt waren, so dicht als möglich an die Mauren hinzurudern, und daselbst vor Anker zu legen. Die Maschinen spielten sogleich mit fürchterlicher Gewalt gegen die Mauren, und machten in kurzer Zeit eine ziemliche Oefnung. Sodann lichtete die erste Reihe von Schiffen die Anker, und stach in die See; eine zweite Reihe, welche Mauerleitern am

Bord

Bord hatte, nahm ihre Stelle ein. Es rückte eine Schaar leichtbewafneter Truppen heran, um auf einer Seite einen Angriff zu machen, während eine andere Schaar von einer andern Seite die Operationen beginnen ſollte. Alexander ſelbſt war an der Spitze einer größern Macht gegenwärtig, um beide zu unterſtützen. So wie er alles aufbot, um die anrückenden Stürmer mit Enthuſiasmus für das kühne Unternehmen zu begeiſtern und das Gelingen zu befördern: ſo war er auf der andern Seite darauf bedacht, den Widerſtand der Belagerten zu ſchwächen. In dieſer Abſicht ließ er verſchiedene falſche Angriffe machen, und befahl auch, daß eine kleine Flotte von ausgerüſteten Fahrzeugen beſtändig rund um die Stadt ſegeln, ſie bald hie bald da bedrohen, und auch wirklich angreifen ſollte, wo es mit Vortheil geſchehen könnte. Dieſe Liſt beförderte die Operationen nicht wenig; die Belagerten wurden verwirrt, theilten ihre Kräfte, und erlagen um ſo eher den wüthenden Angriffen der ergrimmten Macedonier.

Alexander ſelbſt that an der Spitze ſeiner tapferen Schaaren Wunder der Tapferkeit. Er ſtieg zuerſt oben auf einen Thurm, der auf einer ſeiner Galeeren errichtet war, befahl die Zugbrücke niederzulaſſen, ſprang allein auf die Mauer, und ſtieß mit ſeiner Lanze und ſeinem Degen alles nieder, was ihm in den Weg kam. Die Macedonier, welche die Gefahr ihres Königs ſahen, erſtiegen nun die Mauern von allen Seiten; die Mauerbrecher ſtießen die Schanzen nieder; die Truppen erſtiegen die Breſche, und die Flotte drang in den Hafen. Da die Tyrier ſich auf ihren Mauren nicht mehr halten konnten, ſo zogen ſie ſich in gedrängten Schaaren nach einem feſten Platze zurück, den ſie noch zu erhalten hoften. Alexander aber jagte ihnen nach, und überfiel ſie mit einer

ner ſolchen Wuth, daß ſie nicht im Stande waren zu widerſtehen. Nach einem großen Blutbade flohen ſie von neuem, und ſuchten in verſchiedenen Gegenden der Stadt Schutz. Ob ihnen gleich jetzt kein Rettungsmittel mehr übrig blieb, ſo kämpften ſie doch noch lange gegen ihr Schickſal. Die meiſten ſtiegen auf die Dächer ihrer Häuſer, und warfen einen Hagel von Steinen auf die Soldaten des Eroberers herab. Einige ſchleppten ſich, mit Blut und Wunden bedeckt, zu den Bildern ihrer Hausgötter und durchſtießen ſich neben denſelben das Herz. Andere ſtürzten ſich unter die andringenden Feinde, und entledigten ſich des Lebens, das ihnen läſtig war, indem ſie es zugleich ihren Ueberwindern raubten.

Der Sieger konnte nun, im völligen Beſitze von Tyrus, ohne Gefahr edelmüthig ſeyn; er war es aber nicht. Voller Wuth, daß er ſieben Monate am Fuße ſeiner Mauren hatte zubringen müſſen, gab er Befehl, alle Bürger niederzuhauen, diejenigen allein ausgenommen, welche ſich in die Tempel geflüchtet hätten, und die Häuſer in Brand zu ſtecken. Dieſer unmenſchliche Befehl wurde unter Trompetenſchall bekannt gemacht; aber kein Tyrier, der die Waffen zu tragen im Stande war, wollte ſich das Vorrecht der Zufluchtsörter zu Nutze machen. Die Tempel waren daher nur mit Kindern, Jungfrauen und Greiſen angefüllt; die Bürger, welche ſich zu vertheidigen fähig waren, ſtanden am Eingange ihrer Häuſer, wie Opferthiere unter dem Meſſer der Prieſter, und erwarteten den Augenblick, da man ſie abſchlachten würde. Glücklicherweiſe wurde der ſchreckliche Befehl nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung vollzogen. Es befanden ſich unter Alexanders Armee eine Menge Sidonier, die, aus Achtung gegen das Unglück eines Volks, welches gleichen Urſprungs mit ihnen war,

ſtatt

ſtatt die Tyrier, die ſich freiwillig ihren Schwerdtern darboten, mit kaltem Blute niederzuhauen, ſie insgeheim auf ihre Schiffe brachten, und nach Sidon überſetzten. So entgiengen fünfzehntauſend Mann der Wuth des Siegers. Dagegen ließ er zwei tauſend dieſer Unglücklichen, die in ſeine Hände fielen, längs dem Strande hin kreuzigen, und mehr als dreißigtauſend zu Sklaven verkaufen.

Der Brand hatte nur einen Theil der eroberten Stadt in die Aſche gelegt. Alexander ließ auf den Ruinen wieder neue Häuſer aufbauen, und verſammelte aus den umliegenden Gegenden Anbauer; aber Tyrus erlangte nie ſeinen Ruhm wieder: es blieb ein kleines Städtchen, doch nicht ohne Fabriken und Manufakturen.

II. Die Belagerung von Sagunt, durch Hannibal.

Im Jahr 218 vor Chriſti Geburt.

I.

Karthago durch Handlung blühend, erhält an Rom eine Nebenbuhlerinn, und wird von derſelben beſiegt.

Die berühmteſte Kolonie, welche Tyrus am mittelländiſchen Meere gegründet hatte, war Karthago, auf der am nördlichſten hervorragenden Spitze Afrika's, da wo jetzt Tunis liegt, Sizilien gegenüber. Die Zeit

Zeit der Gründung dieſes ſo berühmt gewordenen Staats läßt ſich nicht genau beſtimmen; ſie fällt in das neunte Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Durch den innern Wohlſtand, den ein mit Anſtrengung getriebener Ackerbau, und eine ausgedehnte reiche Handlung ſeinen Bürgern gab, hatte ſich Karthago zu einem mächtigen Staate erhoben. Von den emſigſten Handelsleuten abſtammend, waren alle Karthaginenſer vom Handelsgeiſte belebt, und trefflich kam ihnen dabei ihre Lage zu ſtatten. Im Mittelpunkte des mittelländiſchen Meeres gelegen, den Morgen- und Abendländern gleich nahe zur Hand, umfaßte Karthago, durch die Meere, die es mit ſeinen Flotten bedeckte, alle Länder der bekannten Welt. Ungeachtet es aber ſtolz darauf war, eine Kolonie von Tyrus zu ſeyn, befolgte es doch die Handelsgrundſätze ſeiner Mutterſtadt nicht. Die Phönizier hatten ſich begnügt, die Faktoren der ganzen Welt zu ſeyn; die Karthaginenſer wollten auch die Nationen, die ſie bereicherten, unterjochen. Sie landeten oft mit bewafneter Hand bei friedſamen Völkern, ermordeten die Häupter derſelben, ſchändeten die Weiber, und verdammten diejenigen von ihren Kindern, welche ſchwach genug waren ſie zu überleben, zur Sklaverey des Bergbaues. In Spanien beſonders ließen die karthaginenſiſchen Seefahrer zugleich das Gold der Minen und das Blut der Einwohner fließen, die ſie bearbeiten mußten.

Anfangs ſchifften die Karthaginenſer wahrſcheinlich blos an den Küſten von Afrika hin, bis an die Straße von Gibraltar; hernach dehnten ſie, mit ihren Niederlaſſungen, auch ihre Abſichten weiter aus. Sie wagten es, um das Vorgebürge der guten Hofnung herum zu ſegeln, unter der Linie, troz der brennenden Luft, die man dort athmet, wegzuſchiffen,

und

und mit ihren leichten Schiffen die Reise nach Indien zu machen.

Der Handel der Karthaginenser bestand, vor den kriegerischen Räubereyen ihrer Seefahrer, darinn, daß sie die Produkte ihrer Industrie mit den Produkten der andern Nationen vertauschten. War das Meer durch Seeräuber unsicher, so schickten sie Karawanen in das Innere von Afrika, um von den Nasamonen die Rubinen einzuhandeln, die man in ihren Gebirgen fand. War das Meer frei, so beluden ihre Kaufleute ihre Schiffe mit ihren Schreinerarbeiten, mit ihrem Korduan, mit tyrischem Purpur, und mit jenen reichen Tapezereyen, welche Europa dem Luxus der Hauptstadt der Phönizier dankte. Sie führten diese Waaren nach Spanien, und vertauschten sie dort gegen Korallen, Alabaster, Pferde und Bauholz. Aus Egypten zogen sie, durch ihre Comtoirs zu Memphis, Leinwand, Papyrus und Segeltücher. Die Küsten des arabischen Meerbusens lieferten ihnen Rauchwerk, Gewürze und Spezereyen, und Indien selbst reichte ihnen den freiwilligen Tribut seines Elfenbeins und seiner wohlriechenden Hölzer.

Als Karthago sich bereichert hatte, wollte es auch, zur Bedeckung seiner Handelsmarine, eine Kriegsmarine haben; und es gelang ihm. Aber nicht blos auf dem Meere, auch auf dem festen Lande dehnte sich seine Macht immer weiter aus. Es entzog sich nicht nur dem Tribute, den es den afrikanischen Nationen anfangs bezahlen mußte, sondern erwarb sich auch ein ansenliches Gebiet in diesem Welttheile. Die Kolonien, welche es hier anlegte, entrichteten in der Folge einen so ansehnlichen Tribut, daß er eine Hauptquelle der karthaginensischen Staatseinkünfte wurde. Aus den zu diesen Kolonien geschlagenen Bezirken der Eingebohrnen entlehnten die

Kar-

Karthaginenſer auch rüſtige und muthige Krieger, die ihnen bei der Ausführung ihrer Eroberungsentwürfe große Dienſte leiſteten.

Indem Karthago an Macht und Größe täglich zunahm, eine Stadt, eine Inſel nach der andern ſich unterwürfig machte, ſelbſt entlegene Völker vor ſeiner ſichtlich ſteigenden Herrſchaft zu zittern anfiengen, und ſeine Flotten auf allen Meeren Ehrfurcht geboten, begann in Italien das zwar ſpäter entſtandene, aber nicht minder ſchnell zu ungewöhnlicher Kraftfülle und Ausdehnung ſich emporhebende Rom nicht ohne Beſorgniß auf die immer näher rückende Nachbarinn zu blicken, und dieſe ſah mit Scheelſucht auf eine Nebenbuhlerinn herab, die ihr in der Folge die Herrſchaft über die Welt ſtreitig machen könnte. Ehe beide Republiken einander auf dem Schlachtfelde die Spitze boten, hatten ſie ſich durch leere Traktaten verbunden, wodurch weder die eine noch die andere ſich einſchläfern ließ. Als endlich beide mit ihren Nachbarn im Friede waren, brach das Feuer, welches ſchon lange unter der Aſche geglimmt hatte, mit aller Gewalt aus. Die Römer und Karthaginenſer ſuchten beide einen Vorwand, um in den Augen Europens den Bruch der Traktaten zu rechtfertigen, und nun fiengen ſie einen Kampf auf Leben und Tod an, der ſich mit dem Untergange Karthago's endigen ſollte.

Sizilien, welches Rom und Karthago gleich bequem lag, und durch ſeinen Reichthum beider Ehrſucht zu reitzen gleich geſchickt war, wurde der Schauplatz des erſten Krieges zwiſchen den beiden Nationen. Die Veranlaſſung dazu war folgende:

Römiſche Miethsſoldaten hatten ſich auf Sizilien mit Gewalt der Stadt Meſſana (jetzt Meſſina) bemächtigt. Sie tödteten die Männer, heuratheten die Weiber, und herrſchten in der Stadt und der umlie-

genden

genden Gegend, allen Siziliern zum Aergerniß. Diese suchten daher sie einzuschränken, und dieß gelang so, daß die Römer fast die Stadt hätten verlassen müssen. Da bot ein karthaginensischer Feldherr den Römern Hülfe an, und diese schlugen sie nicht aus. Doch bald merkten sie, daß der Karthaginenser nicht ihnen helfen, sondern sich selbst der Stadt bemächtigen wolle. In dieser Verlegenheit schickten sie nach Rom und baten dort um Hülfe. Das römische Volk hatte vor nicht langer Zeit bei einer ähnlichen Gewaltthat seiner Soldaten geurtheilt, daß diejenigen, die sich so treulos einer Stadt bemächtiget hätten, hingerichtet würden. Jetzt aber wurde Hülfe gegen die Karthaginenser erbeten, und das römische Volk gewährte die Bitte. Dadurch ward die Fackel zum Kriege zwischen beiden Republiken mit einemmale entzündet, und verursachte einen Brand, den das von beiden Theilen vergossene Blut immer noch mehr entflammte. Die Geschichte liefert wenig Beispiele von Kriegen, welche mit solcher Erbitterung und Anstrengung von beiden Seiten geführt worden sind, als die Kriege dieser beiden Völker, welche man die punischen *) Kriege nennt, und wovon dieser der erste ist. Er begann im Jahr zweihundert und vier und sechzig vor Christo, und wüthete vier und zwanzig Jahre lang.

Rom war eine zeitlang unschlüßig, ehe es eine Armee nach Sizilien abschickte. Es fühlte auf der einen Seite die Ungerechtigkeit dieses Krieges; aber auf der andern Seite sah man nicht ohne große Besorgnis Karthago, die Beherrscherinn von Afrika und vom

*) Von dem lateinischen Worte Punus, welches, so wie Poenus, ursprünglich einen Phönizier, weil von den Phöniziern aber die Karthaginenser abstammten, auch einen Karthaginenser bedeutet.

vom mittelländischen Meer, Sizilien an sich reissen, und diese Insel zur Brücke machen, über welche es nach Italien übergehen könnte. Die Politik siegte über die Tugend, und die Feindseligkeiten begannen, unter Aussichten, die für Rom nicht die angenehmsten waren; denn es hatte keine Flotten, und das erste römische Heer setzte nur auf dürftig zusammen genagelten Brettern nach Sizilien über. Aber bald änderte sich die Lage der Dinge. Die Römer eroberten Messana, und verbreiteten Schrecken auf der ganzen Insel. Zufällig strandete an der Küste ein karthaginensisches Schiff; ein günstiges Ereigniß für die des Schiffbaues unkundigen Römer! Das gestrandete Schiff war das Muster, nach welchem sie in sechzig Tagen ihre erste Flotte von hundert und zwanzig Kriegsschiffen bauten. Diese Schiffe waren aber ziemlich unbehülflich, sie konnten nur mit äußerster Mühe fortgestossen werden; dennoch erfochten die Römer auf ihnen den ersten Seesieg über hundert und fünfzig karthaginensische Schiffe. Der römische Feldherr nemlich hatte eine Art Zugbrücke erfunden, welche man, so wie ein feindliches Schiff nahete, auf dasselbe niederfallen ließ. Wiederhacken hielten dann sogleich die beiden Schiffe zusammen, die römischen Soldaten sprangen auf die Brücke und in das karthaginensische Schiff, und fochten nun wie auf dem festen Lande. Für diesen ersten Seesieg errichteten die Römer ihrem Feldherrn Duilius eine marmorne Säule, an welcher die Schnäbel der eroberten feindlichen Schiffe befestigt wurden; und bewilligten ihm die Ehre, so oft er des Abends von einem Gastmahl nach Hause kehrte, mit Fackeln und Musik begleitet zu werden; eine Ehre, die andere Sieger nur an dem Tage ihres feierlichen Einzuges in Rom genossen.

Ein

Ein so glücklicher Versuch auf dem Meere munterte die Römer auf, diese Art von Krieg noch mehr zu kultiviren, und größere Flotten in See gehen zu lassen, mit denen sie sogar in die den Karthaginensern zuständigen Inseln, Sardinien und Korsika, überschifften, und daselbst Eroberungen machten; ja, nachdem ihr Konsul Regulus die Karthaginenser in einer großen Seeschlacht überwunden und ihnen mehr als sechzig Schiffe abgenommen hatte, gieng er selbst nach Afrika über, eroberte viele feste Plätze, und gewann in einer großen Schlacht einen so vollständigen Sieg über die Karthaginenser, daß diese um Frieden zu bitten genöthigt waren. Da aber die von den Römern vorgeschlagenen Bedingungen den Karthaginensern zu hart fielen, und zu gleicher Zeit ein mächtiger Beistand an Truppen aus Griechenland bei ihnen eintraf, setzten sie den Krieg von neuem fort, und waren auch so glücklich, die Römer völlig zu schlagen und den Konsul Regulus gefangen zu nehmen. Auch gelang es ihnen, ungeachtet die Römer wieder zwei Schlachten zur See gewonnen, obwohl auch sie auf dem Rückwege durch einen Sturm beinahe ihre ganze Flotte eingebüßt hatten, verschiedene Städte in Sizilien wieder zu erobern, und so ihre Angelegenheiten auf einen bessern Fuß zu setzen.

Es lag im Charakter der Römer, sich durch keinen Unfall beugen zu lassen, sondern sich nur desto muthvoller entgegen zu stemmen. Ob sie gleich einige Jahre nach einander, sonderlich zur See, mannigfaltigen Verlust erlitten, so setzten sie dennoch den Krieg mit allem Nachdruck fort, und stellten immer neue Flotten und Armeen auf den Kampfplatz. Die Karthaginenser hingegen, erschöpft durch den ungeheuren Aufwand an Truppen und Geld, den dieser für sie doch meist unglückliche Krieg erfoderte, sehnten sich

nach

nach Frieden. Zwar hatten ſie in den letzten Jahren des Krieges einen Feldherrn von vorzüglichen Talenten, den Hamilkar, allein auch er wußte den zerrütteten Angelegenheiten ſeines Vaterlandes zuletzt keine beſſere Wendung zu geben, als daß er zum Frieden rieth, weil der Staat ſich vor jetzt ſchlechterdings auſſer Stand ſah, den Krieg weiter fortzuſetzen. Die Römer dictirten die Bedingungen des Friedens mit Härte. Karthago mußte ganz Sizilien und alle zwiſchen dieſer Inſel und Italien gelegenen kleinen Inſeln räumen, die Kriegsgefangenen ohne Löſegeld zurück geben, und zweitauſend zweihundert Talente bezahlen, d. i. an drittehalb Millionen Thaler.

2.

Krieg mit den Miethsvölkern. Eroberungen der Karthaginenſer in Spanien.

Der Friede, den Karthago mit ſeiner Nebenbuhlerinn geſchloſſen hatte, gab ihm nicht die nöthige Ruhe, um die Triebfedern ſeiner Verfaſſung wieder zu ſpannen. Kaum war es der einen Gefahr entgangen, als es ſchon wieder in eine andere fiel, die nicht weniger fürchterlich, und der um ſo ſchwerer abzuhelfen war, da die Schuld davon an einem innern Fehler ſeiner Verfaſſung lag.

Karthago führte faſt alle ſeine Kriege durch Miethstruppen, die es von ſeinen Nachbarn nahm. Der reiche karthaginenſiſche Kaufmann fürchtete den Kriegsdienſt. Die beſoldeten Truppen machten aber der Republik öfters viel zu ſchaffen, denn nicht ſobald hatten ſie ſich über ihre Generale zu beſchweren, ſo foderten ſie mit dem Degen in der Hand Gerech-

tigkeit. Jetzt, nach Beendigung eines langen und unglücklichen Krieges, sollte Karthago die Truppen bezahlen. Allein, der mannigfaltige Verlust, den es erlitten hatte; der Abgang an Kontributionen, welchen der Verfall seiner Kolonien nach sich zog; die unermeßlichen Summen, die es den Römern hatte bezahlen müssen: alles hatte den Schatz des Staats erschöpft, und es war unmöglich, den rückständigen Sold sogleich zu bezahlen. Die Oberhäupter der Regierung glaubten durch das klägliche Geständniß ihres Unvermögens die Truppen zu rühren; aber durch eben dasselbe wurde die Dreistigkeit und der Trotz dieser aus mancherlei Nationen zusammen gesetzten Truppen nur vergrößert. Sie beschloßen, ihre Foderung mit den Waffen in der Hand durchzusetzen, und sie wählten daher aus ihrer Mitte zwei Anführer. Der eine, Spendius, ein überaus starker und kühner Mensch, ein campanischer Ueberläufer, der vorher zu Rom Sklave gewesen war, wünschte sich durch diese Empörung in einen andern Zustand zu versetzen, weil er sich sonst in Gefahr befand, an seinen vorigen Herrn ausgeliefert zu werden. Mathos, ein freigebohrner Afrikaner, hatte sich schon bei dem Ausbruche dieser Empörung sehr thätig bewiesen, und da er, wegen der unerbittlichen Strenge der karthaginensischen Regierung keine Verzeihung zu hoffen hatte, so fühlte er für die Fortdauer dieser Unruhen ein sehr lebhaftes Interesse. Er und Spendius suchten daher einen Vergleich zwischen den Soldtruppen und der karthaginensischen Regierung aus allen Kräften zu verhindern. Ihr Muth wuchs aber außerordentlich, als die den Karthaginensern unterworfenen afrikanischen Städte, die während dieses Krieges drückende Abgaben entrichten mußten, und die karthaginensische Regierung überhaupt sehr lästig fanden, sich mit den auf-

aufrühreriſchen Söldnern vereinigten, um bei dieſer ſchönen Gelegenheit zu ihrer Unabhängigkeit zu gelangen. Die Weiber derjenigen Männer, die der rückſtändigen Kriegsſteuren wegen hart behandelt worden waren, reitzten ebenfalls zur Empörung, und boten mit Vergnügen ihren Schmuck zu den Kriegskoſten dar.

Zwei furchtbare Heere rückten nunmehr unter ſchröcklichen Verwüſtungen gegen Karthago an, und dieſes befand ſich um ſo mehr in Verlegenheit, da es eben ſowohl von Truppen als von Geld entblößt war. Dennoch brachte es, durch außerordentliche Anſtrengung, ein großes, mit hundert Elephanten verſehenes Heer, zuſammen. Dieſes erfocht über die Aufrührer einen wichtigen Sieg; aber Hanno, der Oberbefehlshaber, wußte dieſen Sieg ſo wenig zu benutzen, und benahm ſich ſo unvorſichtig, daß er ſich überfallen ließ. Nun vertauſchte ihn die karthaginenſiſche Regierung gegen den Hamilkar, der an der Spitze von hunderttauſend Mann und ſiebenzig Elephanten die Aufrührer mit ſo glücklichem Erfolge bekriegte, daß ihre Häupter faſt allen Muth ſinken ließen. Sie ergriffen endlich, um ihren Leuten alle Hofnung zur Ausſöhnung zu benehmen, um ſie zu einer verzweiflungsvollen Gegenwehr zu nöthigen, das grauſame Mittel, alle Gefangenen ſehr unmenſchlich zu behandeln. Hamilkar rächte ſie dadurch, daß er alle Aufrührer, die ſich in ſeiner Gewalt befanden, den wilden Thieren vorwerfen ließ. Vielleicht würde er dieſen, mit ſo großer Erbitterung geführten Krieg eher geendiget haben, wenn Hanno nicht wieder an ſeiner Seite erſchienen wäre. Mit ihm kehrte Uneinigkeit zur karthaginenſiſchen Armee zurück, und ſie war in ihren Unternehmungen ſo unglücklich, daß ſelbſt die Städte Hippo und Utika, die bisher für die Karthaginenſer noch immer Ergebenheit bewieſen hatten, ſich

zu ihren Feinden schlugen, und Karthago wieder in große Gefahr gerieth. Doch Hanno entfernte sich wieder, und nun brachte Hamilkar die Aufrührer in eine solche Verlegenheit, daß sie endlich den schweren Entschluß faßten, auf einen Vergleich anzutragen. Ihre Oberbefehlshaber kamen zu Hamilkar, um mit ihm zu unterhandeln. Der karthaginensische General, durch das treulose Verfahren der Rebellen zu sehr gereitzt, glaubte ihnen keine Treue schuldig zu seyn. Darum ließ er, während die Oberbefehlshaber gefänglich verwahrt wurden, das Rebellenheer umringen, niederhauen und durch Elephantenfüße tödten. Dennoch blieben ihrer so viele übrig, daß sie diesen Krieg noch einige Zeit fortsetzen konnten. Da Hamilkar aber die afrikanischen Städte nöthigte, sich wieder der karthaginensischen Herrschaft zu unterwerfen, da Spendius gekreuzigt worden und Mathos in die Gefangenschaft gerathen war, so fehlte es den Aufrührern an ihrer wichtigsten Unterstützung und Aufmunterung, und der Krieg erreichte dadurch nach zwei Jahren sein Ende.

Rom lebte zwar während dieser Zeit mit Karthago äusserlich im Frieden, allein die beiden Staaten blickten stets mit neidischen Augen auf einander hin, und es war vorauszusehen, daß die Kriegsflamme bei der ersten Gelegenheit wieder wüthender als zuvor auflodern würde. Besonders störten die Römer den Frieden beständig durch grausame Feindseligkeiten. Während des Krieges mit den Miethvölkern führten Kaufleute aus Italien öffentlich dem Lager des Spendius Lebensmittel zu, und es mußte erst eine feierliche Vorstellung gegen diesen Bruch der Traktaten geschehen, ehe der Senat diesem schändlichen Verkehr mit Rebellen Einhalt that. Auf diese erste Beleidigung folgte bald eine zweite und größere. Denn

während Karthago von seinen Miethstruppen bedrängt wurde, nahmen ihm die Römer treulos Sardinien und Korsika weg. Die Karthaginenser säumten indessen nicht, sogleich Truppen und Schiffe auszurüsten, um ihre Rechte auf Sardinien zu behaupten, und diejenigen, welche die Einwohner zum Abfalle verleitet hatten, zu bestrafen. Allein die Römer nahmen daher Gelegenheit, den Karthaginensern den Krieg anzukündigen, unter dem Vorwande, diese Rüstungen seyen nicht gegen die Sardinier, sondern gegen sie selbst gerichtet. Die Karthaginenser, jetzt noch außer Stande, einen neuen Krieg anzufangen, schickten sogleich Gesandte nach Rom, welche einen neuen Vergleich mit den Römern abschließen, vermöge dessen die Karthaginenser die Insel Sardinien an die Römer abtreten, und diesen noch zwölfhundert Talente bezahlen müßten.

Solche Ungerechtigkeiten und grausame Bedrückungen konnten nur dazu dienen, den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu beschleunigen. Es kam nur darauf an, daß Karthago mehr Kräfte sammelte, um über die verhaßte Nebenbuhlerinn mit neuer Wuth herzufallen. In dieser Hinsicht richtete die Republik ihre Aufmerksamkeit vornemlich auf Spanien, das einzige Land, wo sie hoffen konnte, sich weiter auszudehnen. Von allen andern Seiten war Karthago theils durch Rom, theils durch die Natur beschränkt. Mit Asien hatte es gar keine Gemeinschaft. Afrika setzte seinen Usurpationen die brennende Schutzwehr des heissen Erdgürtels entgegen. Rom verhinderte es, durch den Despotismus seiner Traktaten, auf den ganzen Theil von Europa, welchen das mittelländische Meer bespült, sein Augenmerk zu richten. Hamilkar, der also blos in Spanien eine Thür, durch welche die Herrschaft seines Vaterlandes sich weiter ausdeh-

nen

nen ließe, offen sah, eilte, sich dahin zu begeben. Spaniens Eroberung sollte ihm den Weg bahnen, die Römer in Italien zu bekriegen, und ihrer emporstrebenden Herrschaft ein Ende zu machen.

Ein Theil von Spanien gehörte seit undenklichen Zeiten den Karthaginensern, die, dem Gebrauche der seefahrenden Völker gemäß, erst dort Handel getrieben, und sich am Ende desselben bemächtigt hatten. Das übrige war in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, die sich durch ihren unbiegsamen, freiheitliebenden, trotzigen Charakter furchtbar machten. Das Leben hatte für sie meistens nur einen geringen Werth, daher kam auch der Selbstmord so häufig unter ihnen vor. Ihre Lebensart war sehr einfach und mäßig. Bei Eicheln und Eichelbrod, bei Wasser mit Honig vermischt, in schlechten Wohnungen, wo sich ihr Lager meistens auf dem unbedeckten Boden befand, da blieb ihr Körper unverzärtelt, da gewann er die Stärke, die ihn im Kampfe so unwiderstehlich machte. Ihren ernsthaften Sinn bezeichnete auch die ihnen so gewönliche schwarze Kleidung. Diese Völker, die in den Hauptzügen ihres Charakters und ihrer Lebensart so manches gemeinschaftlich hatten, waren hauptsächlich durch Flüsse von einander getrennt. Am Ausflusse des Duero und Tajo (damals Durius und Tajus) wohnten die Lusitanier, von welchen diese ganze Gegend den Namen Lusitanien erhielt. Das Land am Ausflusse des Bätis (Quadalquivirs), der fruchtbarste Theil Spaniens, war schon von den Phöniziern mit schönen Städten angefüllt worden. Unter den Völkern desselben machten sich die Turdetaner, in der Gegend von Sevilla, die Turduler um Corduba, und die Bastuler, Abkömmlinge der Phönizier, vorzüglich bekannt. In dem nördlichen Spanien breiteten sich, unter vielen andern Völkern, die Gold- und Pferdereis

reichen Asturier, und die in der Vertheidigung ihrer Freiheit äußerst standhaften Cantabrer und Celtiberier aus.

So war das Land beschaffen, zu dessen Eroberung Hamilkar unter Segel gieng. Er durchschnitt mit seiner Flotte die Meerenge von Gibraltar, und da die Gegend, wo er landete, von Abkömmlingen phönizischer und karthaginensischer Kolonisten bewohnt war, so fand er keinen Widerstand. Die Bezwingung der tapfern Einwohner wurd' ihm dadurch sehr erleichtert, daß sie ihre Freiheit nicht gemeinschaftlich vertheidigten. Am muthigsten vertheidigten sich die Völker in Lusitanien, wo Hamilkar, nachdem er fast neun Jahre in Spanien Krieg geführt hatte, sein Leben einbüßte. Sein Nachfolger war sein Schwiegersohn Asdrubal, ein tapferer Krieger, der den Erwartungen seines Vaterlandes vollkommen entsprach. Er unterjochte die Nationen, die sich dem Schwerdte Hamilkars noch widersetzt hatten, vollends; belebte, durch weise Gesetze, die von den Phöniziern an den Küsten gestifteten Kolonien, und legte am mittelländischen Meere eine Stadt an, die er Neukarthago (jetzt Karthagena) nannte, und mit allem versah, was sie fest, und zur Bequemlichkeit des Handels geschickt machen konnte. Die Lage dieser neuen Stadt war die vortheilhafteste, und diente sowohl dazu, die Verbindung zwischen Afrika und Spanien immer offen, als auch die dortigen unterjochten Völker im Zaum zu halten.

Rom, welches seine Nebenbuhlerinn auf immer gebeugt zu haben glaubte, sah voll Eifersucht ihre Vergrößerung auf der einzigen Seite, wo seine Politik ihr sich auszubreiten erlaubt hatte. Gerne hätte es ihr, mit dem Degen in der Faust, ihre Eroberungen entrissen; aber die Furcht vor den Galliern,

die

die ihm einen Einfall drohten, hielt es zurück. Es schickte indessen eine Gesandtschaft nach Spanien, und bestimmte nach Willkühr den Fluß Ebro als Grenze des Vordringens der Karthaginenser; auch sollten sie die Stadt Sagunt, noch auf der Westseite des Ebro, nicht berühren, weil sie mit Rom verbündet wäre.

Asdrubal war keineswegs gesonnen, diese Befehle zu respektiren, und noch weniger sein Nachfolger im Kommando, der berühmte Hannibal, der Sohn des Hamilkar, ein Feldherr, der an Geistesgröße und Heldenmuth Wenige seines gleichen in der Weltgeschichte hat. Schon mit der Milch der Mutter hatte er den Haß Roms eingesogen. Als einen noch kleinen Knaben hatte sein Vater ihn vor den Altar geführt, und ihm einen schauerlichen Eid abgenommen, daß er nie mit Rom in Freundschaft leben, noch jemals aufhören wolle, seiner Macht zu steuren, bis er oder jene nicht mehr da wären. Er war groß und wohlgewachsen, hatte ein feuriges Auge, einen würdevollen Gang, und eine edle kraftvolle Stimme. Keine Gefahr konnte seine Geistesgegenwart erschüttern, keine Anstrengung seinen Körper ermüden; er war eben so unempfindlich gegen Frost und Hitze, als gleichgültig gegen die Reitze des Wohllebens; er konnte hungern und dursten, Nächte durchwachen, und begehrte nichts von dem geringsten Soldaten voraus. Er schlief oft im Kriegsmantel auf bloßer Erde, gieng gekleidet, wie jeder andere, war der erste und der letzte im Treffen. Auch waren ihm die Soldaten mit Enthusiasmus zugethan, und ertrugen unter seiner Leitung fast unglaubliche Beschwerden.

Kaum hatte Hannibal nach dem Tode seines Schwagers Asdrubal, der unter der Hand eines Meuchelmörders gefallen war, das Oberkommando übernom-

nommen, so dacht' er alles Ernstes darauf, den Krieg gegen die Römer einzuleiten, um ihn mit Nachdruck und der Hofnung eines wahrscheinlich glücklichen Erfolges führen zu können. Einige glänzende Siege, die er über die Spanier erfocht, benahm den Feinden die Lust zum fernern Widerstande. Alles beugte sich vor dem gleich einem reissenden Strome einherschreitenden Hannibal, und bis an die Ufer des Ebro war, mit Ausnahme der Stadt Sagunt und ihrem Gebiete, ganz Spanien den Karthaginensern unterworfen. Hannibal hatte sich wohl in Acht genommen, diese Stadt eher feindlich zu behandeln, bis er sich des Besitzes von dem übrigen Theile Spaniens versichert haben würde; nun aber dachte er mit Ernst darauf, auch diese dem Gebiete der Karthaginenser einzuverleiben. Mit schlauer List streute er zwischen den Saguntinern und ihren Nachbarn den Saamen der Uneinigkeit aus, um sich in die daraus entstandenen Händel mischen zu können. Die Saguntiner, welche die ihnen drohende Gefahr lange schon geahndet hatten, schickten sogleich, da sie dieselbe immer näher gegen sich hereinbrechen sahen, eine Gesandtschaft nach der andern an die Römer, um diese von den gewaltigen Fortschritten der Karthaginenser zu benachrichtigen, und wegen der ihnen mit jeder Stunde näher rückenden Gefahr ihren Beistand zu erflehen.

Rom beschloß, Gesandte nach Spanien zu schicken, welche sich von dem Zustande der Sachen näher unterrichten, und dem Hannibal, nichts feindliches wider die Saguntiner zu unternehmen, andeuten sollten. Als diese Gesandten zu Neukarthago ankamen, stund Hannibal mit seiner Armee im Felde. Er ließ ihnen sagen, sie sollten seiner daselbst warten, und als er dort angekommen war, ertheilte er ihnen Audienz.

Die

Die Römer beriefen ſich auf den ehemals mit dem Asdrubal errichteten Vertrag, und erinnerten ihn, Kraft deſſelben, ſowohl jenſeits des Ebroſtromes zu bleiben, als inſonderheit die mit ihnen im Bunde ſtehende Stadt Sagunt unangetaſtet zu laſſen. Ohne ſich weiter hierauf einzulaſſen, antwortete ihnen Hannibal, daß bei einem Aufſtande zu Sagunt, wo die Römer zu Schiedsrichtern aufgerufen worden wären, auf deren Veranlaſſung einige obrigkeitliche Perſonen ungerechter Weiſe den Tod erlitten hätten; die Karthaginenſer machten ſich's aber zur Pflicht, keine Ungerechtigkeiten dieſer Art ungeahndet zu laſſen, und überdieß ſeyen einige Karthaginenſer in Spanien von den Saguntinern beleidigt worden, ohne dafür Genugthuung empfangen zu haben. Da die Römer keine befriedigende Antwort erhalten konnten, reiſeten ſie ſogleich wieder ab, nachdem ſie Hannibaln nochmals mit der Römer nachdrücklichſten Rache gedroht hatten, im Falle er feindſelig wider die Saguntiner verfahren würde.

Hannibal, der indeß nach Karthago um Verhaltungsbefehle in Betreff Sagunts geſchickt, und auf ſeine Vorſtellung, daß die Saguntiner auf das Bündniß mit den Römern trotzten, und einige Unterthanen der Republick mißhandelt hätten, die Antwort erhalten hatte, daß er verfahren möchte, wie ihm gutdünkte, machte alſobald Anſtalt, Sagunt zu belagern, und ſchloß es von allen Seiten ein.

Die Stadt lag, unfern des Meeres, auf einer Anhöhe, und war, der Sage nach, von einigen Bewohnern der Inſel Zacynthus erbaut worden, zu denen ſich auch in der Folge Ardeater aus dem lateiniſchen Völkerſtamme geſellt hatten, daher auch die Römer ſich ihrer annehmen zu müſſen vorgaben. Die Fruchtbarkeit des Bodens, ihr blühender Seehandel

und

und ihre weisen Gesetze, auf die sich ihre Verfassung gründete, hatten ihr eine zahlreiche Bevölkerung, Reichthum und Ueberfluß verschafft, und in den Herzen der Bürger den Eifer für Freiheit und Bundestreue gegen die Römer, deren Schutz sie bis jetzt die Erhaltung jener schuldig zu seyn glaubten, zu einem Feuer angefacht, das nicht gelöscht werden konnte, sondern, wenn es zu lodern aufhören sollte, durch gänzliche Zerstörung vernichtet werden mußte. Gleichwohl war es für Hannibaln von der größten Wichtigkeit, diese Stadt in seine Gewalt zu bekommen; denn ihm entgieng nicht, daß er durch Eroberung derselben den Römern alle Hofnung, den Krieg in Spanien zu führen, abschneiden, und alle seine übrigen Eroberungen in diesem Lande sichern werde. Auch sah er sehr gut ein, daß er keinen Feind hinter sich zurücklassen dürfe, wenn er seinen Heereszug nach Italien, wo er die Römer zu besiegen gedachte, ohne Furcht, durch einen Angriff im Rücken gestört zu werden, fortsetzen wollte. Hiernächst mußte ihm die Eroberung dieser Stadt so viel Reichthümer verschaffen, daß er, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erhalten, ansehnliche Summen nach Karthago schicken, einen Theil der Kriegskosten bestreiten, und den Muth der Soldaten zur Erduldung neuer Beschwerden und Gefahren beleben konnte.

3.

Hannibal belagert Sagunt. Tapfere Vertheidigung der Belagerten.

Die Belagerung und Eroberung fester Städte war vor der Erfindung des Schießpulvers mit großen und man-

mannigfaltigen Schwierigkeiten verbunden. Oft verweilten ansehnliche Heere Jahre lang vor einem Ort, dessen Einnahme zu unsern Zeiten das Werk weniger Tage wäre. Man bediente sich dabei besonders verschiedener künstlicher Kriegsmaschinen, die zu mancherlei Zwecken angewendet wurden. Aus einigen derselben warf man Steine und scharfe Wurfstangen, andere dienten bei Belagerungen zur Einäscherung der Mauern. Zu jenen gehörten die sogenannten Balliſten und Katapulten, aus denen man vermittelst starker, scharf angespannter elastischer Saiten bald Steine im Bogen warf, bald lange, spitze Balken mit solcher Kraft abschnellte, daß sie in einer Weite von zwei bis dreihundert Schritten die stärksten Pallisaden zersprengten. Zuweilen bediente man sich der Balliſten, um brennende Materialien in die Städte oder Verschanzungen der Feinde zu werfen, ja man schleuderte damit sogar Koth, Leichname und todte Pferde hinüber.

Wollte man Mauern untergraben, oder nicht weit von denselben Wälle aufwerfen, und fürchtete sich doch vor den Feuertöpfen, Steinen und Pfeilen der Belagerten, so stellte entweder jeder arbeitende Soldat einen Schanzkorb vor sich hin, oder man errichtete hölzerne bewegliche Brustwehren, die mit naſsen Häuten und Flechtwerk bedeckt waren, und hinter welchen ganze Reihen von Soldaten ungestört arbeiten konnten. Sollte ein Angriff dicht unter der Mauer geschehen, so hielten die Soldaten ihre groſsen Schilde über ihren Häuptern dicht zusammen, so daß sie darunter wie unter einem Dache fortschritten. Man baute auch bewegliche Thürme von einer Höhe von sechzig bis hundert und zwanzig Ellen; ungeheure Maschinen, von denen kaum zu begreifen ist, wo man die Kräfte hergenommen hat, sie auf den vier

bis

bis acht Rädern, auf denen sie ruheten, mit allem, was sie enthielten, an die Mauern zu schieben. Denn während man die untern Stockwerke mit Ballisten, Katapulten und Mauerbrechern angefüllt hatte, waren die oberen voll von Schleuderern und Bogenschützen, deren Zahl sich auf einige Hunderte belief.

Die Mauerbrecher hatten verschiedene Gestalten und Namen, doch kamen sie im Wesentlichen darinn überein, daß sie aus einem langen wagerecht liegenden Balken bestanden, der entweder in Ketten hieng, oder auf Rollen hin und her geschoben werden konnte. An dem vordern Ende war er mit einem ehernen Knaufe versehen, dem man die Gestalt eines Widderkopfes zu geben pflegte, von welchem die ganze Maschine den Namen des Widders erhielt. Konnte man mit diesem schröcklichen Zerstörungswerkzeuge der Mauer ungehindert nahe kommen, so war es um die Stadt geschehen, denn hatte man den schweren Balken einmal in Schwung gesetzt, welches von acht bis zwölf starken Soldaten geschah, so durchbohrte er zuletzt unwiderstehlich den härtesten Stein. Die Belagerten schützten sich gegen ihn dadurch, daß sie Säcke mit Erde von der Mauer herabließen, gegen welche die wiederholten Stöße ihre Kraft verloren, oder man suchte auch die ganze Maschine umzustürzen oder seitwärts zu drehen, oder den Widderkopf mit langen Zangen einzuklemmen oder endlich die Arbeiter zu tödten, die jedoch durch ein übergebautes und mit nassen Häuten bedecktes Dach ziemlich gesichert waren. Erfinderischer ist nicht der menschliche Geist zum Wohl der Brüder, als er zu allen Zeiten auch zu ihrem Verderben gewesen ist. —

Als Hannibal das Gebiet von Sagunt auf allen Seiten verwüstet hatte, setzte er seine Belagerungsmaschinen und Werkzeuge in Bereitschaft, und grief

griff die Stadt an drei verſchiedenen Orten zu gleicher Zeit an. Den Hauptangriff mit dem Widder oder Sturmbocke richtete er nach einer Seite des Orts, wo die Stadt etwas tiefer in einer mehr flachen und offenen Gegend lag, und die Mauer einen ausgehenden Winkel bildete, wo Hannibal auch die mehreſten Laufgräben hatte anlegen laſſen, damit diejenigen, welche den Sturmbock leiteten, gedeckt ſeyn möchten. Je näher aber dieſe der Stadt rückten, deſto mehr ſahen ſie ein, daß ſie vor der Menge von Steinen und Pfeilen, welche die Belagerten herunter regnen ließen, nicht nur nicht nahe genug herankommen, ſondern wegen der Stärke der Mauer die Maſchinen die Wirkung nicht hervorbringen konnten, die man ſich anfangs davon verſprochen hatte. Denn da dieſe Seite der Stadt ihrer natürlichen Lage nach einem feindlichen Angriffe mehr blosgeſtellt war, ſo war die Mauer hier weit höher und ſtärker, als an einem andern Orte, und ward überdieß auch durch einen ſehr hohen Thurm vertheidigt, den man, ſo wie die Mauer ſelbſt, mit dem Kern der jungen Mannſchaft, den tapferſten und entſchloſſenſten jungen Leuten, beſetzt hatte, welche einen ſo herzhaften Widerſtand leiſteten, daß alle Anſtrengungen der Belagerer, hier etwas auszurichten, vergeblich waren. Aber nicht allein von den Mauren und übrigen Feſtungswerken der Stadt wehrten ſich die Belagerten mit ſolchem Nachdrucke; ſie ſtürzten auch in ganzen Schaaren herunter, trieben die Karthaginenſer von ihren Poſten, zerſtörten und verbrannten ihre Werke, und lieferten ihnen ordentliche Gefechte, in denen der Verluſt auf beiden Seiten immer gleich beträchtlich war.

Hannibal war indeß bei allen Arbeiten und Angriffen ſelbſt zugegen, ſtellte die Arbeiter an, munterte den Muth der Soldaten auf, und ſetzte ſich ſelbſt

den

den größten Gefahren aus. Alle Schwierigkeiten, die ſich ihm in Weg ſtellten, reitzten ſein thätiges Genie nur noch mehr, und im ganzen Heere war niemand unverdroſſener als er. Durch das Beiſpiel des Feldherrn zu neuem Eifer und größerer Thätigkeit angetrieben, wiederholten die Karthaginenſer ihre Angriffe ohne Unterlaß. Da aber Hannibal, der ſich zu nahe an die Mauer gewagt hatte, von einem Wurfſpieße, an der Hüfte verwundet und zu Boden geſtreckt ward, verbreitete ſich eine allgemeine Beſtürzung unter ihnen, und mit Verlaſſung beinahe aller Werke, Verſchanzungen und Laufgräben nahmen ſie die Flucht.

Die Wunde, welche der Oberfeldherr erhalten hatte, war tief; aber er war der einzige in der Armee, der dabei unbekümmert blieb. Sobald man den erſten Verband angelegt hatte, gab er Befehl, das Maſchinenzeug und Belagerungsgeräthe wieder in Stand zu ſetzen. Die Belagerung ward alles Ernſtes wieder angefangen, und hitziger betrieben als zuvor. Es wurden an mehreren Orten, ſelbſt an ſolchen, die zu einem Erfolg verſprechenden Angriff weniger tauglich ſchienen, neue Sturmböcke errichtet, und zum Schutze der Arbeiter und Angreifenden Sturmdächer gebraucht. Raſtlos ſtürmten die Belagerer; mit unverlierbarer Standhaftigkeit ſchlugen die Belagerten jeden Angriff zurück; ſo ſchwer es ihnen auch fallen mochte, den wiederholten, immer mit neuen Kräften verſuchten Anfällen des Feindes zu widerſtehen. Denn da Hannibal beim Anfange der Belagerung eine Armee von hundert und fünfzig tauſend Mann gehabt haben ſoll, ſo konnte er gegen die Mauren immer friſche Truppen anrücken laſſen, deren Vertheidiger hingegen faſt immer die nemlichen blieben, welche durch vorhergehende Kämpfe ſchon gelitten hatten

ten und ermüdet waren. Doch entsank den Saguntinern, welche beständig auf Hülfe von den Römern hoften, nicht der Muth. Schon sahen sie ihre Mauren durch die vielen Erschütterungen, welche die gewaltigen Stöße des Sturmbocks bewirkt hatten, dem Einsturz nahe, und indem sie in banger Besorgniß ihre Blicke dahin hefteten, wo die Gefahr am ersten auszubrechen drohte, stürzte auf der andern Seite die so lange, mit Aufopferung von Strömen Blutes vertheidigte Schutzwehr ein, und zeigte dem Feinde die offene Stadt. Drei Thürme, nebst den sie verbindenden Mauern, folgten unter entsetzlichem Krachen diesem Einsturze gleich nach, und erregten von Schutt und Staub einen fürchterlichen Nebel, dessen allmähliches Verziehen die mit frohlockendem Geschrei zum Angriffe herbei eilenden Belagerer, und die erschrocken sich zur Vertheidigung in die leeren Zwischenräume drängenden Belagerten einander dann erst erkennen machte, da die Kämpfenden sich schon mit dem Schwerdte erreichen konnten. Hier war es kein Sturm mehr, kein aus einzelnen Abtheilungen bestehendes Anrücken, wo Einige die Mauer zu ersteigen, andere durch die vielleicht hie und da gemachten Oeffnungen einzudringen suchen: es war eine förmliche Schlacht, wo beide Heere in gewohnter Schlachtordnung auf den Ruinen der Mauer mit einander stritten. Hofnung und Zuversicht belebte die Karthaginenser, Verzweiflung entflammte die Saguntiner: jene schmeichelten sich nur noch einer kleinen Anstrengung zu bedürfen, um das Ende ihrer bisherigen Mühseligkeiten und Gefahren zu erreichen; diese, welche für sich keine andere Rettung als in ihrer Tapferkeit sahen, und in deren Gemüthern die Hitze des Kampfes den ersten Schreck zur muthigsten Entschlossenheit erhoben hatte, stellten nun in ihrer Brust den Karthaginensern

das

das Bollwerk entgegen, welches dieſelben durch ihre fürchterlichen Maſchinen zertrümmert zu haben glaubten. Das kleinſte Schlupfloch ſo wenig, als der große Zwiſchenraum, blieb von den Saguntinern unbeſetzt. Auf beiden Theilen, wo einer der Streitenden fiel, drängte ſich ſogleich ein anderer an deſſen Stelle. Jeder niederfallende Pfeil oder Wurfſpieß, jeder Schwerdtſtreich mußte tödten oder verwunden, denn es gab keinen Punkt, wo eine Spitze oder Schneide hinfallen konnte, ohne zu treffen.

Die Saguntiner bedienten ſich bei dem mörderiſchen Kampf an dieſem heiſſen Tage einer Art Wurfſpieße, welche Falariken genannt wurden, und eine ganz ausgezeichnet fürchterliche Wirkung thaten. Das Eiſen daran war drei Schuhe lang, und konnte den Mann ſammt ſeiner Rüſtung durchbohren. Ein Stück unter demſelben war der eigentlich nach unten zu runde Schaft viereckigt und mit Weg umwickelt, welches mit Pech beſtrichen war. Dieſer mit Weg und Pech umgebene Theil des Schaftes ward vor dem Abſchießen angezündet, wodurch der Wurfſpieß ſelbſt durch die lodernde Flamme im Fliegen nicht nur eine heftigere Bewegung erhielt, ſondern auch den, welchen er auch nur in den Schild traf, dergeſtalt in Schrecken ſetzte, daß er den Schild, in dem der brennende Wurfſpieß ſteckte, fallen laſſen, und entweder fliehen, oder jedem ihm drohenden Hiebe bloßgeſtellt ſeyn mußte.

Schon waren die Karthaginenſer in den Raum zwiſchen der eingeſtürzten Mauer und den anſtoßenden Häuſern eingedrungen, dennoch konnten ſie den hartnäckigen Widerſtand der Belagerten nicht bezwingen. Da dieſe die Wirkungen ihrer Tapferkeit wahrnahmen, erhielten ſie neuen Muth; jene aber, da ſie, trotz aller Anſtrengung, doch nicht ſo geſchwind ſiegten, als ſie gehofft hatten, hielten ſich für überwunden,

und fiengen an zu wanken. Plötzlich erhoben die Saguntiner, als ſie dieß wahrnahmen, ein lautes Geſchrey, trieben die Karthaginenſer bis in den Mauerbruch zurück, jagten ſie in ihrer Beſtürzung und Unordnung über denſelben hinaus, und nöthigten ſie, ſich in völliger Flucht bis in ihr Lager zurückzuziehen.

4.

Verzweifelte Lage der Saguntiner. Friedensvorſchläge. Untergang der Stadt.

Das Frohlocken der Saguntiner war von kurzer Dauer. Die außerordentlichen Anſtrengungen, mit denen ſie ihre Stadt vertheidigten, konnten den Ruin derſelben nur auf eine kurze Zeit aufhalten, nicht verhüten. Hannibal war am wenigſten der Mann, den eine vereitelte Hofnung muthlos machen, oder beſtimmen konnte, einen wohl durchdachten Plan fahren zu laſſen. Er gönnte ſeinen Soldaten, welche durch die zeitherigen Gefechte und verſchiedene bei der Belagerung nothwendigen Arbeiten ſehr ermüdet worden waren, einige Tage der Erholung, ließ aber ſeine Maſchinen und Werke genau bewachen, um nicht durch einen unvermutheten Ausfall der Belagerten Schaden zu leiden. Immer wandelte er unter ſeinen Truppen umher, ſuchte ihren Muth zu erheben, und ihre Erbitterung gegen die Belagerten aufs höchſte zu reitzen. Er verſprach denjenigen große Belohnungen, welche durch Muth und Tapferkeit nicht nur ſich ſelbſt auszeichnen, ſondern durch ihr Beiſpiel auch in den übrigen einen rühmlichen Nacheifer erwecken würden. Endlich, da ihm die Zeit zu lange ward, und der

hartnäckige Widerstand der Belagerten ihn ermüdete, versprach er dem versammelten Heere die Plünderung der Stadt, wenn diese durch Sturm in ihre Hände fiele.

Diese Aussicht auf einen ansehnlichen Gewinn, den man sich von einer so reichen und durch Handel blühenden Stadt versprechen konnte, reitzte die habsüchtige Menge dergestalt, daß Jedermann mit Ungeduld das Zeichen zum Angriff erwartete, und aller Widerstand gewiß vergeblich gewesen seyn würde, wenn die Truppen gleich in diesem Augenblicke zum Sturme geführt worden wären.

Indessen hatten die Saguntiner mit unermüdetem Fleiß Tag und Nacht an der Wiederherstellung der eingestürzten Stadtmauer gearbeitet, und setzten den nun von neuem auf sie einstürmenden Belagerern eine Gegenwehr entgegen, welche ihre ersten Anstrengungen beinahe noch übertraf. Unabläßig wiederholten die Karthaginenser ihre Angriffe, stellten dieselben oft zu gleicher Zeit von so verschiedenen Seiten an, und erhoben dabei ein so fürchterliches Geschrei, daß die Einwohner über das überall um sie her tönende Getöse oft nicht wußten, wo sie zuerst hineilen sollten. Mit rastloser Thätigkeit war Hannibal überall, wo es etwas zu thun gab, selbst mit zugegen, und griff oft mit eigener Hand zu, wenn es ihm nach seiner Meinung nicht geschwind genug hergieng, oder wenn er glaubte, daß etwas nicht recht gemacht würde. So legte er unter andern selbst mit Hand an, und ermunterte die übrigen mit lauter Stimme, als man einen beweglichen Thurm, der weit über die Mauern der Stadt empor ragte, vermittelst der Walzen fortschob und der Mauer nahe brachte. Sobald er diese erreicht hatte, und durch die auf seinen Stockwerken angebrachten Katapulten und Balliſten die Feinde von

der gegenüberstehenden Seite der Mauer vertrieben worden waren, schickte Hannibal fünfhundert Afrikaner mit Schanzwerkzeugen ab, welche dieselbe untergraben und dadurch ihren Einsturz bewirken sollten. Dieß ward ihnen nicht schwer, da die Fugen zwischen den Steinen in der Mauer nicht mit Kalch ausgegossen, sondern diese blos mit Leim verbunden waren. Es fiel ein noch viel größeres Stück Mauer ein, als von den Arbeitern die Anlage dazu gemacht worden war. Die Karthaginenser drangen in großen Schwärmen hinein in die Stadt, und nahmen eine Anhöhe in Besitz, von wo aus sie sich aber doch jetzt nicht weiter verbreiten konnten, weil die Feinde innerhalb der Stadt wieder einen neuen Abschnitt gemacht hatten, und in diesem uneroberten Theile sich aufs äußerste vertheidigten.

Hannibal ließ indeß die in der Stadt eingenommene Anhöhe mit einer Mauer umgeben, und machte daraus eine ordentliche Citadelle, von der er, nachdem er Katapulten und Ballisten dahin hatte bringen lassen, die ganze Stadt beschliessen konnte, und ihr aufs heftigste zusetzte.

Noch entfiel den Belagerten der Muth nicht! Wo ein Stück Mauer zertrümmert war, hatten sie hinter derselben schon wieder eine andere aufgeführt, und empfiengen die herandringenden Karthaginenser mit neuer Wuth. Immer noch hatten sie entsetzt zu werden und Hülfe von den Römern zu erlangen gehofft; aber auch diese bis jetzt beständig getäuschte Hofnung fieng nun an zu verschwinden, und die Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigte, ward allgemein. Der Raum in der Stadt ward durch die vielen und wiederholten Abschnitte immer enger, und zu allen den Uebeln, welche eine lange Belagerung mit sich zu führen pflegt, gesellte sich nun auch noch das fürch-

ter-

terlichſte derſelben — der Hunger. Bei aller ihrer Tapferkeit blieb den unglücklichen Saguntinern jetzt nur die ſchröckliche Ausſicht übrig, ſich unter den Trümmern einer Vaterſtadt zu begraben, deren Freiheit ſie nicht hatten vertheidigen können.

Unterdeſſen ward Hannibals Aufmerkſamkeit auch auf einen andern Ort hingelenkt, wo ſich ein Uebel hervorgethan hatte, das ſeine Gegenwart und eine ſchleunige Hülfe erfoderte. Die Oretaner und Karpetaner (in dem jetzt ſogenannten Königreiche Neukaſtilien), welche über die häufigen Werbungen, die Hannibal in ihrem Lande angeſtellt hatte, aufgebracht waren, hatten die von ihm ausgeſchickten Werber in Verhaft genommen, mancherlei Ausſchweifungen begangen, und einen ſehr unzweideutigen Anfang zu einem förmlichen Aufſtande gemacht. Hannibal eilte ſogleich dahin, züchtigte die Empörer, ſtellte einige Mißbräuche ab, welche dieſen Völkern den meiſten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatten, und nachdem durch ſeine Gegenwart und durch ſein kluges Benehmen die Ruhe vollkommen wieder hergeſtellt war, begab er ſich ſogleich wieder zur Belagerung, deren Leitung er indeſſen dem Maharbal, einem ſeiner geſchickteſten Unterbefehlshaber, übertragen hatte. Auch fand er bei ſeiner Ankunft einen neuen Mauerbruch, der durch Maharbals Betriebſamkeit gemacht worden war, und nun befahl er einen Hauptangriff auf die Burg ſelbſt, welche auch nach einem ſehr hitzigen Gefechte, worinn auf beiden Seiten Blut in Strömen floß, zum Theil erobert ward.

Ohne Vorwiſſen ſeiner Mitbürger, welche ſchlechterdings nichts von Uebergabe und Bedingungen hören wollten, verließ hierauf ein Bürger von Sagunt, mit Namen Alkon, heimlich die Stadt, und begab ſich in Hannibals Lager, wo er durch Bitten etwas

zum

zum Beſten der bedrängten und aufs Aeußerſte gebrachten Stadt auszurichten ſuchte. Hannibal aber, der die feſte Anhänglichkeit der Saguntiner an die Römer kannte, und ihrer Treue, die ſie ihm allenfalls jetzt verſprechen könnten, nicht trauen zu dürfen glaubte, legte ihm folgende harte Bedingungen vor: „Die Saguntiner ſollten den Turdetanern alles Entriſſene zurück geben, alles ihr Gold und Silber ausliefern, mit einem einzigen Kleide für jeden Bürger die Stadt verlaſſen, und ſich an einem andern Orte, den er ihnen anweiſen würde, niederlaſſen.“

So dringend Alkon ſeine Vaterſtadt zu retten wünſchte, ſo vermochten doch ſeine Bitten und Vorſtellungen nichts über die feſte Entſchloſſenheit Hannibals. Er wagte es nicht, mit dieſen Bedingungen zu ſeinen Mitbürgern zurück zu kehren, von denen er in der Wuth geſteinigt zu werden befürchtete. Daher blieb er in Hannibals Lager, und ward aus einem Vermitteler ein Ueberläufer. Indeß erbot ſich ein anderer Spanier, Alarkus, der unter dem Hannibal diente, mit den Saguntinern aber, bei denen er ſogar das Gaſtrecht genoß, in freundſchaftlichem Vernehmen ſtand, weil ihn ihr Schickſal rührte, zum Ueberbringer jener harten Vorſchläge an, und begab ſich in die geängſtete Stadt, wo er auf ſein Verlangen zum Oberbefehlshaber geführt ward, und den hierauf verſammelten Bürgern die Abſicht ſeiner Ankunft bekannt machte. Kaum hatte er zu ſprechen aufgehört, ſo entfernten ſich ſchnell die angeſehenſten Einwohner, brachten alle ihre Koſtbarkeiten, Gold und Silber der Privatperſonen ſowohl, als den öffentlichen Schatz auf einen Haufen zuſammen, warfen dieß alles auf einen in der Geſchwindigkeit errichteten Holzſtoß, zündeten denſelben an, und ſtürzten ſich in die Flamme.

Schre-

Schrecken und Entsetzen bemeisterten sich der Uebrigen, und ein wehklagendes Geschrei durchhallte die Luft. Indem vermehrte ein gewaltiges Krachen die allgemeine Bestürzung: durch neue Stöße und Minen war ein schon lange erschütterter Thurm eingestürzt, und hatte den Belagerern die Mauer geöffnet; eine große Schaar Karthaginenser war in diesem Augenblicke eingedrungen, und da man diesen Posten unbesetzt, Hannibal aber sogleich Nachricht davon erhalten hatte, befahl dieser auf der Stelle einen allgemeinen Angriff, und gebot, alles, was sich widersetzen würde, niederzuhauen. Die Stadt ward von allen Seiten erstiegen, und Mord und Verwüstung überall verbreitet; auch würde es Hannibaln, wenn er die Stadt hätte schonen wollen, unmöglich gewesen seyn, die deshalb gegebenen Befehle in Ausübung zu bringen, denn seine Soldaten waren durch den langen Widerstand der Belagerten, und die während dieser Belagerung ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu sehr erbittert, und die Einwohner schlossen sich entweder mit ihren Weibern und Kindern in ihre Häuser ein, die sie alsdann anzündeten, oder stürzten sich, mit dem Schwerdte in der Hand, den Stürmenden entgegen, wo sie so lange fochten, bis sie mit ihren Leichnamen die Erde deckten.

In der eroberten Stadt fanden die Karthaginenser eine unermeßliche Beute, denn in so wenigen Augenblicken war es den Einwohnern unmöglich gewesen, alles gleich zu vernichten; auch behielt Hannibal, nachdem er den Soldaten den ihnen gebührenden Antheil der Beute, wie er verheissen, überlassen hatte, noch eine große Menge von Kostbarkeiten, Hausgeräthe, Kleidungsstücken und Sachen von Werthe aller Art übrig, das er alles nach Karthago schickte, allwo die Karthaginenser, deren Eigennutz dieß gewaltig

schmei-

ſchmeichelte, groſſe Freude darüber hatten, dadurch vollends ganz zum Kriege geſtimmt wurden, und dem Hannibal alles bewilligten, worauf er nur antragen mochte. Alles aus dem Verkaufe der Gefangenen gelöste Geld theilte Hannibal unter die Soldaten aus, und erwarb ſich dadurch ihre Zuneigung ſo ſehr, daß ſie mit Freuden jedes Unternehmen wagten, und keine Beſchwerden, keine Gefahr ſie zu groß dunkte.

In Rom brachte die Nachricht von der Eroberung und Zerſtörung Sagunts, womit Hannibal acht Monate zugebracht hatte, die gröſte Beſtürzung hervor. Man fühlte daſelbſt zugleich auf einmal Mitleid für die unglücklichen Einwohner einer Stadt, welche lieber unter den Trümmern ihrer Häuſer ſich begraben, als ihren Bund gebrochen hatten; Schaam, daß man dieſe ſo treuen Bundesgenoſſen einem ſo ſchröcklichen Schickſale überlaſſen hatte; Unwillen wider die Karthaginenſer, denen die Römer alle Schuld davon beimaßen, und Furcht vor Hannibaln, von dem ſie nun wohl merkten, daß ſie an ihm und ſeinem Heere mit einem entſchloſſenern und kriegeriſcheren Feinde zu thun haben würden, als ſie noch je gehabt hätten, und daß nun der Zeitpunkt nahen werde, wo ſie in Italien ſelbſt nicht nur um die Oberherrſchaft der Welt würden kämpfen, ſondern Rom ſelbſt vertheidigen müſſen. Kaum war aber in Rom der erſte Eindruck des Unwillens und der Beſtürzung vorüber, ſo ſtieg, indem jene ſchwand, dieſer aufs äußerſte, und in einer deshalb öffentlich gehaltenen Verſammlung ward ohne Anſtand der Krieg gegen die Karthaginenſer beſchloſſen. Um aber die bei Kriegserklärungen gewöhnlichen feierlichen Gebräuche, worauf die Römer viel hielten, genau in acht zu nehmen, ſchickten ſie eine Geſandtſchaft nach Karthago, welche gleich anfangs die Auslieferung des Hannibals verlang-

langte. Der karthaginenſiſche Senat, der in zwei Partheyen getheilt war, konnte ſich wegen der auf den Antrag der römiſchen Geſandtſchaft zu ertheilenden Antwort nicht vereinigen. Er brauchte daher allerlei Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen. Des Redens müde, faßte einer der römiſchen Geſandten die Zipfel ſeines Oberkleides zuſammen, und ſprach: „Hier iſt Krieg und Friede; was wollt ihr?“ — „Gieb, was du willſt,“ antwortete einer aus dem Rathe. — „So ſey es Krieg!“ rief der Römer, ließ das Kleid auseinander fallen, und ſchüttelte den Krieg gleichſam heraus.

So entſpann ſich, zwei hundert und achtzehn Jahre vor Chriſti Geburt, der zweite puniſche Krieg, der in Anſehung der Herrſchaft über die Welt entſchied, und in dem der große Hannibal, trotz ſeines überlegenen Feldherrntalents, der Kabale ſeiner Gegner und der Ausdauer der Römer unterliegen mußte. Einen ſo hartnäckigen Kampf, als dieſer war, kämpften keine andern Nationen des Alterthums gegen einander.

III. Bürgerkriege und Empörungen in Rom, unter Marius und Sulla.

Im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt.

I.

Verfall der römischen Staatsverfassung. Marius macht sich einen Namen.

Ein Gemälde der bürgerlichen Unruhen und Verwirrungen in Rom, unter Marius und Sulla, stellt uns ein fürchterliches Bild menschlicher Verwilderung, der schröcklichsten Zerrüttung und eines grausen Blutdurstes dar. Männer, von Natur mit großen Talenten ausgerüstet, und durch's Glück hoch empor gehoben, opferten alles ihrem ungeheuren Ehrgeitze auf, und verbreiteten über ganze Länder Blut, Jammer und Verderben. Ein Blick auf das frühere Leben dieser Männer zeigt uns den Weg, auf dem sie zu ihrer furchtbaren Größe gelangten.

Als Cajus Marius im fünfhundert und sieben und neunzigsten Jahre nach der Erbauung Roms gebohren wurde, stund diese Republik auf einer hohen Stufe der Macht und des Ansehens. Ihre Herrschaft verbreitete sich über die schönsten und angebautesten Länder der drei bekannten Erdtheile. Nirgend war um dieser Zeit mehr ein Feind zu finden, welcher der Macht des römischen Staates gewachsen gewesen wäre, oder seiner Herrschaft hätte Gefahr drohen können.

Die Staatskasse erhielt durch die auswärtigen Siege so große Schätze, daß den Bürgern alle Abgaben erlassen wurden. Allein nicht immer wächst die Glückseeligkeit der Bewohner eines Staats in eben dem Verhältnisse, in dem Macht und Ansehen desselben zunehmen. Auf den Charakter und die Sitten der Römer hatte ihr blühender Wohlstand einen sehr nachtheiligen Einfluß. Selbstthätigkeit nahm ab, der Ackerbau verlor an Achtung und wurde Sklaven überlassen, und man suchte Aemter, um sich zu bereichern. Die alte Sitteneinfalt, die alte Rechtschaffenheit und Lebensstrenge geriethen in sichtbaren Verfall. Besonders entwickelten die Siege und der Raub Asiens in den Ueberwindern einen Hang zu grenzenlosem Prachtaufwande, schnöder Habsucht und unbändiger Herrschbegierde. Bestechungen, Bedrückungen der Bundesgenossen und Aussaugung der Provinzen waren allgemeine Fehler der Generale; und der Charakter des Staats, war eine hinterlistige, betrügerische Staatsklugheit und unbegrenzte Ländersucht. Die Gewalthaber unterschieden sich vom Reste des Volks blos durch ihre überlegenen Schwelgereyen, und sie beherrschten den Staat lediglich durch das Gewicht jenes Ansehens, das vom Reichthum und von Schaaren erkaufter Anhänger abhängt. Feile und niederträchtige Seelen fröhnten ihnen aus eigennützigen Bewegungsgründen, und diejenigen, die ihre Unabhängigkeit dennoch zu behaupten wagten, wurden in den Staub getreten. Mit schlauer Politik streute der römische Senat den Saamen der Uneinigkeit unter den Nationen aus, um sich zur Befriedigung seiner herrschsüchtigen Absichten einmischen zu können, und die auffallendsten Ungerechtigkeiten schienen ihm erlaubt, wenn sie nur seinen Vortheil beförderten. Privilegien galten nur so lange, als es dem Senate beliebte,

und

und einer bezwungenen Nation billige Friedensbedingungen zu schenken, hielt die damalige Denkart der Römer für schimpflich. Die eroberten Länder empfanden den härtesten Druck, und wenn sich die Statthalter in den Provinzen, oder die Offiziere im Kriege genug bereichert hatten, so traten sie in Rom als Wucherer auf, verliehen Kapitäler zu ungeheuren Zinsen, und machten sich damit einen Anhang unter den Bürgern, der ihnen bei neuen Bewerbungen um einträgliche Aemter mit seinen Stimmen zu Gebote stehen mußte.

Es gab allerdings auch in diesen Zeiten des einreissenden Verderbens einzelne edle Männer und redliche Patrioten, die sich durch strenge Rechtschaffenheit auszeichneten, und dem Strome des Verderbens nachdrücklich entgegen arbeiteten. Aber ihre Stimme vermochte nichts gegen die Partheywuth, und die innere Uneinigkeit artete allmählich in Bürgerkriege aus, welche endlich die völlige Auflösung der Verfassung herbeiführten.

Innerliche Unruhen und Gährungen waren freilich in Rom nicht seltenes, seitdem man die Könige verjagt, und die republikanische Verfassung eingeführt hatte. Allein diese Unruhen waren weder blutig, noch verzehrten sie die Kräfte des Staats; ja die stete Spannung der Partheyen gab dem Staate vielmehr eine Stärke, welcher am Ende jede auswärtige Gewalt nachgeben mußte. Es kämpften nemlich bei diesen Unruhen um gewisse Vorzüge und Rechte, Stand gegen Stand, Patricier gegen Plebejer; der Einzelne, welcher sich erheben wollte, ward bei dem leisesten Verdachte, daß er allein für sich arbeite, zu Boden gedrückt. Der Ehrgeiz in Behauptung einmal erworbener, und in Erringung versagter bürgerlicher Rechte, setzte die Stände in Masse gegen einan-

ander in Bewegung; es konnte nicht so schnell zum Blutvergießen kommen, als bei dem Kampfe einzelner Personen um Privatvortheile. Nachdem sich aber die Plebejer den Zutritt zu allen Regierungsämtern geöffnet hatten, und durch die Eroberung Italiens, so wie durch auswärtige Kriege jenes übergroße Misverhältniß zwischen Bürger und Bürger in Ansehung der Glücksgüter entstanden war, so achtete man wenig auf die angebohrne Verschiedenheit des Standes, desto mehr aber auf den Unterschied in Ansehung des Vermögens. Unter den Patriciern und Plebejern traten die Reichen in eine Parthey zusammen, nicht allein ihren Reichthum zu behaupten, sondern auch die Armen von den hohen Staatsbedienungen entfernt zu halten. Die Tribunen, die vorher als die Beschirmer des Volks betrachtet wurden, jetzt aber selbst reich geworden waren, hatten mit dem Senat einerlei Interesse zur Unterdrückung der Armen. Und wie groß war nicht die Zahl dieser! Während Einige königliche Schätze besassen und ihre Grundstücke bis zur Größe von Provinzen vermehrten, irrten Millionen verarmter Bürger ohne Haus und Habe, ja ohne Brodt in Italien umher, und fanden ihre letzte Zuflucht nur im Soldatenstande. Ihr Elend vermehrten die unabsehlichen Schaaren von fremden Sklaven, welche aus den eroberten Ländern nach Rom geschleppt wurden, wo sie den ärmern Bewohnern desselben den zum Unterhalte ihres Lebens nöthigen Verdienst entzogen. Die niedrigen Stände des Staats, von den Sorgen für Nahrung und Unterhalt niedergedrückt, hörten gänzlich auf für die Freiheit zu fühlen, und suchten nur einen Rädelsführer, während die Reichen argwöhnisch, wie Tyrannen immer sind, vor dem schwächsten Anschein von Widersetzlichkeit erbebend, Männern unumschränkte Gewalt anvertrauten, welche

nach

nach abgewandter Gefahr ihnen wieder zu entwinden, sie zu ohnmächtig waren. Manche von den Reichen, welche bei der fortschreitenden Ueppigkeit im häuslichen Leben verarmten, suchten ihre Umstände auf Kosten anderer von ihrer Parthey herzustellen. Herrschsüchtige Köpfe, vornemlich, wenn sie sich im Felde ans Kommandiren gewöhnt hatten, trachteten darnach, ihre eigene Parthey unter den Fuß zu bringen, und als Oligarchen zu herrschen. Damit durchzudringen, suchten sie sich Anhang unter den Armen zu verschaffen, theils durch erdichtetes Mitleiden mit ihrer Armuth, theils durch Geldaustheilungen. So entstanden Factionen für einzelne Männer, die mit jeder Vermehrung bettelhafter Bürger furchtbarer wurden. Je mehrere diesen Weg zur Macht und Reichthum einschlugen, je mehrere nur für den gegenwärtigen Augenblick leben und genießen wollten, je weiter durch auswärtige Eroberungen und Sklaven Wildheit und Lasterhaftigkeit sich verbreitete, und sich jedermann in den abscheulichen Gladiatorspielen an den Anblick des rauchenden Blutes gewöhnte: desto unvermeidlicher ward Bürgerkrieg. Ehe er ausbrach, war die Konstitution des Staats schon zerrüttet. Es gab kein freies Stimmrecht mehr, die Häupter der Factionen ließen durch bewafnete Banden gegen einander stimmen, und widersetzten sich den Untersuchungen durch schändliche Betrügereyen, oder mit offenbarer Gewalt. Empörender kann für eine nachdenkende Seele schwerlich eine Verfassung seyn, als diejenige, welche Rom zerrüttete, bis es unter Augusts Flügeln eine unsichere Freistatt fand.

Die Hauptrollen im ersten Bürgerkriege, welcher ungeheure Verwüstungen anrichtete, spielten Sulla und Marius. Der erstere stellte sich an die Spitze des Senats, der letztere an die Spitze des Volks.

Rom

Rom war von Anbeginn her eine fruchtbare Mutter von manchen und mancherlei Helden gewesen; doch nur äußerst wenige konnten sich solcher ausgebreiteten Verdienste ums Vaterland rühmen als Marius. Und es wurd' ihm keineswegs leicht, sich emporzuarbeiten, denn was er ward, dankte er nicht dem Glücke, sondern seiner eigenen Thätigkeit. Er war von so geringer Abkunft, daß selbst das Dorf nicht zuverläßig bekannt ist, in dem er gebohren wurde. Alles, was man von seinem Herkommen mit Gewißheit weiß, ist, daß er aus dem Lande der Arpinaten, im Gebiete der Volsker, gebürtig war; daß sein Vater Marius, und seine Mutter Fulcinia hieß. Beide gewannen ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit, und hielten auch ihren Sohn dazu an, dessen Sitten eben so rauh, als sein Ansehen abschreckend war. Die griechische Literatur war schon in den Jugendjahren des Marius die Grundlage der römischen Kenntnisse; allein bei seiner vernachläßigten ländlichen Erziehung fand er keine Gelegenheit sich mit derselben bekannt zu machen, und in der Folge affektirte er beständig eine Geringschätzung dessen, was er nicht verstand. Er fand es gewissermaßen schimpflich, die Sprache und die Künste eines Volkes anzunehmen, welches man unterjochte. Auch schmeichelte es seinem Stolze, daß er, der Sohn eines Bauern, die Natur bezwungen, und ein außerordentlicher Mann geworden sey. Seine Unwissenheit machte ihn aber immer zu einem Fremdling in seinem Zeitalter; hätt' er den Grazien geopfert, so würd' er nicht Barbarey für Festigkeit gehalten haben, da ihm das Schicksal von hundert Millionen Menschen anvertraut ward.

Sobald er das Kriegsalter erreicht hatte, ließ er sich bei dem Heere einschreiben, und legte die ersten Proben seiner Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit bei

der

der Belagerung von Numantia in Spanien ab. Da Scipio, mit dem er seinen ersten Feldzug that, unter der rauhen äußern Hülle eine scharfe Denkkraft und seltene Tapferkeit bemerkte, so sagte er zu seinen Kriegsbedienten: „ich wette, in diesem Menschen steckt, trotz seines bäurischen Wesens, ein Feldherr, der dem Staate einst wichtige Dienste leisten wird.“

Marius gieng alle Stufen unter dem Heere durch, und jede Stufe, die er erstieg, war der Lohn einer That, durch die er sich ausgezeichnet hatte. In strenger Beobachtung der Kriegszucht und unbedingtem Gehorsam gegen seine Vorgesetzten that es ihm Keiner zuvor. Bei jeder Gelegenheit suchte er Gefahren, die seines Muthes würdig waren. Die längsten Märsche, die mühseligsten Beschwerden waren einem in arbeitsamer Dürftigkeit erzogenen Manne ein Spiel. Die Wollüste des Lebens hatten wenig Reitz für ihn. Mäßigkeit war ihm zur Natur geworden, und er ergrief jede Gelegenheit, um sie seinen Leuten durch sein Beispiel zu empfehlen. Auch als General aß er Brod, das unter die Gemeinen ausgetheilt wurde, schlief in einen Sack gehüllt auf dem Boden, und schien für jede Leidenschaft todt und abgestorben, den Ehrgeitz und die Rache ausgenommen.

Anfangs ernannte ihn Rom zum Kriegstribun, und es waren blos seine Thaten, die ihn bei dieser Gelegenheit empfahlen; denn er besaß nicht einmal jene populaire Beredsamkeit, mit welcher der ungebildetste Mensch, wenn ihn eine große Leidenschaft begeistert, den großen Haufen unterjocht. Die meisten Bürger, die ihm ihre Stimmen gaben, kannten ihn nicht einmal von Ansehen. Einige Zeit nachher bekam er das wichtige Amt eines Volkstribuns, und verwaltete es mit der Unerschrockenheit, die er im Felde bewiesen hatte. Der Weg zwischen den Schranken,

auf

auf welchem die Bürger zu dem Kaſten giengen, worein ſie ihre Stimmtäfelchen legten, war ſo breit, daß mehrere Menſchen da ſtehen, und auf den ſtimmenden Bürger durch Drohungen und Verſprechungen wirken konnten. Marius ſchlug eine Verengerung vor, ſo daß nur ein Bürger hinter dem andern durchgehen könne. Als ſich der Senat widerſetzte, drohte der Tribun, den Konſul in Haft nehmen zu laſſen, und der Senat gab nach. Aber mit demſelben Muthe widerſtand er, als ein anderer Tribun neue Getreidebewilligungen auf Koſten des Staats in Vorſchlag bringen wollte.

Viel Schwierigkeiten fand Marius bei ſeiner Bewerbung ums Prätorat. Von den ſechs Kandidaten, welche zu dieſem Amte erwählt wurden, ernannte man ihn zuletzt; und noch dazu beſchuldigte man ihn, daß er, ſeinem eigenen Geſetz wegen der Amtsbewerbungen zum Trotz, ſeine Wahlherren zu beſtechen geſucht habe. Die Sache war weder genug bewieſen, um ihn darüber vor Gericht ziehen zu können, noch zu wenig gegründet, um den Schandfleck, den er ſich dadurch in den Augen des Publikums zugezogen hatte, von ihm abzuwiſchen. Indeſſen verwaltete er ſein Prätorat in Ruhe, und als er das Jahr darauf Spanien zu ſeinem Departement erhielt, ſtellte er ſeinen Ruhm wieder her. Beſonders leiſtete er den Völkerſchaften an den Seeküſten einen großen Dienſt, indem er ſie in die Städte vereinigte, welches ihre Neigung zu Seeräuberey und Straßenraub ſchwächte. Als er wieder zurück kam, ſchloß er eine glänzende, den Abſichten ſeiner Ehrſucht völlig angemeſſene Verbindung mit der Julia, einer Tante des Julius Cäſar. Nun gieng er als Legat, (Unterfeldherr) mit dem Konſul Cäcilius Metellus nach Afrika wider den Jugurtha, König von Numidien, einen gefährlichen

Feind der Römer. Oft fand er hier Gelegenheit, seinen Heldenmuth zu bewähren, und sich die Gunst der gemeinen Soldaten zu verschaffen. Im Vertrauen auf seinen wachsenden Ruhm und die Gunst des Volks spornte ihn der Ehrgeiz, so bald als möglich die höchste Würde im Staate zu erlangen. Das Konsulat war das höchste Ziel seiner Wünsche. Vom Prätorat hatte er freilich nur noch einen Schritt dahin, aber da er nicht von edler Geburt war, so war dieser Schritt unermeßlich. Und doch that er ihn glücklich. Zehen Tage vor der neuen Konsulwahl verließ er seinen Posten in Afrika, und reisete in solcher Schnelligkeit nach Rom, daß er den langen Weg vom Lager bis ans Meer in zwei Tagen zurück legte, und von da bis nach Italien in vier Tagen schiffte. Das gemeine Volk empfieng ihn mit Jubelgeschrey, ein Tribun führte ihn auf die Rednerbühne, und er bedachte sich nicht, seinen Wohlthäter und Freund, den edlen Metellus, anzuklagen, daß er den Krieg nachläßig führe, und absichtlich in die Länge ziehe. Da er überdieß versicherte, daß er den Jugurtha in Kurzem lebendig oder todt in seine Hände bekommen wollte, wenn man ihm freie Hände ließe, so ward er vom Volk aufs nachdrücklichste unterstützt, und er erhielt das Konsulat mit dem Auftrage, an des Metellus Stelle die Führung des Krieges zu übernehmen.

Marius that alles, was kluge Besonnenheit, gereifter Verstand und unerschütterliche Beharrlichkeit ausrichten konnten. Er war nun ganz in seinem Elemente, und beendigte den Krieg im Jahre Roms 642 (vor Christi Geb. 106) mit großem Ruhme durch Gefangennehmung des Jugurtha, den er den Römern in einem prachtvollen Triumphe zur Schau aufführte. Nun verziehen es ihm die alten Patrioten, daß er durch Kabalen nach Aemtern gestrebt hatte, deren er sich, sobald er sie bekleidete, würdig zu machen verstand.

2.

2.

Die Siege des Marius über die Cimbern und Teutonen. Flecken in seinem Charakter.

Den römischen Gebräuchen zufolge konnte kein Bürger, wer er auch seyn mochte, eher, als nach Verlauf von zehen Jahren, zu einem zweiten Konsulate gewählt werden; allein da jetzt ein Schwarm von Barbaren, der aus der Nachbarschaft des Baltischen Meeres herkam, der Hauptstadt der Welt das Scepter Italiens zu entreissen drohte, und man den Marius, welcher sich im Jugurthinischen Kriege so sehr um sein Vaterland verdient gemacht hatte, einmüthig als den einzigen General betrachtete, der dem furchtbaren Feinde die Spitze bieten könnte, so übertrug man ihm, schon nach drei Jahren, ein zweites Konsulat, ohne daß er darum anhielt, und als er noch in Afrika war. In der That war Marius der Mann, der so wilden Völkern Scheu, und einem so entmuthigten Heere, als dem damaligen römischen, Vertrauen einflößen konnte. Sein herkulischer Knochenbau, sein wildes Gesicht, sein strenger Lebenswandel, seine unermüdete Thätigkeit und selbst die Derbheit seiner Sitten, durch keine Erziehung abgeschliffen, nahmen den rohen Soldaten bis zur Begeisterung für ihn ein. Und an der Spitze des Heeres, wie überhaupt da, wo nicht Rangsucht und Neid ihn seitwärts drängten, zeigte er sich immer als einen geraden und Gerechtigkeit liebenden Mann.

Die Barbaren, welche Rom solchergestalt zwangen, einem Emporkömmling zu gefallen, die Gesetze schlafen zu lassen, waren die Cimbern und Teutonen; Völker, die dreimal hundert tausend Mann stark,

 ihre

ihre Waldungen im Norden von Teutschland verlassen hatten, um in Italiens fruchtbaren Thälern eine neue Wohnung zu suchen. Gallien hatten sie bereits vor einiger Zeit angegriffen, schröckliche Verwüstungen darinn angerichtet, und einige römische Heere, die wider sie abgeschickt worden waren, geschlagen. Aber Marius war ihnen zu überlegen. Er vermied das Gefecht, bis der Feind durch das lange Zaudern geschwächt war. Dann grief er (im Jahr Roms 650), während er in dreien Abtheilungen durch die Alpen zog, ihn an, und eine Schlacht erfolgte, welche nicht weniger denn drei Tage dauerte. Die Römer siegten, und Teutobocchus, der König der Teutonen, ward mit einem Verlust von hundert und fünfzigtausend Mann zum Gefangenen gemacht. Ungeachtet dieses schröcklichen Blutbades waren die Cimbern doch noch unverzagt. Gleich einem Gebürgstrom stürzten sie in Italien herein, nachdem sie den Konsul Catulus geschlagen, und die Alpen überklommen hatten. Wider sie ward Marius zum fünftenmal zum Konsul gewählt, indem das Volk ihn den ganzen Krieg hindurch in seinem Amte gelassen hatte, und er richtete eine schröckliche Niederlage unter ihnen an. Hundert und vierzigtausend Barbaren waren erschlagen, und sechzigtausend gefangen genommen. Während der Schlacht kämpften die Weiber wie Rasende von ihren Wagen herunter, erwürgten, da sie das Schicksal des Tages entschieden sahen, ihre Kinder, und dann sich selbst unter einander mit trotziger, unerweichlicher Verzweiflung.

Die Freude der Römer über diese glorreichen Siege war grenzenlos, und der Name des Siegers drang durch alle Länder und schwebte auf allen Lippen. Seine Landsleute verehrten ihn einmüthig, (wenn man den Adel ausnimmt) mit fast abgöttischer Liebe, und

nann-

nannten ihn, nicht ohne Grund, den dritten Erbauer Roms, wie Camillus, nach der Niederlage des Brennus, der Zweite genannt war. Seit der galliſchen Eroberung unter Brennus hatte Rom noch vor keinem Feinde ſo ängſtlich als vor den Cimbern gebebt; und hatte keinen auch, zur Vergeltung, ſo gänzlich vernichtet.

Marius vollbrachte ſein fünftes Konſulat in Rom; da aber der Krieg ſein Element war, ſo behauptete er, an der Spitze des Senats, die Achtung nicht, die er ſich an der Spitze der Armeen erworben hatte. Gleichwohl ſtrebte der ehr- und herrſchſüchtige Mann nach einem ſechsten Konſulate. Da er es weder durch friedſame Tugenden, noch durch große Staatsweisheit, die ihm fehlten, erlangen konnte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu kriechenden Schmeicheleyen des Volks, und ſtreute mit vollen Händen Geld unter daſſelbe aus. Das Komplot gelang, und Marius ward zum ſechstenmal Konſul. So unedel der Weg geweſen war, auf dem er ſich dieſe höchſte Staatswürde von neuem verſchaft hatte; ſo unedel war ſein Benehmen in Bekleidung derſelben. Er verſchmähte kein Mittel, den Adel zu kränken, und ſich in der Gunſt des Volks zu behaupten. So groß er im Kriege war, wenn er unumſchränkt zu befehlen hatte, ſo wenig zeigte er wahre Größe in ſeinem Charakter. Die widrigſten Leidenſchaften tyranniſirten ihn unaufhörlich, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht ſeinem, mit den Jahren wachſenden, Ehrgeize gebracht hätte. Der thätige, mäßige, tapfere, ausdaurende, im Glück und Unglück ſtets gefaßte Marius war zu eben der Zeit undankbar, unerſättlich, ſtolz, neidiſch, grauſam, unerbittlich, keines Redlichen Freund, und mancher treflichen Männer hinterliſtiger, bis zur Unglaublichkeit tückiſcher Gegner. Nur ein einziges Beiſpiel von raffinirter Bosheit.

Der

Der edle Metellus, des Marius wohlwollender Beförderer und Freund, liebte und achtete einen rechtschaffenen Offizier, Namens Turpilius, den Marius gleich stark haßte. Marius ruht nicht, bis er den Metellus dahin bringt, daß er diesen seinen Freund als einen Dienst- und Pflichtverräther hinrichten läßt. Die Unschuld des Mannes kommt an Tag. „Nun, ich habe die Freude, sagt Marius, daß Metellus seines unschuldigen Freundes Blut vergossen, und seinem Herzen damit eine Wunde geschlagen hat, die ihm ewig bluten wird.“

Das Alter, sonst das Grab der Leidenschaften, vermochte nichts über die Seele des Marius. Schon beinahe siebenzig Jahre alt, nahm er mit jedem Jahre noch am ungenügsamsten Ehrgeize zu. Eben den Staat, den er errettet hatte, war er eher wieder zu zertrümmern, als mit einem andern Römer zu theilen bereit. Jeden Mitbürger, der nicht an Rang, Verdienst- und Volksgunst allzu tief unter ihm stand, traf auch sofort sein Haß. Den grimmigsten, bittersten Groll hegte er gegen den Sulla, wozu sich mancherlei Umstände vereinigten.

3.

Sulla's Charakter und erste Kriegsthaten.

Lucius Cornelius Sulla, gebohren im Jahr Roms sechshundert und sieben, eilf Jahre spater als Marius, war ein Sprößling des edelsten, ausgebreitetesten Geschlechtes in ganz Rom, der Cornelier, das aber seit langer Zeit keinen berühmten Mann mehr erzeugt hatte. Einer seiner Vorfahren war Konsul und Dictator gewesen, von den Censoren aber schimpflicher

licher weiſe aus dem Senat verſtoſſen worden, weil ſie, den Aufwandgeſetzen zuwider, mehr als fünfzehn Mark an Silbergeſchirr bei ihm gefunden hatten. Dieſer Schimpf war ein Flecken für ſeine Familie; auch ſah man, anderthalb Jahrhunderte hindurch, keinen ſeiner Nachkommen auf der Bahn der Ehren. Kurz, dieß Corneliſche Haus war beinahe vergeſſen, als Sulla auftrat und das Ruder der Republik an ſich riß.

Sulla wurde in Armuth gebohren, und gelangte zuerſt auf einem ſehr unedlen Wege zum Reichthume. Eine junge Buhlerinn, Namens Nikopolis, von ſeinen Liebkoſungen gefeſſelt, verſorgte ihn reichlich mit Geld, und da ihr der junge Römer treu blieb, ſo hinterließ ſie ihm bei ihrem frühen Tode ein anſehnliches Vermögen. Dieſe unerwartete Erbſchaft gab ihm bald die Mittel, die Stimmen der Bürger — nicht zu verdienen, ſondern zu erkaufen.

Selten hat ein Menſch einen ſo zweifachen Geiſt in ſich zu vereinigen gewußt, als Sulla. Seine ganze Jugend zeigt uns nichts, als ein widriges Gemählde ſeiner Lüderlichkeit. Tage und Nächte brachte er mit nichtswürdigen Menſchen zu, mit welchen er ſich allen Ausſchweifungen in die Wette überließ. Aber eben der Sulla, der ſeine Jugend mit Schwelgen, in Geſellſchaft von Gauklern und Buhlerinnen hinbrachte; der im männlichen Alter noch bei Trinkgelagen und üppigen Tafeln mit den berufenſten Spöttern in Witz und Witzeleien wetteiferte, der dann jede ernſte Rede mied und unterſagte; — eben dieſer Sulla war im Felde unermüdet, in Staatsgeſchäften unerſchütterlich, im Treffen der erſte und der letzte. Eben er, der männlich und weiſe ſeine Thaten niederſchrieb, erläuterte zu gleicher Zeit wollüſtige mileſiſche Fabeln mit noch wollüſtigern Noten. Eben er, der lange

Zeit

Zeit die Schmähungen seiner Feinde geduldig, und ihre bittersten Beleidigungen mit großmüthiger Verachtung ertragen hatte, rächte bald darauf das kleinste Vergehen mit Blute, den verzeihlichsten Widerstand mit dem Tode. Vor dem Siege war selbst ein Aristides kaum gerechter, als er; nach demselben, nie ein Phalaris so grausam gewesen.

An Bildung des Geistes und gefälligen Sitten erhob sich Sulla weit über seinen gewaltigen Nebenbuhler Marius. Er war in griechischen und lateinischen Wissenschaften unterwiesen, und ein erklärter Freund von beiden. Sein nicht gemeines Rednertalent unterstützte das gefällige Wesen, das ihm die Natur verliehen hatte. Er war mit den Fröhlichen froh, mit den Ernsten ernst, biegsam gegen den Willen des Volks, wiewohl von der Parthey des Adels; verschlagen in seinen Entwürfen, rasch in der Ausführung derselben, unerschütterlich bei Verzug und Gegenwehr; der tiefsten Verstellung fähig, und gleichwohl nie ein falscher Freund; ein offener aber unversöhnlicher Widersacher; gegen Mächtige schmeichelnd, gegen Niedrige stolz, gegen fremdes Verdienst nicht unempfindlich. Begierig strebte er nach Schätzen, aber mit beiden Händen streute er sie wieder aus. Die Gunst des Heeres gewann er durch Nachsicht, das Zutrauen seiner Tribunen und Legaten durch Weisheit, seine Gegner schreckte er durch Wachsamkeit und Strenge. Voll Klugheit in seinen Planen, voll Muth in deren Befolgung, schrieb er doch, was ihm gelang — und es gelang ihm fast alles! — vornemlich der Gunst des Glückes zu. Ob sein eigenes Verdienst dadurch gemindert werde, galt ihm gleichviel; denn minder eitel, als schlau, suchte er nur die Zuversicht der Seinigen zu stärken, und stärkte sie wirklich.

Die

Die erſten Lorbeern im Felde ſammelte Sulla im numidiſchen Kriege gegen den Jugurtha, eben da Marius das Oberkommando übernommen hatte. Das Volk, von der Freundlichkeit und den Schmeicheleyen des jungen Mannes dahin geriſſen, geſellte ihn dem Oberfeldherrn als Quäſtor bei. Allein dieſer klagte laut darüber, daß gerade in dieſem rauhen Kriege ein ſolcher Weichling ihm beigegeben werden müſſe. Nach ſeiner Meinung konnte ein durch Laſter und Ausſchweifungen ausgemergelter Menſch nie ein guter Soldat werden, weil es ihm an Kraft mangelte, die Strapazen des Kriegs auszudauren. Marius ließ daher ſeinen Quäſtor in Italien zurück, unter dem Vorwande, eine Verſtärkung von Hülfsvölkern unter den Bundesgenoſſen aufzubringen, in der That aber, einen Menſchen von ſich entfernt zu halten, von deſſen Fähigkeiten er eine ſo geringe Meinung hatte. Aber bald widerlegte Sulla die ungünſtige Meinung des Oberfeldherrn durch die That. So wie er zum Heere nach Afrika kam, legte er plötzlich den Wollüſtling und Weichling ab, übernahm die mühſamſten Geſchäfte, begnügte ſich mit der Speiſe gemeiner Soldaten, und erwarb ſich durch ſein untadelhaftes Betragen, nicht allein die Liebe des Heers, ſondern auch die Achtung des Imperators.

Die Pflicht des Quäſtors war, die Völker mit Lebensmitteln und dem nöthigen Gelde zur Fortſetzung des Krieges zu verſorgen; ſein Amt ſprach ihn aber keinswegs von der Theilnahme an Gefahren frei, es hinderte ihn nicht, ein Kommando zu übernehmen. Sulla brannte vor Begierde, ſich einen Namen zu machen. Er war es, der den König Bocchus zur Auslieferung des Jugurtha bewog; der kühn und vielfältig dabei ſein Leben wagte, und dem auch ganz Rom dafür das Zeugniß gab, Er eigentlich habe dieſen

sen Krieg geendiget. Ursache genug für den ehrgeizigen Marius, einen neidischen Blick auf den Quästor zu werfen. Dieser begleitete indessen als Legat den Marius auch in den cimbrischen Krieg, und that sich hier ebenfalls rühmlich hervor. Ueberhaupt schien er, wenn er die Waffen in der Hand hatte, in seinem Elemente zu seyn; das Vaterland autorisirte ihn, seinen Durst nach Menschenblut zu stillen. Er warf ein zahlreiches barbarisches Heer in den Alpen darnieder, und da er merkte, daß Marius ihm deshalb immer abgeneigter wurde, und entschlossen zu seyn schien, ihn zu nichts Wichtigem weiter zu gebrauchen, so schlug er sich auf die Seite des zweiten Konsuls, Quintus Catulus. Mit Freuden nahm dieser, in jedem Sinne edle, nur etwas läßige Imperator, die Freundschaft des thätigen Sulla an, und gab ihm gerne Gelegenheit, sich die wichtigsten Verdienste ums Vaterland zu erwerben. Als die Heere von einer Hungersnoth gedrängt wurden, verschafte Sulla's Sorgfalt dem Lager des Catulus eine so reichliche Zufuhr, daß man mit dem Ueberfluß sogar die Marianer unterstützen konnte — ein Dienst, der den Marius gerade am meisten verdroß! Zuletzt that in dem letzten entscheidenden Treffen derjenige Theil des Heers, den Catulus anführte, und wo Sulla focht, das Vorzüglichste; und schlug zu eben der Zeit die Cimbrer, als sie Marius erst aufsuchte.

So kehrte Sulla auch aus diesem langen, gefahrvollen Kampfe mit Ruhm und Ehre zurück. Indessen verschlang doch des Marius schon längst gegründeter Ruhm des Sulla erst aufkeimenden fast gänzlich. Noch immer verglich man jenen mit einem Manne von der riesenmäßigsten Größe, wenn dieser höchstens ein Jüngling von versprechendem Wachsthum sey. Ja, sogar das Volk liebte den Sulla noch wenig,

nig, oder gar nicht. Nur mühsam, und nicht ohne vorhergegangene Kränkung, erhielt er die Prätur. Während er dieses Amt bekleidete, gewann er die Gunst des Volkes durch die mannigfaltigen Schauspiele, die er ihm gab. Hundert Löwen, die ihm der mauritanische König Bocchus aus Afrika gesandt hatte, führte er gegen jagdgeübte Afrikaner zu einem schröcklichen Kampfe auf, und das Volk blickte wohlgefällig auf den, der ihm diese blutige Augenweide gewährte.

Nach seinem Prätorate ward Sulla mit Truppen nach Kappadocien geschickt, um den Ariobarzanes wieder auf seinen Thron zu setzen, und er richtete diesen Auftrag mit vieler Klugheit aus. Aber bei seiner Rückkehr nach Rom ward er angeklagt, daß er in Kappadocien gewaltsamer Weise Geld erpreßt habe; doch besaß er Geschicklichkeit genug, diese Sache niederzuschlagen, und es kam zu keiner gerichtlichen Untersuchung.

4.

Der Krieg mit den Bundesgenossen. Sulla wird Konsul.

Sulla hatte dem Vaterlande nun bereits wichtige Dienste geleistet, und seine Talente als Krieger und schlauer Politiker genugsam bewährt. Allein er war nicht geneigt auf halbem Wege stehen zu bleiben, und indem er nach neuen Thaten und Unternehmungen dürstete, brach ein Krieg aus, der ihn auf der Laufbahn des Ruhmes seinem Ziele näher brachte. Dieß war der Krieg mit den Bundesgenossen, der vom Jahre 91 bis 88 vor Christi Geburt Italiens herrliche Gefilde verwüstete. Der

Der Keim dieſes Bundesgenoſſenkrieges waren die Ehrenbezeugungen und Vorzüge, welche der Stolz mit dem Titel eines römiſchen Bürgers verbunden hatte. Da die Völker Italiens ſahen, daß man, mit dieſem Ehrfurcht gebietenden Namen, ſich Königen gleich zu ſeyn dünkte, ſo machten ſie ihre alten Dienſte bei der Republik geltend, und verlangten an ihrer Souvrainität Theil zu haben, weil ſie, ohne dieſe Dienſte, nie die Hauptſtadt der Welt geworden ſeyn würde. Rom, welches befürchtete, daß dieſen ſchöne Titel eines Bürgers verächtlich werden möchte, wenn er zu gemein gemacht würde, ſchlug dieß Verlangen mit einer Bitterkeit ab, die ſeinen Deſpotiſmus verkündigte. Nun wollten die Bundesgenoſſen lieber ſeine Feinde als ſeine Sklaven ſeyn, und beſchloſſen, das mit Gewalt zu erkämpfen, was ſie auf gütlichen Wegen zu erlangen verzweifelten. „Sind wir es nicht, ſprachen ſie, durch welche Rom erſt die Königinn der Städte geworden iſt? Waren wir es nicht, durch welche jenes ſtolze Volk den Hannibal von ſeinen Mauern abhielt, Afrika beſiegte, Macedonien eroberte, und Aſien ſchreckte? Stellen wir nicht zu jedem Heer, mit welchem Rom kriegt und überwindet, zweimal ſo viel Mannſchaft, als Rom ſelbſt? Trift uns nicht jeder Angriff zuerſt, jedes Drangſal doppelt? Und dafür ſoll Verachtung unſer Loos, Sklaverey unſere Belohnung ſeyn? Wir ſollen unſern Rücken der Ruthe, unſern Hals dem Beil darbieten? Wir ſollen ausgeſchloſſen von jeder Würde, jedem Vortheil bleiben? Selbſt unſere Vertheidiger zieht man entweder vor's Gericht, oder tödtet ſie wohl gar mit Banditengewehr?“ — Viele dieſer Gründe waren allerdings unwiderleglich genug; doch noch wichtiger wurden ſie — durch die Waffen. Denn von den Alpen an bis zu Italiens äußerſten

Ufern

Ufern pflanzte sich die Empörung, gleich einem Laufseuer, fort. Die verschwornen Völker gaben sich zum Unterpfand ihres Ernstes wechselseitig Geiseln, erwählten sich ebenfalls Prätoren und Konsuln, erklärten Korfinium (im heutigen Abruzzo) für Italiens Hauptstadt, und verbanden sich für einander zu kämpfen und zu sterben.

An die Spitze der Verbündeten stellten sich die Marser, Lukaner und Samniter — schon ehemals Roms unversöhnlichste Gegner; mehr als zehen andere zahlreiche, tapfere Nationen folgten. Binnen wenig Tagen standen hunderttausend wohlgerüstete Krieger im offenen Felde. Nach sechs siegreichen Jahrhunderten sah sich die Beherrscherinn dreier Welttheils auf jene ersten mislichen Zeiten ihres aufkeimenden Freistaats zurückgesetzt; sah ihre ungeheuren Besitzungen, wenn auch nicht auswärts, doch in Italien wenigstens, auf den Raum von wenigen Meilen eingeschränkt; sah sich ringsumher, nicht etwa von leichten streifenden Rotten, oder von verächtlichen Barbaren, sondern von Heeren umgeben, die mit ihr von einer Zunge, einer Mannszucht, einer Kriegserfahrenheit waren; sah sich genöthigt, allen ihren Bürgern den Kriegsmantel anzulegen, und mußte froh seyn, daß sie, außer ihren eigenen Bewohnern, noch einige wenige treugebliebene Bundesgenossen, nebst gallischen und numidischen Miethsvölkern, den ungleich geübtern Lateinern entgegen stellen konnte.

So wie in seinem Ursprunge, also auch in seinem Erfolge unterschied sich dieser Krieg von allen, welche die Römer vorher geführt hatten, sehr merklich. Rom sah sich in ihm von seinem gewöhnlichen Glücke verlassen. Zwar erfochten dessen Feldherren auch jetzt glorreiche Siege, schleiften mächtige Städte, vertilgten ganze Völkerschaften, verödeten durch

Schwerdt

Schwerdt und Flamme das Gebiet ihrer Feinde. Doch nach der schröcklichen Anzahl von dreimal hunderttausend erwürgten streitbaren Männern, nach der Zertrümmerung zweier Konsularischen und verschiedener geringern römischen Heere, nach der grausamsten Verwüstung von Italiens schönsten Gegenden, siegten die Römer zwar dem Namen nach, doch in der Wirklichkeit desto minder. Eben dieses Bürgerrecht, den Gegenstand eines so blutigen Zwiespalts, verliehen sie zuerst den treugebliebenen, etwas später den zurückkehrenden, endlich selbst den besiegten, oder noch zu besiegenden Staaten. Binnen wenig Jahren wurden alle Bewohner Italiens, vom Flusse Rubico an, bis zum Meere, das Sizilien vom festen Lande scheidet, Bürger der Hauptstadt; und das schlaue Rom verbarg unter dem Schein einer großmüthigen Belohnung seine Schwäche, unter dem Namen der Milde seinen gebeugten Stolz, und unter dem Glanz des Triumphes seine erzwungene Aufopferung. Diese zahllose Vermehrung der römischen Bürger war aber auch zugleich das Grab der römischen Freiheit. Von nun an hatten unruhige, emporstrebende Bürger, wenn sie die öffentliche Ruhe stören, schädliche Gesetze geben, oder nützliche zertrümmern wollten, ein weites Feld für ihre verderblichen Plane. Von ihrem Gelde gewonnen stürzten aus allen Gegenden Italiens ganze erkaufte Gemeinden, ja beinahe ganze Völkerschaften nach Rom hin, und füllten dort die Volksversammlungen. Förmliche Heere von Freigelassenen und Sklaven mischten sich keck, von ihren Gebietern abgeschickt, unter die Schaaren rechtlicher Bürger, und waren sicher, bei einer solchen Menge unentdeckt zu bleiben. Von nun an gedieh es oft, wenn gegenseitige Partheyen auf einander trafen, nicht zur Stimmensammlung, sondern zum Kampfe und zur blutigen Schlacht.

Nicht

Nicht der Wille des Senats, sondern die Willkühr einzelner mächtiger Männer entschied in den Volksversammlungen über die wichtigsten Angelegenheiten. Die Gesetze schwiegen, aber Gewalt und Ränke sprachen desto lauter.

Sulla trug aus diesem verwüstenden Kriege den Ruhm davon, mehr als Marius nebst den übrigen Feldherren geleistet, und das streitbarste Volk unter allen, die Marser, besiegt zu haben. Eben dieser Krieg enthüllte aber auch den Römern den gefährlichen Mann, der zu ihrem Verderben heranwuchs, vollends. „Er war, sagt sein Biograph Plutarch, äußerst veränderlich und nie sich selbst gleich. Er raubte viel und verschenkte viel, erzeigte ohne Ursach Ehre und beschimpfte ohne Ursache; schmeichelte denen, die er nöthig hatte, und betrug sich übermüthig gegen diejenigen, die seiner bedurften; kurz, man wußte nicht, ob er von der Natur zu einem übermüthigen Despoten, oder zu einem kriechenden Schmeichler bestimmt war.“ Sullas Dienste sprachen indeß beredter für ihn als die Verkehrtheiten seines Charakters, und er ward nach dem Ende des Krieges zum Konsul erwählt. Er war damals fünfzig Jahre alt. An dem Tage seiner Wahl verheurathete er sich zum vierten male mit der Cäcilia, des Oberpriester Metellus Tochter. Diese Verbindung machte viel Aufsehen in Rom, denn das Volk hielt den Mann, welchen es des Konsulats werth gehalten hatte, einer solchen Gattinn nicht werth. Auch ward die Stadt, am Tage der Verbindung, mit Sinngedichten auf den Sulla überschwemmt.

5.

Krieg gegen den König Mithridates von Pontus. Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Marius und Sulla.

Oft war Rom in mehrere Kriege auf einmal verwickelt, und seine Heere kämpften in verschiedenen Erdtheilen gegen ungeheure feindliche Schaaren. So war's auch jetzt. Kaum näherte sich der italiänische Krieg seinem Ende, so stand in Asien ein Feind auf, welchen eigene Geistesgröße, noch mehr aber die Zeitumstände furchtbar machten. In dem bisher fast unbekannten Königreiche Pontus am schwarzen Meere hatte das Schicksal um diese Zeit ein Herrschergenie auf den Thron berufen, dergleichen in diesen Gegenden noch keines entstanden war: Mithridates, von seinen Zeitgenossen der Große genannt. Obgleich schon in seinem zwölften Jahre durch Meuchelmörder seines Vaters beraubt, entwickelte er doch die eigene Kraft in sich so früh und so stark, daß er sich in wenig Jahren der Herrschaft bemächtigen, seinen Vater rächen, und auf die Erweiterung seines Erbreichs denken konnte. Unter allen Königen, mit welchen Rom jemals Krieg geführt hatte, war Mithridates der mächtigste. Seit Alexanders des Großen Herrschaft konnte sich kein Fürst in Asien mit ihm vergleichen. Sein ererbtes väterliches Reich, ein Gebiet von sechshundert Meilen in der Länge, hatte er beinahe verdoppelt; über zwei und zwanzig Völkerschaften unumschränkter Herr, und ihrer aller Landessprachen bis zum Reden ohne Dolmetscher kundig, kriegerisch, muthig, listig, unversöhnlich, im Glück nie läßig,

im

im Unglück nie verzagt, war er unwiderstehlich wann er siegte, und fast eben so furchtbar noch wann er geschlagen war. Vierhundert Schiffe, fünfzigtausend Reuter, drittehalb hunderttausend Mann Fußvolk war die Macht, mit welcher er die Römer aus Asien zu vertreiben hoffte. Haß gegen die Römer wegen der Räubereyen ihrer Beamten in Kleinasien, Mazedonien, Griechenland, Thrazien und Illyrien, so wie nachher römische Emigranten und Ueberläufer, gaben dieser Macht neue Stärke.

Mithridates dehnte seine Unterhandlungen nach Egypten, Spanien und Gallien aus; er rieß Kleinasien und Griechenland in sein großes Unternehmen hinein; seine Korsaren streiften von Cilicien bis in die Straße von Gibraltar, und da zugleich in Italien und Spanien Bürgerkrieg tobte, so zerfleischten jetzt alle Geißeln menschlichen Elends einen großen Theil des Menschengeschlechts.

Schröcklich war das Signal, mit dem Mithridates die Feindseligkeiten eröffnete. Alle römischen Bürger und andere Italiäner, welche des Handels und anderer Geschäfte wegen sich in Asien aufhielten, wurden mit ihren Weibern und Kindern auf einen Tag ermordet. Der König hatte versiegelte Briefe in mehrere Städte geschickt, welche an einem bestimmten Tage geöffnet und auf der Stelle vollzogen werden sollten. Nach demselben ward ohne Unterschied des Alters und Geschlechts alles, was römischen und italiänischen Namen trug, ein Opfer des Todes. Es sollen achtzig, ja nach einer andern Nachricht hundert und fünfzigtausend umgekommen seyn. Man schleppte die Unglücklichen von den Altären weg, wohin sie geflohen waren; rieß säugende Kinder vor den Augen ihrer Mütter in Stücken, ehe man diese mordete, und jagte zahlreiche Haufen ins Meer. Die

Leichname blieben unbegraben liegen, die Mörder erhielten Belohnungen. Ein römischer Feldherr wurde auf einem Esel von Stadt zu Stadt geführt, und mußte überall laut sagen, sein Geiz wäre die Ursache des Kriegs, bis man ihm endlich geschmolzenes Gold in den Hals goß.

Unter den Generalen, die sich um die Stelle eines Oberbefehlshabers gegen den mächtigen Monarchen Asiens bewarben, waren Marius und Sulla die vornehmsten. Niemand wunderte sich über die Ansprüche des letztern: er war noch in der vollen Kraft des Alters, hatte sich im Bundesgenossenkriege hervorgethan, und war, als Konsul, gesetzmäßiger General der Armeen der Republik. Doch Marius, dessen Ehrgeiz und Grausamkeit mit den Jahren wuchs, war nicht geneigt zurück zu stehen, ob er gleich im Bundesgenossenkriege selber gestehen mußte, daß sein sonst so feuriger Muth und seine außerordentliche Thätigkeit fast ganz erloschen wären. Er hofte, an einem Feinde wie Mithridates sey alles zu erkämpfen, wornach seinen Ehrgeiz gelüstete: Macht, Reichthum und ein leichter Sieg. Ja er glaubte diesen Krieg gewissermaßen als sein Werk betrachten zu können. Denn bei einer Reise, die er zwischen dem Cimbrischen und Bundesgenossenkriege nach Asien anstellte, hatte er auch den Hof des König Mithridates besucht, war allda mit vieler Achtung und Ehrenbezeugung aufgenommen worden, hatte es aber mit so sichtbarem Stolz und Trotz vergolten, daß kein Zweifel war, er habe planmäßig den ehrgeizigen Monarchen gegen Rom erbittern wollen, und auch wirklich erbittert. Als er aber gewahr wurde, daß das Vaterland seine Dienste verschmähte, und daß sein ihm schon so lange verhaßter Rival die Feldherrnstelle erhielt, da beschloß er, mit Gewalt sich zu verschaffen, was ihm nicht

frei-

freiwillig ertheilt worden war. Daß darüber der Staat zertrümmert, oder durch innern Zwiespalt zur Führung eines auswärtigen Krieges unfähig gemacht werden könne, daran gedachte derjenige nicht, der seiner eigenen körperlichen Schwäche und seines hohen Alters vergaß. Er verband sich mit dem Volkstribun Sulpitius, und suchte mit Hülfe desselben einen Aufruhr zu entzünden. Dieser freche Mensch, der mit kaltem Blute die empörendsten Verbrechen begieng, hatte dreitausend Fechter im Sold, die er seinen Gegensenat nannte, und die ihn jedesmal bewafnet auf den Markt bekleiden mußten, wenn er einen Vorschlag durchsetzen wollte. Von diesen Banditen umringt erschien er nun auf dem Markte, als die beiden Konsuln daselbst Geschäfte hatten, und drang darauf, daß Marius an Sulla's Stelle nach Asien gehen sollte. Man stritt mit Erbitterung, der Tumult erhitzte sich, und nun zogen die im Solde des Tribuns stehenden Banditen ihre Dolche, und stießen eine Menge Bürger nieder. Alles floh, alles zerstreute sich, die Senatoren verloren sich unter dem großen Haufen und Sulla ward in des Marius Haus geschleppt. Hier mußte er unter gezückten Schwerdtern schwören, alles, was Sulpitius verordnet habe, gut zu heissen, und so hatte nun Marius seinen Wunsch erreicht, und rüstete sich freudig zum Kriege gegen den Mithridates.

In Zeiten der Verwirrung und der Faktionen läßt das Oberhaupt eines Staats, an der Spitze einer Armee, durch ein bloßes Dekret sich nicht sogleich absetzen. Sulla entfernte sich aus Rom, um bei seiner Armee, die bei Nola in Unteritalien mit Erstickung der letzten Funken des Bürgerkrieges beschäftiget war, Zuflucht zu suchen. Er erzählte den Soldaten, wie schändlich ihn Marius um das Komman-

do betrogen, und wie auch sie unter seinem Ehrgeitze leiden würden. Denn nicht sie, sondern seine alten Truppen, mit denen er die Deutschen geschlagen, werde er in das reiche Asien führen. „Euch, fuhr er fort, wird man auseinander gehen heissen, euch, denen ich so reiche Beute zuzuwenden gedacht habe.“ — Durch solche Reden kirrte er seine Soldaten, die seine Freigebigkeit schon kannten und den alten finstern Marius haßten; sie schwuren ihm zu folgen, wohin er sie führen wolle.

In dem Augenblick der größten Erbitterung der Truppen erschienen einige Kriegstribunen, die den Auftrag hatten, im Namen des Marius von der Armee Besitz zu nehmen. Alsobald fiel man über sie her, und warf sie mit Steinen zu Tod. Zwei Prätoren, die mit ähnlichen Aufträgen folgten, hatten ein ähnliches Geschick. Ihre Fasces wurden zerbrochen, ihre Purpurkleider zerrissen, mühselig entflohen sie dem Tode. Zur Vergeltung stellte Marius ein Blutbad in Rom unter Sulla's Freunden an, und gab ihre Häuser der Plünderung Preis.

Kaum erscholl die Nachricht davon im Lager, so gab Sulla Befehl zum Aufbruch. Doch nicht gegen das Ufer des Meeres, nicht zum Einschiffen hin — gerade gegen Rom zu führte er seine Legionen. Jetzt zum erstenmal sah diese stolze Stadt ein Schauspiel, das ihr nachher, durch öftere Wiederholung, nur allzu gewöhnlich ward; sah ein Heer ihrer eigenen Mitbürger, die als Freunde ausgezogen waren, nun als Feinde zurück kehren; sah ihre eigenen Adler, von ihrem eigenen Konsul, zur Eroberung der Vaterstadt angeführt. Innerliche Zwiste standen schon lange in Rom's Jahrbüchern; aber als förmlicher Bürgerkrieg, wo römische Legionen feindlich in Rom eingezogen, war dieses das erste gefährliche Beispiel.

Auch

Auch fühlten schon damals manche, wie unendlich viel durch diesen Schritt geschähe. Alle Tribunen im Heere des Sulla entflohen, als sie die Absicht ihres Konsuls merkten; ein einziger Quästor blieb. Der gemeine Soldat hielt um so standhafter bei der Fahne, und auch der zweite Konsul, Pompejus, flüchtete aus der gefahrvollen Stadt, kam zum Sulla, und gab dem Unternehmen desselben zwar keine Berechtigung, aber wenigstens einigen Schein des Rechtes mehr.

Ein allgemeines Schrecken ergriff jetzt das unvorbereitete Rom. Neue Abgeordnete, doch von ganz anderer Art, als jene ersteren waren, wurden von dem Senat an den Konsul abgesendet. Ihre Bitte war: er möchte mit seinem Heere stille stehen; und ihr Versprechen: man werde ihm Gerechtigkeit für jenen Schimpf erweisen. Der schlaue Feldherr schien durch ihre Rede gerührt zu werden, und befahl seinen Soldaten ein Lager abzustecken. Doch kaum hatten die Abgeordneten sich entfernt, so folgte Sulla ihnen mit seinem Heere auf dem Fuße nach, und drang in die Mauren Roms. Da er als Feind kam, so ward er auch als Feind empfangen. Das Volk bestieg die Dächer und ließ einen Hagel von Steinen und Ziegeln auf die Legionen herabregnen, der sie bis an die Mauren zurückzuweichen zwang. Der rasende General rief nun seinen Leuten zu, die Stadt in Brand zu stecken, und er selbst ergrief, um ihnen das Beispiel zu geben, eine brennende Fackel, und warf sie auf ein der Mauer nahes Haus. Dieß fürchterliche Schauspiel that seine Wirkung. Die Bürger scheuten sich nicht vor Sulla's Schwerdt, wohl aber vor den Verwüstungen einer Feuersbrunst; sie gaben daher die Vertheidigung der Stadt auf, und die Legionen rückten mit klingendem Spiel ein.

Ma-

Marius, der fechtend bis in den Tempel des Tellus getrieben ward, ließ unter Trompetenschall bekannt machen, daß er allen Sklaven, die sich zu seiner Vertheidigung einfinden würden, die Freiheit schenken wollte; aber es erschienen nur drey. Nun nahm er seine Zuflucht auf's Kapitolium, und bald darauf entschloß er sich, das Meer zur Scheidewand zwischen sich und dem Eroberer Roms zu machen.

Sulla schien sich anfangs seines abscheulichen Sieges mit Mäßigung zu bedienen. Herr über die Stadt, bewahrte er sie vor der Plünderung. Mit Strenge strafte er einige, die mit Gewalt in die Häuser eingedrungen waren, und hörte die ganze Nacht nicht auf ihre Quartiere zu besuchen und ihre Unbändigkeit zu zügeln. Am nächsten Morgen begann er die Gesetze nach seinem Vortheile zu modeln. Indeß noch manche Plätze der Stadt von Brand- und Blut rauchten, versammelte er den Senat, und trug, mit Augen, die vor Wuth blitzten, darauf an, daß man die beiden Marius, Vater und Sohn, den Tribun Sulpitius und neun Senatoren für Feinde des Vaterlandes erklären solle. Alles schwieg vor Schrecken; nur ein alter ehrwürdiger Greis, Namens Scävola, wagte zu reden. „Du glaubst, Sulla, sprach er, mich durch den Anblick der Soldaten, welche diesen erhabenen Tempel umringen, und deren gezogene Schwerdter unsere Stimmen beherrschen sollen, zu schrecken; aber ich bin mehr Römer als du denkst. Nein, nimmer wird der Gedanke, die schwachen Reste eines Lebens, welches dem Erlöschen nahe ist, zu erhalten, mich zu einer niedrigen Handlung verleiten. So lange dieß halberstarrte Blut noch in meinen Adern rinnt, wirst du mich nicht zwingen, den Ueberwinder der Cimbern und Teutonen, ohne welchen das Vaterland nicht mehr seyn würde, für einen Feind des Vaterlandes zu erklären.“ Jeder

Jeder bewunderte dieſen Muth, aber keiner ahmte ihm nach. Marius und die Häupter ſeiner Parthey wurden proſcribirt oder geächtet, d. h. als Verräther des Vaterlandes vogelfrei erklärt, daß ſie gefangen nehme oder tödte, wer ſie fände, weil ſie ſich gegen die geſetzliche Gewalt der Konſuln empört, und Sklaven zur Ermordung ihrer Herren aufgerufen hätten. Ein Preis ward auf ihre Köpfe geſetzt, und Soldaten ausgeſchickt, ihn zu erwerben. Das erſte Blut, welches kraft des Proſcriptionsdekrets vergoſſen wurde, erregte das wenigſte Bedauren: es war das Blut des Sulpitius, des Hauptanſtifters der öffentlichen Zwietracht. Dieſer Tribun hatte ſich, auf die erſte Nachricht von dem Siege des Sulla über ſein Vaterland, verſteckt; aber einer ſeiner Sklaven verrieth ihn. Er wurde gefangen genommen, ermordet, und ſein Kopf, auf einem Spieß befeſtigt, an der Rednerbühne aufgeſteckt.

Sulla traf nun alle die Vorkehrungen, wozu ihn ſeine überlegene Gewalt ermächtigte, hob die von den vorigen Gewalthabern gegebenen Geſetze auf, ſetzte der Freiheit der Bürgerverſammlungen engere Schranken, gab den Patriciern ihre alten Rechte wieder, und gieng dann mit ſeinen Legionen nach Aſien gegen den Mithridates.

6.

Abentheuer des Marius auf ſeiner Flucht. Wunderbare Errettung deſſelben.

Nirgend zeigte Marius mehr Geiſtesfeſtigkeit, als jetzt in ſeinem Unglücke, da er, vom Sulla überwältigt, aus Rom und Italien zu fliehen gezwungen war.

war. Die Prüfungen ſeines Muthes, welche er erfahren mußte, waren nicht von gemeiner Art, und er gab von der Erniedrigung menſchlicher Größe ein ſo merkwürdiges Beiſpiel, daß er in der Geſchichte nur wenige ſeines gleichen hat.

Sobald der graue Imperator Rom verlaſſen hatte, zerſtreuten ſich alle, die ihn auf ſeiner Flucht begleiteten, und giengen aus einander. Keiner wollte ſein Schickſal mit dem eines Geächteten verwickeln, wiewohl, noch einige Stunden vorher, das Schickſal der ganzen Welt in ſeiner Hand zu ſtehen ſchien. Er flüchtete ſich daher allein, blos von ſeinem Sohne und dem Granius, ſeinem Stiefſohne begleitet, zu einem kleinen Hauſe, das er nahe bei Rom hatte. Sein Plan war, ſich an die Seeküſte zu begeben, ſich dort einzuſchiffen, und Italien zu verlaſſen. Da es ihm aber an allen Bedürfniſſen zur Reiſe fehlte, ſo ſchickte er ſeinen Sohn auf ein benachbartes Landgut ſeines Schwiegervaters Scävola, (des nemlichen, der ſo freimüthig im Senat gegen Sulla geſprochen hatte), um das Nöthige anzuſchaffen. Ueber dieſen Anſtalten des jungen Marius vergieng die Nacht, und mit Anbruch des Tages ſah man die Trabanten des Sulla ankommen, um in dieſem ihnen, wegen der Verwandtſchaft ſeines Herrn mit dem Marius, verdächtigen Hauſe, Nachſuchungen anzuſtellen. Zum Glück war der Verwalter des Scävola ein Mann von Ehre; er bediente ſich einer Liſt, um dem Tyrannen Roms eines ſeiner Schlachtopfer zu entziehen. Auf ſeinem Hofe ſtand eben ein mit Bohnen beladener Wagen, welche in die Stadt gefahren werden ſollten. Unter dieſe verſteckte er den jungen Marius, ſpannte dann in Gegenwart der Reuter, die ihn über den Weg befragten, welchen die Geächteten genommen, ſeine Ochſen vor den Wagen, und fuhr ſo ge-

ra-

tadeswegs nach Rom, ohne daß ſeine verwegene Liſt den geringſten Argwohn erregte. Auf dieſe Weiſe kam der junge Marius in das Haus ſeiner Gemahlinn, verſorgte ſich daſelbſt mit Geld und andern Bedürfniſſen, verließ darauf die Stadt wieder eben ſo glücklich, als er hineingekommen war, eilte ans Meer, und ſchiffte mit einem Fahrzeuge, das eben unter Segel zu gehen im Begriff war, nach Afrika ab. Er hatte eine glückliche Fahrt, und kam ſicher in einem Lande an, wo der große Marius bekannt war und verehrt wurde.

Voll Ungeduld erwartete inzwiſchen der alte Marius ſeinen Sohn, und eilte endlich, da er immer ausblieb, blos in Begleitung des Granius nach Oſtia, wo einer ſeiner Freunde für ihn auf jeden Fall ein kleines Fahrzeug beſorgt hatte. Er gieng ſogleich an Bord, und ſegelte längs der italiäniſchen Küſte fort. Kaum war er in hoher See, als ſich ein heftiger Wind erhob, welcher das Rudern äußerſt mühſam machte. Die Schiffleute, welche beſorgten, daß ihr Fahrzeug der Gewalt der Wogen nicht würde widerſtehen können, wollten landen. Aber Marius ſah Terracina vor ſich, wo einer ſeiner tödlichſten Feinde Befehlshaber war, und ſchwebte alſo zwiſchen Hinrichtung und Schiffbruch in der Mitte. Indeß wüthete der Sturm immer ſtärker, der Schiffbruch war unvermeidlich, der Tod des Geächteten aber noch ungewiß; und ſo fuhr man auf Terracina zu, und ſetzte den Marius, ſeiner gerechten Beſorgniſſe ungeachtet, am Ufer aus.

Schröcklicher konnte die Lage des alten Imperators nicht ſeyn. Mit wiederholten Donnerſchlägen ſchien der Himmel ſeinem Kopfe zu drohen. Auf der einen Seite ſah er nichts als ein ſtürmiſches Meer, und auf der andern ein feindliches Land, welches ſeine

Bewohner verschlang. Menschen antreffen hieß, sich Mördern in die Hände liefern, und keine antreffen, sich der schröcklichsten Hungersnoth aussetzen. Während er, ohne Ruhestätte, Speise oder Schutz zu finden, am Strande umherirrte, stieß er gegen Abend auf einige Hirten. Er bat sie um einen Bissen Brodes, allein sie hatten nichts, seinen Hunger zu stillen; dagegen warnte ihn einer, der ihn erkannte, sich aus der Gegend zu entfernen, weil sie eben erst einen Haufen Reuter gesehen hätten, die ihn aufsuchten. Auf diese Nachricht wich der Unglückliche der Straße aus, und erreichte, ob er gleich vor Hunger und Schwachheit beinahe in Ohnmacht sank, mit vieler Mühe ein nahes Gehölz, wo er die Nacht zubrachte. Am folgenden Morgen machte er sich, vom Hunger getrieben, mit Tagesanbruch auf, und gieng längs dem Meere hin auf Minturna zu. Nur noch zwanzig Feldwegs war er von der Stadt entfernt, als er einen Haufen Reuter auf sich zusprengen sah. Zu gleicher Zeit aber erblickte er, indem er die Augen nach dem Ufer warf, zwei Lastschiffe, die eben vom Lande abstießen. Die Flüchtlinge bedachten sich nicht lange, sondern eilten aus allen Kräften dem Meere zu, warfen sich hinein, und hiengen sich an die Schiffe an. Granius entkam auf diese Weise glücklich nach der Insel Aenaria. Marius wurde, wegen seines dicken und unbehülflichen Körpers, von zwei Sklaven mit vieler Mühe über dem Wasser gehalten, und in das andere Schiff gehoben.

Inzwischen hatten Sulla's Reuter das Ufer erreicht, und riefen den Schiffern zu, sie sollten entweder gleich wieder ans Land fahren, oder den Marius ins Meer werfen. Die Thränen des berühmten Flüchtlings aber redten stärker zu dem gerührten Herzen des Schiffherrn, als der Reiz des Goldes, und er schiffte gegen die hohe See zu. Ma-

Marius fieng allmählich an wieder ruhig zu werden, und gute Hofnungen zu schöpfen. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er endlich Menschen gefunden hätte, die geneigt wären, ihm zu helfen; aber wie sehr betrog er sich! Der Herr des Schiffes hatte sich zwar geschämt, den Unglücklichen, welcher die Arme zu ihm ausstreckte, an Mörder auszuliefern; allein die nachherige Besorgniß, daß des Geächteten Rettung ihm selbst das Leben kosten könnte, brachte ihn zu dem Entschluß, den Unglücklichen seinem Schicksale zu überlassen. Er ersann also einen Vorwand, sich der Küste wieder zu nähern, legte in der Mündung des Liris vor Anker, und bat nun den seekranken Marius, ein wenig ans Land zu steigen, um sich von den ausgestandenen Beschwerden zu erholen, und sich durch etwas Speise zu erquicken. Der Römer, welcher nichts Arges dachte, gieng ans Land, und legte sich im Grase am Ufer nieder. Er entschlief, und als er wieder erwachte, fand er sich zu seiner grossen Bestürzung gänzlich verlassen, kein Schiff vor Anker liegen, keine Sklaven um sich; alles war verschwunden. Diese traurige Einsamkeit vermehrte seine Furcht; er fieng an gegen seine eigenen Sklaven Verdacht zu schöpfen, und alles schien ihm den Tod zu drohen.

Auf fast unwegsamen Steigen schlich der Greis weiter, und arbeitete sich mit unglaublicher Beschwerde durch die Sümpfe, welche der Liris durch seine Ueberschwemmungen verursacht hatte. Endlich kam er zu der Hütte eines armen Mannes, dem er sich zu Füßen warf, um sein Herz zum Mitleiden zu bewegen. Der Alte — es sey nun daß er den berühmten Mann kannte, der seine Zuflucht zu ihm nahm, oder daß die Majestät seiner Person auch durch das Elende nicht gänzlich verwischt ward — gab ihm gerührt

rührt zur Antwort: „Iſt dir's um Ruhe zu thun, ſo kannſt du ſie in meiner Hütte finden; flieheſt du aber vor Feinden, ſo will ich dir einen ſicheren Ort zum Aufenthalte anweiſen.“ Marius, dem mehr daran gelegen war, nicht entdeckt zu werden, als einer Ruhe zu genießen, die auf immer für ihn verloren zu ſeyn ſchien, nahm das letztere Anerbieten des Mannes an, und ließ ſich von ihm in ein nicht weit vom Fluſſe entferntes Loch bringen, wo ſein Wirth ihn mit Schilf und Geſträuch bedeckte. Kaum hatte er ſich aber in dieſem elenden Schlupfwinkel niedergelegt, als er von der Hütte her eine großes Getümmel von Menſchen und Pferden hörte. Es waren Abgeſchickte des Kommandanten von Terracina, die dem Geächteten nachſpürten. Sie ſtießen auf den alten Mann, und fragten ihn, ob er nichts von Marius wiſſe oder gehört habe? Die ſichtbare Gemüthsbewegung und Aengſtlichkeit des Alten waren ihnen verdächtig, und ſie gaben ihm geradezu Schuld, daß er den Erzfeind des römiſchen Namens verborgen halte.

Da ſich Marius, der dieß alles hörte, in ſeinem Schlupfwinkel nicht länger für ſicher hielt, ſo verließ er das Loch, in dem er verborgen lag, zog ſich nackt aus, ſtieg ſo bis an den Hals in einen nahegelegenen Moraſt, und bedeckte ſein Haupt mit Rohr. Da aber die Soldaten, welche ihm nachſetzten, bemerkten, daß das Waſſer um den Ort, wo er verborgen ſteckte, trübe war, ſo entdeckten ſie ihn dennoch nach ſorgfältiger Unterſuchung. Sie banden ihm einen Strick um den Hals, zogen ihn aus dem Schlamme hervor, und führten ihn, ſo nackt und mit Schlamme bedeckt wie er war, nach Minturna. Hier übergaben ſie ihn der Obrigkeit, daß er, dem Proſcriptionsedikte gemäß, hingerichtet werden ſollte.

Der

Der Senat von Minturna wagte es dennoch nicht, an den Beſieger der Cimbern und Teutonen Hand zu legen. Es war ihm nicht unbekannt, daß ſeine Parthey noch groß ſey, und daß Sulla's Konſulat bald zu Ende gehe. Wie leicht konnten ſich die Umſtände ändern; wie leicht konnte eine gewaltſame Hinrichtung eines ſo wichtigen Gefangenen, das Verderben der Stadt zur Folge haben! Es ward daher beſchloſſen, ihn vorläufig unter einer ſtarken Wache in das Haus einer gewiſſen Fannia zu bringen. Dieſe Frau, die vormals unter des Marius ſechsten Konſulate, durch einen Rechtsſpruch von ihm beſchimpft war, hatte gegründete Urſache, ihm nicht hold zu ſeyn. Aber ein wehrloſer und unglücklicher Mann ſchien ihr kein würdiger Gegenſtand der Rache. Weit entfernt, das Schickſal ihres Gefangenen zu erſchweren, ſuchte ſie es vielmehr durch alle Bemühungen der zärtlichſten Freundſchaft zu erleichtern. Das war es aber nicht, was der Rath von Minturna wünſchte, der nach wiederholten Berathſchlagungen es am Ende doch für das ſicherſte hielt, dem Proſcriptionsedikte Folge zu leiſten, und den Gefangenen zu tödten. Allein kein Bürger der Stadt hatte Luſt, ſeine Hände mit dem Blute eines ſo ruhmwürdigen Siegers zu beflecken. Ein ausländiſcher Soldat, ein Gallier oder Cimbrer von Geburt, erbot ſich endlich, gegen eine gute Belohnung, das Proſcriptionsurtheil zu vollziehen. Man brachte ihn zu dem Ende nach dem Hauſe der Fannia, und mit bloßem Schwerdte trat er in des Marius Zimmer. Das Bett, auf welchem der Held ruhte, ſtund in einer dunkeln Vertiefung. Aus dieſer Vertiefung warf er flammende Blicke auf den Barbaren, und rief ihm mit fürchterlicher Stimme zu: „Unglücklicher, du unterſtehſt dich, den Marius zu morden?“ Dieſe Worte, dieſer flammende

Blick

Blick schreckten den Mörder. Er warf das Schwerdt weg, stürzte zum Hause hinaus, und rief: „Nein, es ist mir nicht möglich, den Marius umzubringen!“ Die Einwohner der Stadt sahen das als einen Wink der Götter an; man erinnerte sich, daß dem Geächteten in seiner Kindheit sieben junge Adler in den Schooß gefallen waren, und bemerkte darinn eine Vorbedeutung von sieben Konsulaten. Sie machten sich Vorwürfe, daß sie hartherziger seyen, als ein Cimbrer, und schämten sich, daß sie den Retter Italiens unter Henkers Händen hatten wollen sterben lassen. „Er gehe hin, sagten sie, wohin er will, und erdulde sein Schicksal anderswo; uns aber verzeihen die Götter, daß wir ihn nackt und dürftig aus unserer Stadt entlassen müssen.“ Fannia, die jetzt ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, entflammte den Eifer ihrer Mitbürger noch mehr. Haufenweise lief man in des Marius Zimmer, versah ihn mit allem, was zu einer langen Reise nothwendig war, und brachte ihn auf ein Schiff, welches eben abzusegeln bereit war, unter lauter Gebeten zum Himmel, daß er ihn als Ueberwinder seiner Feinde in sein Vaterland zurückführen möchte.

Der berühmte Landesverwiesene war indessen noch nicht am Ende seiner Gefährlichkeiten. Er befahl seinem Steuermann, nach der Insel Aenaria zu segeln. Hier fand er seinen Stiefsohn Granius, nahm ihn nebst seinen Gefährten an Bord, und alle segelten nun nach Afrika zu. Unglücklicher weise litten sie bald Mangel an frischem Wasser, und der Schiffer sah sich dadurch genöthigt, an Sizilien zu landen. Der Quästor der Provinz, welcher sich zufälliger weise in der Gegend befand, erkannte den von Sulla's Senat in die Acht erklärten Flüchtling, fiel mit seinen Soldaten über das Schiffsvolk her, tödtete

acht-

achtzehn Mann desſelben, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er den Marius ſelbſt in die Hände bekommen. Dieſer behielt kaum Zeit, ſich aufs Schiff zu retten; alſobald lichtete man die Anker und landete glücklich in dem alten Hafen von Karthago. Marius war kaum an die Küſte gekommen, als der damalige römiſche Prätor der Provinz Afrika von ſeiner Ankunft Nachricht erhielt. Als ein ſtaatskluger Mann, der weder den Befehlen des römiſchen Senats ungehorſam ſeyn, noch ſich den Haß der mariſchen Parthey durch die Ermordung des großen Mannes zuziehen wollte, ließ er ihm rathen, ſich eine andere Freiſtätte zu ſuchen; widrigenfalls ſähe er ſich genöthigt, ihn als einen Feind der Republik zu behandeln.

Der beſtürzte Held verſank bei dieſer Nachricht beinahe unter der Laſt ſeiner Drangſale. Er war geraume Zeit nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Mit ſtarrem Blick ſah er den Abgeſandten des Prätors ſtillſchweigend an. Endlich, da dieſer auf Antwort drang, entfuhren ihm die Worte: „Geh, ſage deinem Herrn, du habeſt den Marius als Flüchtling auf den Ruinen von Karthago ſitzen ſehen.“ — Worte, in denen ein tiefer Sinn liegt, er deutet auf die Vergänglichkeit menſchlicher Größe, und der Prätor konnte es ſich zur Warnung geſagt ſeyn laſſen.

Marius eilte nicht ſehr, dem Prätor zu gehorchen. Er war noch unter den Ruinen von Karthago, als ſein Sohn ſich bei ihm einfand, der lange ſehnſuchtsvoll der Ankunft des Vaters entgegen geſehen hatte. Nach den erſten Umarmungen begaben die beiden Unglücklichen ſich an's Ufer des Meeres, um ſich dort ungeſtört ihre Herzen aufzuſchließen. Da ſie einen Fiſcherkahn am Ufer ſahen, ſo warfen ſie ſich hinein, und ließen ſich nach der Inſel Cercina bringen. Es war die höchſte Zeit; denn kaum waren

ren ſie vom Lande abgeſtoſſen, als ſie einen Haufen Reuter erblickten, die mit verhengtem Zügel heranſprengten, um ſich der Perſon des jungen Marius zu bemächtigen. Dieß war nicht die kleinſte von den Gefahren, denen die beiden Geächteten ausgeſetzt geweſen wären, aber es war die letzte. Sie brachten den Winter ruhig auf den Inſeln des afrikaniſchen Meeres zu, und ſuchten ſich ſo lange vergeſſen zu machen, bis ſie von ihrem Glücksſtern aufs neue ans Ruder der Republick gerufen wurden.

7.

Cinna, Sulla's Gegner, wird Konſul. Marius kommt zurück, wüthet mit ſchröcklicher Grauſamkeit, und ſtirbt.

In Rom war inzwiſchen das Feuer der Zwietracht von neuem mit ſchröcklicher Gewalt aufgelodert. Der böſe Genius, der es mit ſchnödem Wohlgefallen nährte, war Cornelius Cinna, ein gebohrner Patricier, der aber aus Ehrgeiz mit dem Volke aufs engſte zuſammenhielt. Er dürſtete nach Ruhm, war aber zu ungeduldig, um ihn ſich auf regelmäßige Art zu erwerben; raſch, heiß und hartnäckig, zugleich aber auch kühn und tapfer; entſchloſſen das Volk zu leiten, da es ihm beim Senate nicht hatte gelingen wollen. Kurz vor Sulla's Abgange gegen den Mithridates nach Aſien hatte er das Konſulat erlangt, und wiewohl Sulla das ungerne ſah, ſo ließ er es dennoch geſchehen. Er beſorgte, durch unzeitige Härte die Gemüther noch mehr zu erbittern, und dadurch Funken auszuſtreuen, die nach ſeiner Entfernung in

lichte

lichte Funken ausschlagen dürften. Dabei setzte er sein Vertrauen auf den zweiten Konsul, Cnejus Oktavius, einen wahrhaft edlen und patriotischen Mann. Ueberdieß ließ er den Cinna vor der Statue Jupiters auf dem Kapitolium einen feierlichen Eid schwören, daß er in der nun festgesetzten Verfassung nichts ändern wolle. Man weiß aber wohl, von welchem Gewicht die Eidschwüre dessen sind, der herrschen will. In dem Augenblicke, da Cinna gelobte, daß er Sulla's Werk aufrecht erhalten wolle, schwur er ihm im Herzen den Untergang, und es lag nicht an ihm, daß dieser Schwur seines Herzens nicht in Erfüllung gieng.

Kaum war Sulla mit seinen Legionen nach Asien abgesegelt, so ließ Cinna seinem unruhigen und aufrührerischen Charakter vollen Lauf. Nicht zufrieden mit der vorübergehenden Würde, die er bekleidete, dachte er vielmehr darauf, sich eine bleibende furchtbare Obergewalt im Staate zu verschaffen. Um diese zu erlangen, schmeichelte er dem großen Haufen durch Geschenke, günstige Gesetze, Versprechungen von neuen Korn- und Ackervertheilungen, und durch Zurückberufung der vom Sulla verbannten Freunde des Volks. Er drang ferner auf die Aufnahme vieler tausend neuer Bürger aus den Bundesgenossen in die alten Tribus, und gewann dadurch einen solchen Anhang, daß dem Senat abermals vor seinem eigenen Konsul bange seyn mußte. Auch erschien er in der Volksversammlung nie anders als mit einem zahlreichen Gefolge von Klienten, die Dolche unter den Mänteln trugen. Der Adel, die reichen Bürger und alle, für welche der Name Vaterland kein leeres Wort war, schlossen sich nun an den Konsul Oktavius an, und versahen sich ebenfalls mit Waffen. An der Spitze eines unermeßlichen Haufens, der aber aus gemei-

meinem Pöbel, aus Fremden und aus Menschen ohne Namen bestund, that Cinna einst in einer Volksversammlung den Vorschlag, den Marius, dessen Parthey ihn bestochen hatte, zurückzurufen. Daß dieß die Sturmglocke zu einem neuen Bürgerkriege seyn mußte, war offenbar. Die Besseren im Volke, und der größte Theil des Senats widersetzten sich dem Vorschlage. Es kam auf dem Markte zum Treffen, und dießmal mußte die Verwegenheit der Tapferkeit weichen. Oktavius fiel die Aufrührer an, drang in sie ein und zerstreute sie. Wie blutig das Gefecht war, erhellet daraus, daß blos von Seiten der Besiegten zehentausend Mann auf dem Platze blieben. Am folgenden Tage machte der Senat dem Cinna den Proceß, und erklärte ihn seiner Würden für verlustig.

Ein böses Beispiel findet nur allzu leicht Nachahmer, und schlechte Menschen überschreiten dabei gewöhnlich alle Grenzen der Mäßigung. Sulla war zuerst an der Spitze eines Heeres in seine Vaterstadt eingedrungen, und Cinna beschloß, dasselbe zu thun. Noch ehe das Urtheil über ihn ausgesprochen worden war, hatte er Rom verlassen, um bald wieder desto fürchterlicher zurückzukehren.

Es stunden damals in Italien noch drei römische Heere, die man seit dem Bundesgenossenkriege noch nicht hatte aus einander gehen heissen. Cinna lockte durch große Versprechungen eines derselben an sich, durchzog alle Städte Italiens, fachte die halberloschenen Funken des Bundesgenossenkrieges wieder an, und wußte sich ein so geneigtes Gehör zu verschaffen, daß er in Kurzem gegen dreissig Legionen zu seinem Befehle hatte. Oktavius sammelte dagegen Truppen in der Stadt, aber weil der Konsul sie nicht dahin führte, wohin sie selber wollten, so verließen sie ihn, und baten den jungen Metellus, ihr

Feld-

Feldherr zu werden. Mit Nachdruck verwies ihnen dieſer edle junge Mann ihren ſchändlichen Ungehorſam, und hieß ſie zum Oktavius zurückkehren, aber ſtatt deſſen liefen ſie aus der Stadt und giengen zum Cinna über. Rom war ohne Vertheidiger, und ſah mit banger Furcht das Ungewitter ſich ſeinen Mauren nähern.

Sobald der alte Marius von dieſer für ihn ſo günſtigen Wendung der Dinge Nachricht erhielt, verließ er ſeinen verborgenen Aufenthalt auf den afrikaniſchen Inſeln, und kam wieder nach Italien. Er brachte ein Korps von tauſend Mann mit, welches theils aus numidiſchen Reutern, theils aus italiäniſchen Abentheurern beſtand, die ein ähnliches Schickſal, wie das ſeinige, mit ihm verbunden hatte. Dieß Korps wuchs unterwegs noch mehr an, weil man alles, was ſich darbot, ſelbſt entlaufene Sklaven und die dem Schwerdt der Geſetze entwiſchten Verbrecher aufnahm, und Marius hatte ſechstauſend Mann, als er ſich mit dem Cinna vereinigte. Es ſammelten ſich immer mehr Freunde und Klienten um ihn her. Sein dürftiges, traurendes Gewand, ſein langgewachſener Bart, ſein hohes Alter, das Gerücht ſeiner Drangſale, die ſichtbaren Spuren, die er davon an ſeinem Körper trug: alles dieß entflammte ſeine alten Freunde, und erwarb ihm deren noch neue. Aber eben aus dieſer erzwungenen Demuth blickte grenzenloſe Rachgier, aus ſeiner abſichtlichen Dürftigkeit ein raſtloſer Ehrgeiz, und aus ſeinem zur Erde geſenkten Blick eine mühſam verhehlte Grauſamkeit hindurch. Gerade auf Rom zu führte er ſeine Schaaren. Es war ein Strom, der ſchreckbar anwuchs, je weiter er vordrang, und der dann in verſchiedene Arme ſich theilte. Bald ſah dieſe geängſtete Stadt ſich von drei Heeren eingeſchloſſen. Vier Feld-

 herren,

herren, Marius, Cinna, Carbo und Sertorius ſtanden an deren Spitze. Alle viere waren verſuchte Krieger; aber auch alle, den einzigen Sertorius ausgenommen, Männer von ſo ſchwarzer Seele, und von ſolcher Grauſamkeit, daß die Mutterſtadt mehr vor ihnen, als vor den roheſten Barbaren zu beben Urſache hatte.

Der Senat ſandte, wie ſich die Heere der Hauptſtadt näherten, eine Geſandſchaft in das Lager der Rebellen, um wo möglich das drohende Ungewitter abzuwenden. Ehe ſich aber Cinna in eine Unterhandlung einlaſſen wollte, fragte er die Geſandten: ob ſie ihn für einen Konſul erkennten? Dieſe waren nicht bevollmächtigt, die Frage zu beantworten, und ſahen ſich daher genöthigt, unverrichteter Sache zurück zu kehren. Der Senat, dem man dieſen neuen Vorfall berichtete, befand ſich in einer ſeltſamen Verlegenheit. Auf der einen Seite konnte man dem Cinna das Konſulat nicht wieder geben, ohne dem redlichen Merula, den man ſtatt ſeiner gewählt hatte, großes Unrecht zu thun; und auf der anderen Seite konnte man dem Haupte der Rebellen den konſulariſchen Purpur nicht verſagen, ohne Rom der Gefahr auszuſetzen, alle Greuel des Krieges über ſich einbrechen zu ſehen. Allein Merula zog den Senat aus der Verlegenheit, indem er freiwillig abdankte. Nun kehrte die Geſandtſchaft mit dem Auftrage, den Cinna als Konſul anzuerkennen, in's feindliche Lager zurück. Cinna gab den Abgeordneten auf ſeinem Tribunal, von ſeinen Liktoren und allem Gepränge der konſulariſchen Majeſtät umgeben, Audienz. Marius ſtand neben ihm, in der Stellung eines von dem Gefühl ſeines Unglücks tief durchdrungenen Mannes; aber ſeine von Wuth funkelnden Blicke verriethen ſeine tiefe Heucheley, und kündigten ſchon all' das koſtbare Blut an, womit er ſeine Rachgier zu ſättigen lechzte. Die

Die Gesandten hatten den Befehl, vom Cinna nichts weiter zu verlangen, als daß er schwören möchte, des Lebens der Bürger zu schonen. Der barbarische Konsul würdigte sie aber keines Eides. Ueberwundene, behauptete er, müßten sich begnügen, wenn er sein Wort gäbe, daß er mit seinem Wissen und Willen Niemanden wolle ums Leben bringen lassen.

Als die Deputirten sich entfernt hatten, ward Kriegsrath gehalten. Marius und Cinna, welche ihren Generalen nicht erlaubten, anderer Meinung zu seyn, erklärten zuerst, daß alle ihre Feinde umgebracht werden müßten. Dieß nannten sie Ruhe und Frieden in Rom wieder herstellen. Und nun brach das blutdürstige Heer auf, um in Rom einzuziehen. Von seinen Liktoren und einer Leibwache umgeben, betrat Cinna zuerst die Stadt, und seine Soldaten folgten ihm in Reihe und Glied. Marius hingegen machte an einem der Thore Halt, und sagte mit bitterem Spott: „Da ein öffentliches Gesetz mich verkannt hat, so muß auch ein öffentliches Gesetz meine Rückkehr verordnen, wenn der Staat meiner Dienste bedarf.“ Sogleich kam das Volk auf dem Markte zusammen; kaum aber hatten drei oder vier Zünfte gestimmt, als der alte Tyrann, dieser Komödie müde, die Maske von sich warf, in Rom, dessen Thore er gleich verschließen ließ, einrückte, und es allen Greueln des Krieges preisgab, nicht anders, als wenn es durch Sturm erobert worden wäre.

Die Menschheit schauert bei der Erzählung der Unthaten, welche des Marius Horden in der unglücklichen Stadt verübten. Auf jeden seiner Winke, und er winkte nur allzu oft, metzelten seine Soldaten die edelsten römischen Bürger nieder. Jeder, den er finster ansah, dessen Anrede er nicht erwiederte, auf dessen Gruß er nicht dankte, ward ohne weitern Befehl

auf der Stelle getödtet. Kein Gastrecht, keine Blutsverwandschaft, kein Stand, keine vorher bekleidete Würde und keine Schuldlosigkeit konnten vor dem Tode sichern. Die erklärtesten Freunde des Marius nahten sich ihm mit Zittern; denn wie leicht war nicht ein Grus übersehen! Der Tyrann sandte in alle Häuser seiner ehemaligen Gegner, und ließ sich die abgehauenen Köpfe bringen und auf den Tisch legen. Und wer zählt die Barbareyen, die seine Anhänger ohne seinen Befehl, blos in ihrem eigenen Namen ausübten! Wer Geld hatte, oder schöne Weiber und Töchter, den ermordeten sie, und schwelgten zügellos in dem Genusse der Beute. Wild mit gezückten Dolchen liefen diese Elenden auf den Straßen umher; ein teufliſches Gewieher verkündigte ihre Ankunft in den Häusern. Und nicht blos in Rom verübten sie ihre Greuel: alle Städte der Bundesgenossen wurden von ihnen überschwemmt. Ein Scheusal erster Größe unter den Mordgesellen des Marius war ein gewisser Fimbria. Nicht genug, daß er einige der angesehensten Senatoren in ihren Häusern mit eigener Hand tödtete; er trieb seine Mordlust bis zum Unsinn. So hatte er z. B. Banditen abgesendet, den Quintus Scävola, einen ehrwürdigen Freund der bürgerlichen Ordnung, zu ermorden. Scävola war schwer verwundet worden, aber mit dem Leben davon gekommen. Fimbria lud ihn vor das Volksgericht — weil er nicht tief genug in sich habe einhauen lassen, um an den Hieben zu sterben. Fimbria erhielt bald darauf ein Kommando in Asien gegen den Mithridates. Einst hatte er eine Menge von Pfählen errichten lassen, an welchen von ihm verurtheilte Verbrecher zu Tode gegeißelt werden sollten. Am Tage der Hinrichtung fanden sich mehrere Pfähle als Verurtheilte, und nun befahl der Unmensch, aus den

Zu-

Zuschauern so viele zu greifen, als nöthig wären, die ledigen Pfähle zu besetzen, und sie mit den Uebrigen zu Tode zu geißeln.

Die Trabanten des Marius tobten so fürchterlich, daß endlich nicht nur der edlere Sertorius, sondern sogar der grausame Cinna ihres Frevels müde wurden, sie schaarenweise umbringen und niederhauen ließen. Freilich ein fruchtloses Sühnopfer für die von ihnen schon getödteten Bürger; aber doch ein abschreckendes Beispiel für die überbleibenden Barbaren!

Es dauerte lange, ehe man die Straßen Roms von dem Blute und den unzählichen Leichen säubern konnte, die von den Händen der Würger gefallen waren. Die Stadt schien ganz ausgestorben zu seyn, denn niemand ließ sich öffentlich sehen als die Anhänger des Tyrannen, und wer fliehen konnte, verließ die unglückliche Stadt. Unter den angesehenen Staatsmännern, die bei diesem Blutbade ihren Tod fanden, war der Konsul Oktavius einer der ersten. Bei der Annäherung der Rebellen hatte er sich mit einigen Freunden auf den Berg Janikulus begeben. Jedermann rieth ihm, zu fliehen; er erklärte aber, daß ihm als Konsul seine Pflicht nicht erlaube, seine Mitbürger zu verlassen. Marius und Cinna schickten einen Haufen Soldaten ab, ihn umzubringen. Sie fanden ihn auf seinem elfenbeinernen Sessel sitzend, mit allen Insignien des Konsulats umgeben. Sobald die Freunde des Oktavius die abgeschickten Mörder sich dem Berge nähern sahen, drangen sie von neuem in ihn, sich durch die Flucht zu retten; aber er hielt es unter seiner Würde, nur aufzustehen, und empfieng den Tod mit einer bewunderhswürdigen Standhaftigkeit. Auch der patriotische Merula, den der Senat ohne sein Wissen und Begehren an Cinna's Statt zum Konsul erwählt hatte, fand seinen Tod.

Als

Als er hörte, daß er zum Tode verurtheilt worden ſey, öfnete er ſich vor der Bildſäule des Jupiters, deſſen Prieſter er war, eigenhändig die Adern, und beſprengte ſterbend den Gott, den er zum Rächer auffoderte, mit ſeinem Blute. Seinem Beiſpiele folgte Quintus Catulus. Ehemals Mitkonſul und Mitfeldherr des Marius im cimbriſchen Kriege, und jetzt ein greiſer ehrwürdiger Konſular, ward er ganz ſchuldlos, blos aus altem Groll und Neide, von dem grauſamen Ueberwinder zum Tode beſtimmt. Für ihn legten ſelbſt des Marius vertrauteſten Freunde mitleidige Bitten ein; aber des Wütherichs ganze, noch dazu wiederholte Antwort war: Er muß ſterben! und Catulus, als er dieß erfuhr, wählte ſich eine freiwillige Todesart. Er ſchloß ſich in ein friſch getünchtes Zimmer ein, und erſtickte ſich durch Kohlendämpfe.

Einer von den Männern, die das Vaterland am meiſten bedauerte, war der größte lebende Redner und Staatsmann, Markus Antonius. Er hatte ſich bei einem ſehr armen, aber braven Freunde verſteckt, und eben die Sorgfalt, mit welcher dieſer ſeinen Gaſt ja recht gut zu bewirthen ſuchte, verrieth einem Nachbar das Geheimniß. Als man dem Marius berichtete, daß das Leben dieſes berühmten Geächteten in ſeiner Gewalt ſey, ſchrie er laut auf, klopfte in die Hände, und brach in die zügelloſe Freude eines Tigers aus, welcher ſein Schlachtopfer zu zerreiſſen im Begriff iſt. Er ſaß eben an der Tafel, und wollte ſich ſelbſt an den Ort verfügen, wo der Unglückliche ſich befand, um ſeine wilden Augen an dem Schauſpiel ſeines Todes zu weiden; aber ſeine Tiſchgenoſſen hielten ihn zurück, und er begnügte ſich, den Kriegstribun Annius mit einem Trupp Soldaten abzuſchicken, um ihm den Kopf des Antonius zu bringen.

Der

Der Tribun begab ſich alſo zu dem Wirth des zum Tode Verurtheilten, blieb an der Thüre zurück, um ſie zu bewachen, und ſchickte ſeine Trabanten hinein. Dieſe, ſo hartherzig ſie auch der beſtändige Anblick des Bluts ſchon gemacht hatte, wurden doch beim Anblicke eines Mannes, den ſein Genie und ſeine Tugenden noch ehrwürdiger machten, als ſeine grauen Haare, von einer unwillkührlichen Ehrfurcht ergriffen, und einer ſchob die Exekution dem andern zu. Antonius redete ſie an, und ſeine Beredſamkeit bezauberte ſie vollends. Annius, des Wartens müde, gieng endlich ſelbſt hinein, und ſah ſeine Soldaten unbeweglich ſtehen. Aber viel zu hartherzig, als daß der nemliche Zauber auf ihn hätte wirken ſollen, hieb er dem Redner den Kopf herunter, und brachte ihn dem Marius. Dieſer ſpielte mit demſelben auf der Tafel, an der er gerade ſchmauste, und ließ ihn dann auf der Rednerbühne ausſtellen.

Mitten unter dieſen abſcheulichen Scenen ſieht man indeß doch auch einige Züge von Seelengröße hervorſchimmern. Als die Sklaven des Cornutus erfuhren, daß er ſich auch unter der Zahl der Geächteten befinde, ſo verbargen ſie ihn an einem ſichern Orte, nahmen dann einen der Leichname, die man unter die Füße trat, zogen ihm eines von den Kleidern ihres Herrn an, ſteckten ihm ſeinen goldenen Ring an den Finger, und beredten die Trabanten des Marius, daß er ſich erdroſſelt habe. Während man alſo das Leichenbegängniß des falſchen Cornutus feierte, entfloh der wahre aus Italien, und ſetzte ſich jenſeits der Alpen vor ſeinen Verfolgern in Sicherheit.

Als Marius endlich alle ſeine Feinde beſtraft hatte, und des Niedermetzelns müde war, vernichtete er alle Geſetze, die ſeine Nebenbuhler gegeben hatten, und lenkte alles mit despotiſcher Willkühr. Um ſeinem

nem Despotismus wenigstens den Schein einer gesetzlichen Hoheit zu geben, nahm er, mit dem Cinna zugleich, den Namen eines Konsuls an. Aber sein Beispiel beweist, daß auch im Besitz der höchsten Würde ein böses Gewissen zur Hölle und Folterquaal werden könne. Er sah sich nun mit jener Gewalt bekleidet, wornach seine herrschsüchtige Seele so lange vergebens gedürstet hatte. Unbeschränkter hatte in Rom noch kein einzelner Mann, selbst keiner der ersten Könige oder der vorherigen Diktatoren geherrscht. Ganz Italien, Afrika, alle westlichen Provinzen waren ihm unterworfen. Zwar stund Sulla, sein Todfeind, noch an der Spitze eines starken, unbesiegten Heeres; aber er befand sich ferne von Rom, in einem gefahrvollen Kriege verwickelt und sein Anhang war in Vergleich der Gegenparthey nur klein zu nennen. Was konnte Marius also vom Schicksal verlangen? — Und dennoch füllte stete Furcht und düstere Ahndung die Seele des blutdürstigen, greisen Siegers. Daß Sulla ein ganz anderer Gegner sey, als Catulus und Oktavius, konnte er sich selbst nicht verleugnen; der so vielfältig erfahrne Glückswechsel erschütterte seine Seele, so oft er daran dachte, er müße noch einmal mit dem jüngern, von seinen Soldaten angebeteten, Feldherrn, um Reich und Leben kämpfen. Angstvoll waren seine Tage, und noch angstvoller seine Nächte. Der Schlaf, ohnedem ein seltener Freund des Alters, floh ihn fast gänzlich. Jeden leichten Schlummer verbitterten schröckliche Träume. Um seine Angst zu zerstreuen, verfiel er auf ein Mittel, das er, für sein Alter und seine Würde, nicht schlechter hätte wählen können. Er überließ sich ohne Maaß und Ziel den Ausschweifungen der Tafel, und brachte die Nächte in den zügellosesten Orgien hin. Aber sein entkräfteter Körper vermochte nicht, diese

Aus-

Ausschweifungen zu ertragen; sein Blut erhitzte sich, und er sank auf ein Lager nieder, von dem er nicht wieder aufstund. Auch in dieser letzten Krankheit war Ehrgeitz diejenige Leidenschaft, die am längsten, oder vielmehr so lange als das Leben selbst, bei ihm anhielt. Denn auch in seiner Verrückung noch glaubte er gegen den Mithridates zu fechten, ertheilte Befehle zum Angriff und zur Schlacht, und ahmte durch körperliche Bewegung und durch ein lautes Jubelgeschrey sein ehemaliges Betragen im Treffen nach.

Zuweilen, wenn die Besinnung wiederkehrte, unterhielt sich der Kranke mit seinen vertrautesten Freunden über alle Umstände seines romanhaften Lebens, und verhehlte keines seiner Schicksale. Darauf umarmte er alle seine Freunde, einen nach dem andern, sagte ihnen ein ewiges Lebewohl, und legte sich wieder in sein Bette, wo er am siebenten Tage seiner Krankheit, und am siebenzehenten seines letzten Konsulats verschied, sechs und achtzig Jahre vor Christi Geburt. Er war damals siebenzig Jahr alt. Plutarch sagt, er habe einen Reichthum hinterlassen, der für mehrere Könige hingereicht haben würde; und doch beklagte er sich kurz vor seinem Tode, als ob er in Dürftigkeit sterbe. Er allein von allen Römern war siebenmal Konsul gewesen, und doch lästerte er gegen den Himmel, daß er ihn mitten auf seiner Laufbahn von der Erde wegnehme.

8.

Sulla's Siege über den Mithridates. Seine Wiederkehr nach Italien und schröckliche Folgen derselben.

Drei Jahre lang ließ Sulla die Parthey des Marius in Rom herrschen, ohne seinen Feldzug gegen den Mithridates abzubrechen. Er wollte erst den Feind zu Boden schlagen, ehe er sich an denjenigen rächte, die seine Häuser und Palläste verbrannt, seine Güter eingezogen, und seine Freunde erwürgt hatten. Glück und Klugheit verschaften ihm fortdaurend die glänzendsten Siege über seinen gewaltigen Gegner, der sich endlich genöthigt sah, Friedensvorschläge zu thun. Sulla machte die Bedingungen dazu mit allem Stolze eines römischen Konsularen. Mithridates sollte alles eroberte Land wieder herausgeben, den Römern siebenzig völlig ausgerüstete Schiffe ausliefern, und noch zwei tausend Talente, (drittehalb Millionen Thaler) Kriegskosten bezahlen. Um dieser Unterhandlungen willen, setzte Sulla aus Griechenland nach Asien über, und diese Gelegenheit benutzte er und sein Heer trefflich, sich durch die ungeheuersten Plünderungen aller blühenden Städte, durch welche sie zogen, zu bereichern. Bloß die baaren Kontributionen, die er den Städten auflegte, betrugen über fünf und zwanzig Millionen Thaler. Den Soldaten, die er den Bürgern ins Quartier legte, gestattete er allen Uebermuth. Jeder Wirth war gezwungen, jedem bei ihm liegenden Soldaten täglich sechzehn Drachmen (über drei Reichsthaler) und freien Tisch für ihn und seine guten Freunde, so viel er deren mitbringen wollte, zu geben. Ein Offizier konnte täglich fünfzig

Drach-

men (zehen Reichsthaler) und ſo viel neue Kleidungsſtücke fodern, als er wollte.

Ungern ſchied Sulla mit ſeinem Heere aus einem Lande, das ihm noch ſo reiche Beute verſprach, und er hatte alle ſeine Beredſamkeit nöthig, um ſeine Soldaten über den Rückzug zu beruhigen. Nur durch Verſprechungen großer Güter in Italien konnte er ſie beſänftigen.

Wenn Rom ſonſt hörte, daß einer ſeiner Feinde, zumal ein ſo furchtbarer König, gedemüthigt, eine Provinz erobert, oder ein rühmlicher Friede geſchloſſen worden ſey, dann eilte billig das Volk in die Tempel, und das Anſehen der ganzen Stadt war feſtlich und fröhlich. Jetzt, als drei Königreiche und unermeßliche Summen erkämpft worden waren, jetzt hätte Mithridates ganz Aſien erobern können, und man hätte minder vor ihm, als vor dem Römer gebebt, der ihn beſiegt hatte. Seit Rom ſtand, hatte man jedem ſiegenden Feldherrn mit Freuden entgegen geſehen; den jetzigen erwartete man mit Zittern. Vorläufig hatte er dem Senat ſchriftlich vorgeſtellt, wie große Dienſte er dem Staate geleiſtet, und mit welchem Undank die Neider ſeines Glückes ihm vergolten hätten; drohend hatte er hinzugeſetzt, daß er bald mit einem ſiegreichen und mächtigen Heere an Roms Thoren ſeyn, und an ſeinen und des Staates Feinden eine blutige Rache nehmen würde. Der Senat zitterte bei dieſer Nachricht. Das neue Blutbad bereits ahndend, ſchickte er Abgeordnete, die mit dem Feldherrn unterhandeln und jede Bedingung zugeſtehen ſollten, wofern er ihnen nur die Grenzen ſeiner Rache anzeigen wollte. Er befahl zugleich dem Konſul Cinna, der Gewalt mit Gewalt abzuwehren gedachte, ſeine kriegeriſchen Rüſtungen einzuſtellen, und in Verbindung mit dem Senat Sulla's Gnade erbitten zu helfen.

sen. Allein Cinna wußte zu gut, wie wenig Mitleid er von seinem Gegner zu erwarten habe, und statt dem Senat zu gehorchen, gab er ihm eine entschlüpfende Antwort, setzte seine Rüstungen eifrigst fort, und beschloß, sich Sulla'n sogar in Asien zu widersetzen, und unter dem Vorwande, daß alles, was bisher wider den Mithridates gethan worden, gegen die Einwilligung und die Autorität des Senats geschehen sey, ein Heer dahin zu senden. Wirklich schickte er einige Heerschaaren ab; allein Zutrauen und Ordnung waren in den kriegerischen Zweigen der Staatsverwaltung jetzt eben so völlig dahin, als in den bürgerlichen. Sulla schlug die gegen ihn ausgesandten Truppen, und ein Theil derselben trat freiwillig auf die Seite des siegenden Generals.

Ein solcher Schlag hätte den Cinna wohl muthlos machen, und ihn bewegen können, auf eine gütliche Aussöhnung mit Sulla bedacht zu seyn, besonders da der Senat ihm von neuem befahl, alle Werbungen einzustellen. Aber die Rathschlüsse des Senats waren in den Augen dieses Gewaltthätigen längst nichts mehr, als eine leere Formel. Statt sich daran zu kehren, beschloß er, mit einem zahlreichen Heere vorzurücken, und seinem aus Asien wiederkehrenden Feinde in Thessalien die Spitze zu bieten. Allein sein Vorhaben mißlang. Längst schon hatte er sich durch seine Grausamkeiten nicht nur auf dem Rathhause, sondern auch bei dem Heere allgemein verhaßt gemacht. Nachdem man einige Truppen eingeschifft hatte, und diese durch einen Sturm zerstreut worden waren, weigerten sich die übrigen geradezu, zur See zu gehen. Ergrimmt über diesen Ungehorsam stürmte Cinna herbei, um sie zu ihrer Pflicht zu bringen. Man sprach im Tone der Gewalt, und es entstand ein förmlicher Aufruhr. Die Truppen, die

für

für einen Mann, der ſich ſelbſt zum Konſul gemacht hatte, wenig Achtung hegten, umringten ſein Tribunal, und ließen einen Hagel von Steinen darauf herab regnen. Cinna wollte entfliehen; da er aber einen Centurio mit bloßem Schwerdt hinter ſich ſah, warf er ſich ihm zu Füſſen und bot ihm einen Petſchierring von großem Werthe an, mit welchem er ſeine Konſulatsakten zu ſiegeln pflegte: „Ich komme nicht, ſagte der Centurio, ein Dekret zu unterſiegeln, ſondern Rom von dem abſcheulichſten ſeiner Tyrannen zu befreien.“ Mit dieſen Worten ſties er ihm ſein Schwerdt durch die Bruſt. Die Armee ſah das Blut ihres Generals mit eben der Gleichgültigkeit fließen, als ob ſie einem Fechterſpiel zugeſehen hätte.

Sulla landete endlich, im Jahr zwei und achtzig vor Chriſti Geburt, mit ſeinem Heere zu Brundusium, und ſeine Ankunft in Italien gab das Signal zu einem der fürchterlichſten Bürgerkriege. Es war alles von einem Manne zu fürchten, der ſo empfindlich gereizt worden war, und der an ſeinen Feinden eine ſchröckliche Rache zu nehmen gedroht hatte. Dieſe boten daher alles auf, ihn zu vernichten. Eine ſolche Macht war nie gegen Karthago oder Mazedonien, nie gegen die Cimbrer oder Gallier ausgerüſtet worden, als er bei ſeiner Landung in Italien gegen ſich in den Waffen fand. Fünfzehn Feldherren, (alle ſeine Mitbürger und ſeine Todfeinde) befehligten vierhundert und fünfzig Fahnen; unter ihnen ſtanden zweihundert und fünf und zwanzigtauſend Krieger. Ihnen hatte Sulla kaum vierzigtauſend Mann entgegen zu ſetzen, aber auch die zuverſichtlichſte Liebe des Heeres und ſein Glück.

Es währte bis ins dritte Jahr, ehe ſich Sulla der Alleinherrſchaft in Italien völlig bemächtigte, und in Spanien dauerte der Widerſtand neun Jahre länger

ger fort. Sulla blieb Meister des Kampfplatzes durch die Ueberlegenheit seines Geistes, durch die scheinbare Gerechtigkeit seiner Sache, durch die innere Stärke seiner Parthey, und durch die Einheit seiner Macht. Er allein leitete das Ganze, alle Macht seiner Parthey stund ihm allein zu Gebote; an einem solchen gemeinschaftlichen Oberhaupte fehlte es seinen Gegnern, deren Unternehmungen daher weniger zusammen hiengen, deren Macht mehr zertheilt war. So lange der Kampf dauerte, benahm sich Sulla mit ungewöhnlicher Schonung und Menschlichkeit. Er versprach den italiänischen Städten Bestätigung aller Rechte, in deren Genusse sie sich jetzt befänden, wenn sie nicht in Verbindung mit jener Parthey blieben, welche die Staatsverfassung umgestürzt hätte. Der erste Gegner, der sich ihm mit einem gerüsteten Heere entgegen stellte, war der Konsul Scipio. Statt sich mit ihm in Kampf einzulassen, beschloß er einen Versuch zu machen, in wie weit seine aus Asien mitgebrachten Reichthümer wohl fähig wären, die Macht des Feindes ohne Schwerdtstreich zu erschüttern. Sich stellend daher, als habe er wenig Lust zu schlagen, schickte er Botschafter an Scipio mit Friedensvorschlägen. Der Konsul, der nichts eifriger als den Frieden wünschte, kam seinem Betragen bereitwilligst entgegen, verlangte aber einige Zeit, um mit seinem Gehülfen Urbanus über eine Maaßregel, welche beide gleich nahe angieng, zu unterhandeln. Dieß war alles, was Sulla wünschte. Denn da mittlerweile ein Waffenstillstand geschlossen ward, giengen seine Soldaten ins andere Lager, prunkten hier mit den Reichthümern, die sie in ihren Feldzügen erworben hatten, und erboten sich, sie mit ihren Mitbürgern zu theilen, im Fall sie zu ihrer Parthey übergehen wollten. Das ganze Heer erklärte sich einmüthig für

Sulla,

Sulla, und Scipio wußte nicht eher, daß er verlaſſen und verrathen war, bis er es von einer feindlichen Parthey erfuhr, die in ſein Zelt kam, und ihn und ſeinen Sohn gefangen nahm. Sulla behandelte ihn jedoch mit großer Mäßigung. Er erlaubte nicht, ihm das mindeſte Leid zuzufügen, ſondern verſuchte alle ſeine Künſte, ihn zu ſeiner Parthey hinüberzuziehen. Da er ihn aber in dieſer Hinſicht unerweichlich fand, ſo gab er ihn edlerweiſe frey, nachdem er ſich bloß von ihm hatte verſprechen laſſen, daß er während des Reſtes ſeines Konſulats nicht wider ihn fechten wollte.

Den ſtärkſten Widerſtand fand Sulla in Präneſte, in welche Stadt ſich der Sohn des Marius geworfen hatte. Er überließ die Belagerung derſelben einem ſeiner Unterbefehlshaber, und gieng ſelbſt auf Rom los. Die Einwohner, durch Hunger und Schwerdt verdünnet, öffneten ihm die Thore. Er zog auf den Markt, verſammelte die Bürger und ſchalt ihre Treuloſigkeit. Dann ermahnte er ſie, nicht bange zu ſeyn, denn er ſey noch immer geſonnen, ihnen zu vergeben und ſie zu beſchützen. Er bemerkte, daß der Drang der Zeit ihn nöthigte, nachdrückliche Maaßregeln zu nehmen, daß aber keine, als ihre und ſeine Feinde leiden ſollten. Dann ließ er die Güter der Entflohenen verkaufen, und nachdem er eine kleine Beſatzung in der Stadt zurückgelaſſen hatte, kehrte er zur Belagerung ſeines Nebenbuhlers zurück. Dieſer that alles mögliche, um ſich Luft zu ſchaffen; aber alle ſeine Entwürfe wurden lange vor der Ausführung an Sulla verrathen. Wohin er immer ſeine Ausfälle berechnet hatte, da hatte auch Sulla's Unterbefehlshaber die nöthigen Gegenanſtalten getroffen. Aufgebracht durch dieſe beſtändige Vereitlung ſeiner Verſuche überließ er ſich jener Rachgier, die den Charak-

terzug seiner Familie ausmachte, schrieb sein übles Glück den Verräthereyen von Leuten zu, die sich neutral stellten, während sie heimlich den Sulla begünstigten, und ließ alle Senatoren, die er der Gegenparthey ergeben glaubte, hinrichten. So mußte Rom bluten, es mochte siegen, welche Parthey da wollte.

Präneste zu retten strengten vor andern die Samniten alle ihre Kräfte an, denn mit Recht mußten sie das Schlimmste von Sulla befürchten. Sie hatten sich zuerst unter allen Italiänern mit dem alten Marius verbunden gehabt. Nach einem vergeblichen Versuche, die Linien der Belagerer zu überwältigen, wandten sie sich plötzlich nach Rom, wo Sulla nur eine mäßige Besatzung gelassen hatte. Schon waren sie im Besitze der Vorstädte, als sie der nacheilende Sulla erreichte. Es war Nachmittags gegen vier Uhr, da die Feinde mit fürchterlicher Wuth auf einander eindrangen. Die Bürger sahen von den Mauren herab Tausende auf beiden Seiten fallen. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Schlacht, und erst am folgenden Morgen sah Sulla sich im Besitz eines vollkommenen Sieges. Er besuchte das Schlachtfeld, auf welchem fünfzigtausend Erschlagene, Sieger und Besiegte, durcheinander lagen. Achttausend Samniter wurden gefangen und mit kaltem Blute nach der Schlacht niedergemetzelt. Bald darauf ergab sich auch Präneste, nachdem der junge Marius sich selbst entleibt hatte. Sulla's Feldherren jagten darauf seinen noch übrigen Feinden durch ganz Italien, ja bis nach Spanien und Afrika nach. Dieß war das Ende eines drei Jahre lang wüthenden Bürgerkrieges, der einigen hundert tausend Menschen das Leben gekostet hatte.

I.

Proskriptionen. Blutbad in Rom.

Sulla hielt nunmehr einen prächtigen Triumpf über den Mithridates, welcher zwei Tage dauerte; es wurden in demselben über neun Millionen Thaler nach unserm Gelde zur Schau getragen, und nachher in die Staatskasse niedergelegt. Nicht wie vormals, als ein zweifelhafter oder überraschender Sieger, zog jetzt Sulla in Rom ein, sondern als ein vollständiger Zertrümmerer seiner sämmtlichen Feinde. Schon ehemals hätte er vielleicht Roms despotischer Gebieter zu werden vermocht, jetzt ward er es wirklich; jetzt sah er diese ganze große stolze Stadt, alles was ihre Mauren in sich schlossen, alle auswärts ihrer Herrschaft unterworfenen Länder, die fernste Provinz so gut wie den kleinsten nachbarlichen Flecken, als seine Beute an. Als eine Beute, mit welcher er ganz nach Willkühr zu schalten beschloß, und wirklich schaltete.

In banger Erwartung sah die große Stadt dem Schicksale entgegen, das ihr der kühne Sieger bereiten würde. Mancher, der Sulla's Charakter nicht recht durchschaute, hatte sich in ihm einen mitleidsvollen Freund des Vaterlandes gedacht. Wie schröcklich sah er seine Erwartung aber jetzt getäuscht! Sulla, der so viel Großes und Kleines, so viele entgegengesetzte Tugenden und Laster in sich vereinigte, daß er, zu verschiedenen Zeiten, von zwei verschiedenen Seelen beherrscht zu werden schien; dessen Geistesgröße sich hauptsächlich darinn zeigte, daß er seine Rache drei Jahre hindurch aufschieben konnte, bis er dem

Mithridates einen harten Frieden abgezwungen hatte; der wüthete jetzt gegen die Freunde und Anhänger des Marius mit der gefühlloseſten Unbarmherzigkeit. Zuerſt fühlten ſeine Wuth die armen Bürger von Präneſte, weil ſie ſich ihm ſo lange widerſetzt hatten. Er ließ ſie alle durch ſeine Soldaten hinaus treiben auf einen großen Platz, und Mann für Mann (es ſollen 12tauſend geweſen ſeyn) mit Pfeilen todtſchieſſen. Von den Sklaventruppen des Marius hatten ſich ihm ſechstauſend Mann gutwillig ergeben, weil er ihnen Verzeihung verſprochen hatte. Dieſe ließ er gebunden in die große römiſche Rennbahn treiben, wo ſie ihr Schickſal in banger Ungewißheit erwarteten. Es trat darauf eine bewafnete Legion herein, und ſchloß die Schranken hinter ſich zu. Ein Offizier kommandirte, und die Soldaten fielen über die ſechstauſend Unglückliche her, und hackten ſie nieder, wie man trockenes Geſträuch niederhaut, hielten zuweilen ermattet inne, und ſetzten dann nach kurzer Erholung die unmenſchliche Arbeit wieder fort. Zu eben der Zeit hatte ſich, ohnfern von dieſer abſcheulichen Mörderſtätte, der Senat in Bellonens Tempel auf Sulla's Befehl verſammelt. Der Tyrann trat hier ſelber auf, warf den Senatoren mit durchſchneidenden Worten ihr bisheriges, wie er es nannte, widerrechtliches Betragen vor; ſtrafte ihren Wankelmuth, und empfahl ihnen ernſtliche Beſſerung für die Zukunft. Mitten in dieſer Rede drang das entſetzliche Jammergeſchrey derjenigen, die erwürgt wurden, oder am Schickſal ihrer Nachbarn das eigene in der nächſten Minute leicht vorher ſehen konnten, zu den Ohren des Senats. Ein großer Theil der Verſammlung ſprang beſtürzt von den Sitzen auf; alle erblaßten und bebten. Sulla's Geſicht blieb kalt. Er ſchalt auf die unwillkührliche Regung ihrer Menſchlichkeit als auf den verächtlich-

lichsten Leichtsinn. „Man achte jetzt, sprach er, nur auf das, was ich sage, und nicht auf das, was draußen vorgeht. Blos einige wenige Nichtswürdige werden indeß auf meinen Befehl gezüchtigt.“

Wie furchtbar in einem Munde, der so gleichgültig vom Morde vieler Tausende sprach, die gleich daran sich schließende Versicherung klingen mußte: „daß er keinen seiner Feinde zu verschonen, sondern die Beleidigung, die man ihm und den Seinigen erwiesen, nunmehr zu rächen gedenke;“ das ergiebt sich von selbst.

Wie vor zwei Jahren die Trabanten des Marius gewüthet hatten, so sah man jetzt Sulla's tapfere Schaaren sich im Bürgerblute baden. Sie verbreiteten sich, ausgehungerten Wölfen gleich, durch ganz Rom, und hieben alles nieder, was im Verdacht stand, es mit der Parthey des Marius gehalten zu haben. Da diese Mörder gar keinen Widerstand fanden, so bedienten die meisten derselben, durch die Strafloſigkeit dreist gemacht, sich dieser Gelegenheit, nachdem sie die Wuth ihres Generals gestillt hatten, auch ihre eigenen Feinde zu züchtigen. Jeder alte Privathaß ward nun aufgefrischt, jede einst verweigerte Lust gewaltsam befriedigt. Als Rom auf diese Art eine zeitlang alle Greuel einer mit Sturm eroberten Stadt erfahren hatte, erhuben sich doch endlich einige Klagen im Senat gegen den Blutgierigen, der ihr Urheber war. Catulus, der Sohn des Ueberwinders der Cimbern, konnte sich nicht enthalten, in voller Versammlung zu sagen: „Welche Bürger werden uns denn übrig bleiben, wenn wir die, welche die Waffen in Händen haben, auf Schlachtfeldern, und die, welche sie niedergelegt haben, im Schooße des Friedens ermorden?“ Noch muthiger bewies sich der junge Metellus. „Sulla, fragte er ihn, wenn

wird

wird denn endlich einmal das Morden ein Ende nehmen, und welche Grenzen haſt du deiner Rachgier geſetzt? Wir wollen nicht für diejenigen bitten, die du umzubringen beſchloſſen haſt; aber reiß uns nur aus der Ungewißheit, und ſag' uns, wen du am Leben laſſen willſt oder nicht." — „Genug, verſetzte der Unmenſch, ich werde nächſtens den Wunſch des Senats erfüllen;" und entwarf darauf jene berüchtigten Proſcriptionsliſten, welche beſtimmt wären die Zügelloſigkeit zu leiten, und eine Art von Ordnung in das Würgen zu bringen.

Durch öffentlichen Anſchlag, ohne Befragung und Bekräftigung vom Senat, ohne Achtung für die Rechte des Volks, ohne Unterſuchung von Schuld oder Unſchuld, ohne Rückſicht auf die Grade des Vergehens, ohne Mitleid bei Reue und Bitten, machte Sulla die Namen derjenigen bekannt, welche er zur Todesſtrafe beſtimmte. Dieſe Liſte wurde auf öffentlichem Markte angeſchlagen, und auf das Gemurre, welches ſich darüber erhob, publicirte Sulla eine neue Liſte von zweihundert und zwanzig Geächteten, und bald nachher eine dritte, welche eben ſo viele Schlachtopfer enthielt. Mitten unter dieſen Greueln hielt der Tyrann ganz kaltblütig eine Rede ans Volk, worinn er erklärte, daß er blos diejenigen in die Acht erklärt hätte, deren Namen ſich zuerſt ſeinem Gedächtniß aufgedrungen hätten, daß es aber den Uebrigen, ſo wie er ſich ihrer erinnern würde, nicht beſſer ergehen ſollte. Er betheuerte darauf von neuem, daß er keinem ſeiner Feinde verzeihen würde — ein ſehr überflüſſiger Schwur! wenn es darauf ankam, ſich als den ſchröcklichſten Menſchenwürger zu beweiſen, ſo verdiente der Tyrann ſchon auf ſein bloßes Wort Glauben.

War

War Sulla's Verfahren schon an und für sich selbst gräßlich zu nennen, so ward es noch gräßlicher durch den Umfang, den er ihm ertheilte, und durch die Strenge, mit welcher er es durchzusetzen strebte. Denn nicht seine Gegner allein, nicht blos diejenigen, welche gegen ihn die Waffen geführt, oder in den Rathsversammlungen gestimmt hatten, selbst nicht diejenigen blos, denen er persönlich unhold war, füllten das Blutregister. Auch die Gegner seiner Freunde gehörten dazu; auch jedem seiner Anhänger stand es frei, seine Privatfeinde mit aufzuführen. Zwei Talente (an drittehalb tausend Thaler) wurden der Preis für jeden geächteten Kopf. Wer sie verdienen wollte, das galt gleichviel. Sklaven wurden gegen ihre Gebieter, Klienten gegen ihre Patrone, Kinder sogar gegen ihre Eltern aufgeboten. Wer einen Geächteten aufzunehmen wagte, wer ihm (und wenn es auch Bruder, Gatte oder Vater war) den kleinsten Liebesdienst erzeigte, fiel unerbittlich gleicher Verdammniß anheim. Und so begann denn ein Blutbad, für welches der Griffel der alten Geschichtschreiber nicht Worte und Ausdruck genug zu finden weiß. Männer, die sonst dreien Welttheilen Gesetze vorgeschrieben, und beim Senat oder Heere in den höchsten Würden geprangt hatten, die mußten sich jetzt in Keller und Klüfte vor losgelassenen Sklaven, vor den verächtlichsten Banditen verbergen. Auch dieses Verbergen schützte sie selten, oder fast nie. Denn jene Räuber, von dem Gesetze oder vielmehr vom Tyrannen selbst bewafnet, durchsuchten Häuser, Höfe, Keller; mordeten die Geächteten, wo sie dieselben trafen; mordeten ihre unschuldigen Anverwandten sogar, wenn sie jenen allzulange und fruchtlos nachgeforscht hatten.

Das

Das Schwerdt der Tyranney wüthete dergestalt durch ganz Rom, daß es keinen Tempel der Götter, kein väterliches Haus, keinen der Gastfreundschaft geweihten Heerd mehr gab, der vor seinem Morde geschützt hätte. In den Armen ihrer Frauen wurden die Gatten, im Schooße der Mütter ihre Söhne, viele Flüchtlinge sogar zu den Füßen des Sulla selbst erwürgt.

Auf den Straßen wurden viele, indem sie bei den Tafeln standen, und die Namen der Geächteten lasen, als Verdächtige, andere hingegen, die sich in der Entfernung davon hielten, als Misvergnügte niedergestoßen. Die Thräne über einen verurtheilten Freund, das Frohlocken über einen getödteten Feind, berechtigte die herumspähenden, nach jedem Vorwand haschenden Mörder gleich stark zur Gewaltthätigkeit. Viele brachte eine einzige zweideutige Miene, viele ihre Verwandtschaft, viele ein etwas gleicher Gesichtszug, ja, verschiedene sogar ein ähnlich klingender Name ums Leben. Männer, die vor jeder Staatspartey sich gehütet hatten, und im Gefühl ihrer Unschuld, dreist zur Aechtungstafel hingiengen, fanden doch mit Schrecken ihren Namen auf derselben, und wenige Schritte davon ihren Tod. Gewöhnlich waren es dann ihre Reichthümer, Häuser, Landsitze, oft sogar blos ihre Gewänder und Geräthschaften, die ihnen jetzt zum Verderben gereichten. Ja, die Mörder selbst, indem sie die Geächteten würgten, riefen oft einander spottend zu: „Den hat nicht seine Schuld, sondern sein Landgut, und jenen seine Statuen getödtet.“

Es befand sich in Rom ein simpler Bürger, Namens Aurelius, ein Mann vom friedsamsten Charakter, der sich begnügte, im Stillen das öffentliche Elend zu beseufzen, ohne sich das geringste Gemurre

über

über die Urheber desſelben zu erlauben. Eines Tages, da er über den Markt gieng, trieb ihn die Neugier, die Tafel, welche die Namen der Geächteten enthielt, zu leſen; und er war noch nicht zu Ende, als er auch ſeinen Namen fand. „Ach, ich Unglücklicher, rief er, das hab' ich blos meinem albaniſchen Landgute zu danken.“ Er gieng darauf ganz ſtill weiter; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er auf einen von Sullas Leuten ſtieß, der ihn niederhieb. — Ein anderer Bürger, welcher nie den geringſten Antheil an Staatsverwaltung gehabt hatte, und ſo wenig dem Sulla, als dem Marius bekannt zu ſeyn glaubte, durchlief ebenfalls aus Neugier die unglückliche Tafel, aber mit dem Unterſchiede vom Aurelius, daß er bei jedem Namen, den er las, die bitterſten Anmerkungen machte, und durch ſeine Schmähungen auf die Geächteten, das Verfahren gegen ſie zu rechtfertigen ſchien. Aber nicht lange, ſo erblickte er auch ſeinen eigenen Namen; er ward blaß, ſeine Beſtürzung verrieth ihn, und man tödtete ihn auf der Stelle.

Unter den Helfershelfern des Sulla zeichnete ſich Catilina aus, deſſen Name nachmals auf der Liſte der großen Böſewichter, der Geißeln des menſchlichen Geſchlechts, ſo berufen geworden iſt *). In der Schule des barbariſchen Ueberwinders des Marius bereitete er ſich zu den Verbrechen vor, welche ſein Andenken der Vergeſſenheit entriſſen haben. Den Anfang machte er mit der Ermordung ſeines Bruders; worauf er, um ſich vor der Strafe ſeines Verbrechens zu ſichern, den Sulla bewog, den Ermordeten unter die Zahl der Geächteten ſetzen zu laſſen. Der Tyrann hatte

*) Man ſehe Catilina's Verſchwörung gegen Rom, im 1 Bande dieſer Revolutionsgemählde S. 30 — 76.

hatte es nöthig, von solchen Böſewichtern umgeben zu ſeyn; auch ſchenkte er dem Catilina ſein ganzes Vertrauen. Beſonders machte er ihn zum Befehlshaber ſeiner galliſchen Truppen, welche alle ſeine bisherigen Exekutionen vollzogen. Dieſer entſprach Sulla's Erwartung vollkommen: er ſuchte die unglücklichen Geächteten bis an den Fuß der Altäre auf; und da Cäcilius, einer der vornehmſten römiſchen Ritter, welcher ſeine Schweſter zur Frau hatte, ſich unter der Zahl derſelben befand, ſo brachte er ihn, um dem Tyrannen Roms zu beweiſen, daß ſeine Befehle mehr als die ganze Natur bei ihm gälten, mit eigener Hand um. Ein eigenes Verdienſt ſuchte der Barbar darinn, daß er die Unglücklichen nicht auf einmal, ſondern allmählig und gleichſam gliedweis tödtete. So trieb er den Marius Gratidianus, einen ſtillen ſchuldloſen Mann, deſſen ganzes Verbrechen darinn beſtand, der Bruder des großen Marius zu ſeyn, erſt durch die ganze Stadt mit Schlägen, warf ihn endlich beim Erbbegräbniß der Catuler nieder, rieß ihm die Augen aus, zerſchmetterte ihm alle Glieder, und tödtete ihn dann erſt völlig.

Als Sulla endlich ſeinen Durſt nach Menſchenblut in Rom ein wenig gelöſcht hatte, ſuchte er die Provinzen zu verwüſten, indem er auch über ſie ſein Proſcriptionsedikt ausdehnte. In Samnitien rieß man alle Städte, bis auf drei darnieder, und alle Städte Italiens wurden mit Leichnamen angefüllt; kein Tempel war ſo rein, der nicht mit unſchuldigem Blute befleckt, keine Stätte ſo heilig, die nicht durch grauſamen Mord entweiht, und kein Haus ſo feſt und unzugänglich, das nicht vom Schwerdte des Verderbens geöffnet worden wäre. Sulla's eigenes Haus war nicht viel beſſer, als eine Raubhöhle wilder Thiere; man ſah da nichts, als blutige Köpfe oder

vor Schrecken halbtodte Bürger, die man von seinen Füßen fortrieß, um sie ums Leben zu bringen. Als in Italien keine Nahrung für die Tyranney mehr übrig war, wollte Sulla auch die äußersten Grenzen seines Reichs mit seiner Wuth heimsuchen, und schickte besoldete Straßenräuber nach Sizilien, Spanien und Afrika, um da die Ueberbleibsel der Parthey des Marius zu verfolgen. Kurz, der Tyrann hörte nicht eher mit seiner Proscription auf, als bis er die Habsucht aller seiner Anhänger ersättiget, und seine Rachgierde gänzlich ermüdet hatte. Unter den Erwürgten und Verbannten fanden sich fünfzehn ehemalige Konsuln, neunzig Senatoren, zweitausend sechshundert Ritter, und man kann hieraus leicht den Schluß ziehen, wie groß die Anzahl der Erschlagenen vom gemeinen Volke gewesen sey, da jeder Bösewicht unter dem Vorwande der Proscription sich die Freiheit nahm, umzubringen, wen er wollte.

Sulla blieb bei allen den Greueln, die mit und ohne sein Geheiß verübt wurden, stets bei der heitersten Fassung, und wälzte sich in Wollüsten. Während Rom einer Schlachtbank glich, ergötzte sich der Unmensch alle Abend bei einer üppigen Mahlzeit an der Gesellschaft von Tänzern, Possenreissern und liederlichen Dirnen, deren er nie entbehren konnte.

So viele gräßliche Ermordungen, die in dieser Schreckenszeit täglich vorfielen, hatten den schädlichsten Einfluß auf den Charakter der ganzen Nation. Augen und Ohren gewöhnten sich endlich an solche blutdürstige Auftritte, und es mußte am Ende gleichgültig scheinen, ob man einen Menschen oder ein Thier schlachtete. Alle Gefühle der Menschlichkeit wurden unterdrückt. Die süßen Bande, welche Freunde, Geschwister, Kinder, Eltern, Gatten an einander knüpften, wurden aufgelöst. Unverschämtheit und

Frech-

Frechheit durchbrachen alle Schranken, und ein groſſer Theil des ehedem ſo edlen römiſchen Volks ſank bis zum Auswurf des Menſchengeſchlechts herab. Und alles dieſes Unglück brachte der unbändige Ehrgeiz einiger ſonſt groſſer und verdienſtvoller Männer über den römiſchen Staat!

Die Familien, denen Sulla's Mordthat den Vater, den Sohn, den Gatten raubte, wurden auch durch ſeine und ſeiner Anhänger Habſucht in die dürftigſten Umſtände verſetzt. Der Tyrann erklärte alle Güter und Beſitzungen der Gegner für ſeine Beute, und wenn die Art, ſich derſelben zu bemächtigen, ſchon ſehr auffallend war, ſo erregte der Gebrauch dieſer Güter einen noch lebhaftern Aerger. An ſchöne Weiber, an Schauſpieler, an Sängerinnen, und an begünſtigte Freigelaſſene, wurden die Beſitzungen ganzer Völker, die Einkünfte ganzer Städte, verſchenkt. Ja, ſogar die Gunſtbezeugungen edler Römerinnen, die er ihren lebenden Männern entrieß, ſprach Sulla ſeinen Lieblingen zu. Gemeine Soldaten ſtiegen bis zur Würde eines Senators empor. Die Schätze ſo vieler reichen Länder und Städte befanden ſich jetzt in einigen wenigen Landſitzen eingeſchloſſen. Einzelne Familien waren im Beſitze erſtaunenswürdiger Reichthümer, und es fand in Anſehung des Vermögens eine außerordentliche Ungleichheit ſtatt. Die Reichen hörten gar nicht auf, ihre Beſitzungen zu vergröſſern, und alle kleinern Güter an ſich zu kaufen. Keiner aber übte ſeine Habſucht mit auffallenderer Leidenſchaft aus, als Craſſus, der ſich ſchon durch die Erklärung, daß nur derjenige reich ſey, der eine Armee, oder wenigſtens eine Legion, von den Einkünften ſeiner Güter unterhalten könne, hinlänglich ſchilderte. Es zeigte ſich aber auch niemand ſo thätig, als er, die Verurtheilten anzugeben, die Güter derſelben zu

kau-

kaufen oder zu rauben, und die durch den Bürgerkrieg verwüsteten Grundstücke, die sehr wohlfeil verkauft wurden, wieder ergiebig zu machen. Dadurch wurde er allmählich der Eigenthümer des größten Theils der römischen Stadtflur, und durch die Gebäude, die er aufführte, durch die Sklaven, die er dazu gebrauchte, gewann er noch mehr, als durch seine reichen Goldbergwerke, und durch die Landgüter, die er in allen Provinzen besaß. Fast der ganze Senat war ihm schuldig, und mußte sich daher nach seinen Wünschen richten.

Indessen, daß nun einige Römer so ungeheuer reich waren, irrten zahlreiche Schaaren von Elenden, die der unselige Bürgerkrieg um alles das Ihrige gebracht hatte, in Italien umher, und mancher verwandelte sich aus Noth in einen Straßenräuber. Keine Provinz Italiens aber befand sich in einem traurigern Zustande, als Hetrurien, wo Sulla seine drei und zwanzig Legionen einquartirte, um sie zu belohnen. Dennoch wurde Sulla, der Urheber alles dieses Unglücks, von denen, die seinem Triumphzuge folgten, der Retter, der Vater der Republik genannt, und er selbst war unverschämt genug, sich den Beinamen des Glücklichen beizulegen, als wenn er den römischen Staat in glückliche Umstände versetzt hätte.

10.

Sulla macht sich selbst zum Diktator. Seine Abdankung und sein Tod.

Als Sulla seine Rachgier gesättiget hatte, entfernte er sich auf kurze Zeit von Rom, um mit noch größerer, oder vielmehr mit gesetzmäßigerer Gewalt dahin zu-

zurück zu kehren. „Die verwirrten Staatsangelegenheiten, schrieb er an den Senat, machten die Ernennung eines Diktators nöthig, um Ordnung und Sicherheit in die Verfassung des Staates zu bringen.“ Es fiel in die Augen, daß dieß so gut war, als ob er sich selbst zum Diktator vorgeschlagen hätte. Um indeß gar keinen Zweifel wegen seiner Absicht übrig zu lassen, fügte er am Ende des Briefes noch hinzu, daß, wenn Rom ihm diese Last auflegen wolle, so werde er es sich gefallen lassen, dem Staate auch diesen Dienst zu leisten. Dieses Schreiben bewies den Römern, daß ihre Freiheit vernichtet sey. Allein da die Sache selbst ihnen entrissen war, so eilten sie, wenigstens den Namen festzuhalten, und sie gaben ihre Stimmen dem Sulla, als wenn es ihnen freigestanden hätte, sie ihm zu versagen. Es war jetzt hundert und zwanzig Jahre, daß die römische Vorsichtigkeit die Diktatorwürde hatte ruhen lassen.

Sulla herrschte als Diktator mit unumschränkter Gewalt; er schaltete mit fremdem Eigenthum, wie mit seiner Beute. Zehentausend freigelassene Sklaven, großentheils Eigenthum der Proscribirten, steckte er unter die alten Tribus. Sie nahmen nach gewöhnlicher Sitte den Geschlechtsnamen des Mannes an, dem sie Freilassung und Bürgerrecht verdankten; sie nannten sich also Kornelier. In diesen Korneliern hatte Sulla für den unerwartetsten Vorfall die sicherste Schutzwehr gegen jedermann zur Hand; denn indem sie ihn vertheidigten, fochten sie für ihre Selbsterhaltung. Auch die hunderttausend neuen Gutsbesitzer in Italien standen ihm auf jeden Wink zu Gebote. Nach seinem Willen ward festgesetzt, nicht nur, daß die Republik alle gegen die Faktion des Marius verübten Gewaltthätigkeiten bestätigen, sondern auch, daß Sulla unbedingte Vollmacht haben soll-

ſollte, alles zu thun, was er für gut finden würde; Bürger, unverhörter Sache, hinrichten zu laſſen; Städte zu erbauen, oder zu zerſtören; Königreiche nach Gutdünken, zu nehmen oder zu verſchenken. Um das Volk mit dem Schaugepränge der alten Verfaſſung zu täuſchen, erlaubte ihm der Diktator, Konſuls zu haben, ſorgte aber dafür, daß niemand als ſeine eigenen Kreaturen dazu gewählt, und daß alle ihre Macht von ihm abgeleitet würde. Er modificirte die verſchiedenen Staatsbedienungen durch eine Anzahl neuer Geſetze. Er zerſtörte beinahe gänzlich die Macht der Tribunen durch die Anordnung, daß die, welche ſie verwalteten, unfähig ſeyn ſollten, irgend ein anderes Amt zu erhalten. Die Energie ſeiner Allgewalt wandte er unter andern auch dazu an, den römiſchen Kriminalgeſetzen einen Theil ihrer alten Kraft wieder zu geben. Er entrieß die Falſarier, die Spitzbuben, welche die Münzen verfälſchten, die Giftmiſcher und die Meuchelmörder der bisherigen Strafloſigkeit. Damit aber der Widerſpruch zwiſchen ſeiner Geſetzgebung und ſeinem Leben doch nicht gar zu handgreiflich wäre, ſo machte er zu Gunſten der Mörder der Geächteten, die ſich durch ihre Schandthaten ſeine Gewogenheit erworben hatten, eine Ausnahme. Um allen ſeinen Einrichtungen größere Feſtigkeit zu geben, eignete er ſich die Schätze des Staates zu, und verwandte ſie zur Vermehrung ſeiner Anhänger und Verſtärkung ſeiner Parthey. Er ſchien ſeine Kreaturen nie genug belohnen zu können, dafern ſie ihm nur ungebundenen Gehorſam leiſteten. Um, wie er ſagte, auch das Volk nach ſo vielen Mühſeligkeiten wieder zu ergötzen, ſtellte er prächtige Spiele an. Unter andern gab er dem geſammten römiſchen Volke ein herrliches Gaſtmahl auf dem Markte, welches mehrere Tage dauerte, und wobei vierzigjähriger Wein

in

in Ströhmen floß, und der Speisen so viele waren, daß täglich der Rest in die Tiber geworfen wurde.

Sulla ließ den Römern nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen, und durch wiederholte Gewaltstreiche benahm er ihnen den Muth, irgend einen Versuch zu machen, sich seinem Despotismus zu entziehen. In dem fürchterlichsten Aufzuge erschien er stets auf dem Markte; seine gewöhnliche Leibwache umgab ihn, und vier und zwanzig Liktoren mit aufgestecktem Beil giengen vor ihm her. Einer seiner Unterbefehlshaber, Namens Osella, wagte es einst, gegen des Diktators Willen, um das Konsulat anzuhalten. Sulla, davon benachrichtiget, schickte einen Centurio ab, der dem Osella mitten unter dem Volke, dessen Stimme er sich erbat, den Kopf abschlagen mußte. Das Volk, das diesen Zusammenhang nicht wußte, führte den Mörder mit Ungestümm und Rachgeschrey vor Sulla's Richterstuhl. „Ich habe die That befohlen, sprach der Tyrann, und der Centurio hat blos seine Pflicht gethan." Dann erzählte er den Anwesenden folgende, gewiß nicht tröstlich klingende, Fabel: „Ein Bauer ward von vielem Ungeziefer hart geplagt. Zweimal säuberte er seine Kleider; niemals half es. Endlich ungedultig darüber warf er, beim drittenmale sie ganz ins Feuer. Römer, hütet euch vor diesem drittenmal!"

Durch solche Mittel erzwang sich Sulla den allerblindesten Gehorsam. So oft er ein Gesetz in Vorschlag brachte, versammelte sich das Volk, nicht um über seine Schicklichkeit zu rathschlagen, sondern nur, um demselben seine Sanction zu geben. Von aller Theilnehmung an den Staatsgeschäften sah es sich gänzlich ausgeschlossen, und nichts vor sich, als eine finstere Aussicht hofnungsloser und eiserner Sklaverey. So war die Lage der Sachen, als Sulla wi-

der

der alle Erwartung die Diktatur niederlegte, nachdem er ſie nur drei Jahre beſeſſen hatte.

Es iſt ſchwer zu ſagen, was den Tyrannen bewog, eine Gewalt von ſich zu legen, die er auf ſo blutigen Wegen erworben hatte. Vielleicht war es tiefe Verachtung der Menſchen um ſich her, Ueberdruß an Regierung eines ſich ſelbſt ſklaviſch wegwerfenden Volks, Uebersättigung an Glanz und Hoheit, was ihn bewog, ſich zurückzuziehen. Ein anderer Beweggrund, der über ihn vielleicht noch mehr vermochte, war der unwiderſtehliche Hang, der ihn zum ſinnlichen Vergnügen hinzog. Der alte Tyrann, ſo beſudelt vom Blute ſeiner Mitbürger er war, wälzte doch immer noch ſeinen ſechzigjährigen Körper im Schlamm der Wollüſte herum, nicht anders, als hätte er die blühende Schönheit und Jugendkraft eines Alcibiades beſeſſen. Er bildete ſich ſogar auf den Titel Epaphroditus oder Liebling der Venus, den er ſich beilegte, mehr ein, als auf den eines Ueberwinders des Mithridates. In den ſtürmiſchen Zeitpunkten ſeiner Diktatur brachte er die Nächte mit Gauklern, Verſchnittenen und Buhldirnen in den zügelloſeſten Bacchanalien hin. Es gab unter dieſer verächtlichen Klaſſe ſogar Leute, die ihn beherrſchten, wie der Schauſpieler Roſcius und der Mimiker Sorix. Sein wahrer Günſtling war der Komödiant Metrobus, welcher die Frauenzimmerrollen auf dem Theater ſpielte, und ſeines Alters ungeachtet noch immer öffentlich vom Sulla geliebt wurde. Was ihn aber wohl am meiſten zu dem Entſchluſſe brachte, das Ruder der Geſchäfte aus den Händen zu geben, und für ſich zu leben, war die fürchterliche Krankheit, die er ſich durch ſeine Ausſchweifungen zugezogen hatte, und die immer weitere Fortſchritte machte. Er mochte ſich wohl ſchämen, den Augen einer Nation, die ihm

göttliche Verehrung erwies, einen Körper blos zu ſtellen, der mit Geſchwüren bedeckt war, und noch ehe er in's Grab ſank, von Würmern verzehrt wurde.

Was der Abdankung des Sulla einen Anſtrich von Heroiſmus giebt, iſt, daß er ſich den Nachkommen ſo vieler tauſend Geächteten, die er hatte ermorden laſſen, gleichſam wehrlos in die Hände lieferte. Im Grunde wagte er aber doch dabei wenig oder nichts. Seine Kornelier, ſeine Geſchöpfe im Senat, die neuen Gutsbeſitzer in Italien, ſchützten ihn gegen jede Gefahr.

Nichts war weniger feierlich, als die Ceremonie der Abdankung ſelbſt. Mit ſeinem gewönlichen Gefolge begab ſich der Diktator auf den Markt, beſtieg die Rednerbühne, und kündigte dem Volke an, daß er die Diktatur niederlege. Das Volk, welches eine ſolche Entwicklung des blutigſten aller Trauerſpiele nicht erwartete, blieb unbeweglich vor Erſtaunen und Freude. Das Erſtaunen vermehrte ſich, als es den Tyrannen nach ſo vielen grauſamen Handlungen und zahlloſem Blutvergießen ſich erbieten hörte, das Volk als Richter ſeines Betragens anzuerkennen, und ſich vor ihm zu ſtellen, wann und wo es ſolches verlangte. Sein Betragen ſchien zu beweiſen, daß es um dieſe Aeußerung ihm wahrer Ernſt ſey. Nicht nur beurlaubte er nach Niederlegung ſeines Amts die Lictoren, ſondern fuhr auch fort, ganz einſam und unbekleidet eine ganze Weile auf dem Markte herum zu ſpatzieren. Gegen Abend gieng er nach Hauſe und das Volk folgte ihm in einer Miſchung von ſchweigendem Erſtaunen und ſchüchterner Ehrerbietung. Von dieſer ganzen großen Menge, die er ſo oft gemißhandelt und geſchreckt hatte, fand ſich keiner kühn genug, ihm Vorwürfe zu machen oder ſich über ihn zu beklagen. Ein einziger Bürger, ein junger Menſch,

der

der noch alle Unbesonnenheit seines Alters besaß, wollte, da er den Löwen entwaffnet sah, sich mit ihm messen. Er warf dem Despoten seine lange Tyranney vor, und da keiner ihm Stillschweigen aufzulegen für gut fand, machte die Straflosigkeit ihn so dreist, daß er ihn mit Schmähungen bis in sein Haus verfolgte. Sulla, welchem bis auf diesen Augenblick keiner ins Gesicht zu sehen gewagt hatte, ertrug diese Beleidigungen mit ziemlichem Gleichmuthe; nur konnte er, als er in sein Haus trat, sich doch nicht enthalten zu sagen: „Sollte je ein neuer Sulla sich in Rom der höchsten Gewalt bemächtigen, so wird die Unverschämtheit dieses jungen Menschen ihn wohl hindern, sie niederzulegen.“

Wenige Tage nach seiner Abdankung begab sich Sulla auf sein schönes Landgut, nahe bei Cumä, und brachte daselbst einige Zeit mit mehr Ruhe zu, als er in Rom hätte geniessen können. Die ländlichen Vergnügungen der Jagd und Fischerey füllten seine Zeit aus. Doch bald ward ihm die stille Abgeschiedenheit des Landlebens lästig, und er kehrte nach der Stadt zurück, damit seine Feinde nicht denken möchten, daß ihn die Furcht auf das Land getrieben habe. In Rom behauptete er den Charakter eines Mannes vom höchsten Stande, mischte sich aber in öffentliche Angelegenheiten nicht weiter, als einem Privatmanne zukam, dem seine bekleideten Aemter und seine mächtigen Freunde mehr Gewicht verschaften, als einem gemeinen Bürger. Dabei lebte er in großem Glanze, und übertrat ohne Bedenken die Aufwandsgesetze, die er als Diktator gegeben hatte. Bei den öffentlichen Gastmählern und Lustbarkeiten, welche er veranstaltete, herrschte die größte Verschwendung, und er vergeudete ungeheure Summen an den üppigen Tafeln, die er für Tausende veranstaltete.

Vornemlich zeichneten sich die Feste aus, die er dem Volke gab, da er den zehenten Theil seiner Güter dem Herkules weihte. Mitten unter diesen Lustbarkeiten fiel seine Gemahlinn Metella in eine tödtliche Krankheit. Die Priester, welche, nächst den Buhldirnen und Komödianten, am meisten Gewalt über den Tyrannen hatten, gaben ihm zu verstehen, daß ein religiöses Freudenfest nicht durch die Traueraustritte des Todes gestört werden dürfe. Sulla bediente sich also eines seltsamen Mittels, seine Gewissensscrupel zu heben; er schickte nemlich seiner sterbenden Frau einen Scheidebrief, und ließ sie aus seinem Hause fortschaffen. Als sie starb — stellte er ihr zu Ehren ein prächtiges Leichenbegängniß an!

Um sich über seinen Witwerstand zu trösten, gab Sulla einen öffentlichen Fechterkampf. Es traf sich, daß er während des Schauspiels nicht weit von einer römischen Dame von ausnehmender Schönheit zu sitzen kam; es war Valeria, des Redners Hortensius Schwester, die sich seit kurzem von ihrem Gatten getrennt hatte. Diese Dame näherte sich dem Sulla von hinten zu, faßte einen Zipfel seiner Toga, und zog ganz sanft ein Fäserchen heraus. Voll Verwunderung über eine solche Vertraulichkeit sah der Tyrann sich um. „Zürne nicht, Sulla, sprach sie, über diese Vertraulichkeit; du bist glücklich, und ich wollte nur ein wenig von deinem Glücke zu mir nehmen.“ Dieß Kompliment schmeichelte Sulla's Eitelkeit ungemein, es entspann sich zwischen beiden eine Vertraulichkeit, und eine Heurath beschloß die Scene. Dessen ungeachtet setzte aber der Wollüstling seinen Umgang mit Komödiantinnen, Sängerinnen und Gaukelspielerinnen fort, und brachte alle Tage in Trinkgelagen und Lustbarkeiten mit ihnen zu. Diese schröckliche Unenthaltsamkeit beraubte seine Adern endlich so sehr alles

Lebensbalsams, daß die Läusekrankheit, mit welcher er behaftet war, ganz unheilbar wurde. Seine Eingeweide fiengen an in Fäulniß überzugehen, und aus allen Theilen seines Körpers kroch eine ungeheure Menge Ungeziefer hervor. Es wurden viele Sklaven Tag und Nacht gebraucht, dasselbe zu tödten, allein es vermehrte sich so schnell und so schröcklich, daß seine Kleider, Bäder, Gemächer, ja selbst seine Speise damit bedeckt wurde. Täglich ließ er sich mehrmals ins Bad bringen, um seinen Körper zu reinigen, allein umsonst! das Ungeziefer erzeugte sich so schnell, daß es, gleich dem Polypen, unter dem zerschneidenden Messer hervorzuwachsen schien.

Selbst in diesem schauderhaften Zustande verließ den Sulla die Gleichmuth und kalte Besonnenheit nicht, die er zeitlebens behauptet hatte. Noch zwei Tage vor seinem Tode vollendete er seine Lebensbeschreibung; vergaß keineswes, nach der Menschen gewönlichen Sitte, im gegenwärtigen Drangsal der verflossenen Freuden, sondern gestand sogar mit einem Selbstgefühl, das man bei einer edlen Seele auch edle Dankbarkeit nennen müßte: das Glück habe ihn mit Macht und Herrschaft bis zum Uebermaaß bekleidet.

Eine Grausamkeit, deren Sulla im Leben so viele verübt hatte, beschleunigte sein Ende. Noch den Tag vor seinem Tode, da er erfuhr, daß der Quästor Granius eine große Summe, die er dem Staate schuldig war, in der Hofnung, daß der nahe Tod des Diktators ihn von der Bezahlung befreyen würde, nicht bezahlen wollte, ließ er ihn zu sich vor sein Bette kommen, und befahl seinem Sklaven, ihn vor seinen Augen zu erwürgen. Er gerieth dabei in eine so heftige Bewegung, daß ein inwendiges Geschwür aufgieng, und er eine Menge Blut auswarf. Dieß entkräftete ihn dergestalt, daß er die Nacht in

gro-

großen Schmerzen zubrachte, und am folgenden Morgen starb. Er war damals sechzig Jahre alt, und hatte die Hälfte seines Lebens dazu verwandt, sein Vaterland umzukehren und die Menschen zu quälen. Seine Leiche ward mit großer Pracht in einer goldenen Sänfte nach Rom gebracht, durch alle Straßen der Stadt geführt, und mit großen Feierlichkeiten auf dem Marsfelde verbrannt. Der Senat, die Geistlichkeit, alles was von Bedeutung war, schloß sich dem Leichenzuge an, aus Furcht vor den Bewaffneten, die den Leichnam umgaben. Kurz vor seinem Tode hatte sich der Diktator folgende Grabschrift gemacht: „Hier liegt Sulla; kein Freund hat ihn an Freundschaft, kein Feind an Feindschaft übertroffen."

IV. Empörung der Juden gegen die Römer.

Im Jahr 70 nach Christi Geburt.

I.

Die Juden unter der Herrschaft der Römer. Unruhen und Partheyen unter denselben. Förmliche Empörung.

Seit Jahrhunderten wohnten in der Landschaft Palästina oder Judäa in Asien die Juden, ein Volk, das sich strenge von allen andern Nationen absonderte, und mit beispiellosem Nationaldünkel an der Gesetzgebung

bung Moſes beharrte. Da ſie keinen bedeutenden Einfluß auf das Schickſal und die Sitten anderer Nationen hatten, ſo blieben ſie auch den meiſten derſelben unbekannt. Die erſten und mächtigſten Nationen der alten Welt, Griechen und Römer, hatten ſo wenig Kenntniß von den Juden, daß ſie bis gegen hundert Jahre vor Chriſti Geburt kaum wußten, daß ein Volk dieſes Namens auf der Erde lebte. Als ſie endlich von ihrem Daſeyn hörten, machten übertriebene Nachrichten von jüdiſchem Aberglauben und von ihrem allgemeinen Menſchenhaſſe ſie ihnen zu verächtlich, als daß ſie dieſelben einer genauern Kenntniß würdig geachtet hätten.

Von Zeit zu Zeit wurden die Juden in die verſchiedenen Revolutionen verwickelt, welche Aſien verwüſteten, fielen bald dieſem bald jenem Eroberer in die Hände, und geriethen endlich drei und ſechzig Jahre vor Chriſti Geburt unter die Herrſchaft der Römer. Sie behielten indeſſen ihre eigenen Fürſten, die das unruhige Volk mit Mühe im Zaum hielten. Einer derſelben wußte ſich bei den römiſchen Feldherren ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen, daß er zum König von Judäa erklärt ward. Er hieß Herodes, und erwarb ſich den Beinamen des Großen (im Jahr 40 bis 3 vor Chriſti Geburt). Die Juden haßten ihn, und erſt durch lange und blutige Kämpfe konnte er ſich, mit Hülfe der Römer, auf ſeinem Throne befeſtigen. Um ſich die Liebe des Volks zu erwerben, ſtellte er nach Art der römiſchen Machthaber glänzende Spiele an, erließ Auflagen, war einmal freigebig bei einer Theurung, und beſchäftigte eine Menge Müßiger und Armer auf lange Zeit durch einen prächtigen Tempelbau. So erreichte er ein hohes Alter, und regierte beinahe vierzig Jahre. Durch den bethlehemſchen Kindermord, der indeſſen nicht ſehr bedeu-

tend

tend seyn konnte, hatte er dem Stifter der christlichen Religion den Untergang bereitet. Daß seine verruchte Absicht mißlang, ist bekannt.

Die Nachfolger des Herodes besaßen wohl seine Grausamkeit, aber es mangelte ihnen seine Klugheit. Sie erregten solche Unruhen im Lande, daß das Volk eine förmliche Anklage in Rom eingab, worauf der Kaiser Augustus ohne Umstände die königliche Familie ins Elend verwies, und Judäa in eine römische Provinz verwandelte. Die Juden hatten zwar diese Veränderung selbst gewünscht; als sie aber zu Stande kam, regte sich ihre hochmüthige Freiheitsliebe. Es traten Leute unter ihnen auf, welche behaupteten, es sey unrecht und gottlos, daß die Juden einem auswärtigen und heidnischen Herrn Tribut gäben. Mit seltenem Nationalstolze betrachteten sie sich, als die Nachkommen des frommen Abrahams, für das geliebte Volk Gottes, in dessen Mitte der Messias gebohren werden sollte. Es kostete daher viele Mühe, die widerspenstige Nation im Zaume zu halten. Besonders wurde die Hauptstadt von unaufhörlichen Unruhen zerrüttet. Dieß war Jerusalem am Berge Zion, eine der schönsten Städte des Morgenlandes, berühmt durch seinen herrlichen, der Verehrung des Jehova, geweihten Tempel. Dieses Tempelgebäude war wirklich eines der prächtigsten in der Welt, sowohl was die Schönheit des äußern Mauerwerks, als was den Schmuck und die Anordnung der innern Theile desselben betraf. In der Stadt wohnten die angesehensten und gelehrtesten Männer der Nation; daher waren die Gebäude zum Theil sehr prächtig, und einige Paläste waren sogar Meisterstücke der Kunst. Reichthum und Ueberfluß kamen aus allen Gegenden des Landes an diesem Orte zusammen; und die Einwohner desselben hatten größtentheils nicht nur mehrere

Kennt-

Kenntniſſe, ſondern auch wegen des nahen öffentlichen Gottesdienſtes und vieler Beweiſe der Segnungen des Himmels mehr Aufmunterung, dem Weltherrſcher zu danken, und ihn mit frommem Wandel zu preiſen. Aber gerade in Jeruſalem herrſchten die greulichſten Laſter, und der jüdiſche Geſchichtſchreiber Joſephus, der ein ſchwarzes Gemählde derſelben entwirft, ſetzt am Ende hinzu: „Ich will mich nicht ſcheuen, was der Schmerz zu ſagen befiehlt, unverhohlen zu bekennen. Ich glaube, wenn die Römer geſäumt hätten, die Frevler zu verderben, ſo würde dieſe Stadt entweder vom Abgrunde verſchlungen, oder von einer Sündfluth hinweggeſchwemmt, oder durch Feuer vom Himmel, gleich als Sodom, verzehret worden ſeyn; denn ſie enthielt eine noch ſchlimmere Brut, als diejenigen waren, welche dieſe Zorngerichte vormals hatten erfahren müſſen.“

Dieſe eigenen Worte eines gelehrten Juden — im lebhafteſten Eifer und Gefühl jener Ungerechtigkeiten geſchrieben — können uns einen Begriff von dem tiefſten Verfall der Sitten Jeruſalems geben. Die Ungerechtigkeit nahm zuſehends überhand; die Mächtigen unterdrückten die Schwächern; die Niedrigen waren untreu gegen die Großen; Betrug, Diebſtahl und Raubſucht herrſchten unter dem ärmern Theile des Volks; alle verfolgten einander mit boshaftem Herzen; Feindſeligkeiten und heimlicher Aufruhr brachen in öffentliche Empörung aus.

Einen nicht kleinen Antheil an der Partheywuth und der revolutionairen Stimmung der Einwohner hatten unſtreitig die römiſchen Statthalter, dieſe Blutigel der Provinzen, über die ſie geſetzt waren. Ihre Deſpotie und ihre Erpreſſungen nahmen gewönlich in dem Grade zu, als ſie von der Hauptſtadt entfernt waren. Schon Pontius Pilatus reitzte die Juden zu

empfindlichen Klagen, und seine Nachfolger fügten ihnen noch weit mehr Verdruß und Ungemach zu. Nicht leicht aber bewies sich ein römischer Statthalter so eigennützig und habsüchtig, als Gessius Florus, dem Palästina unterworfen war. Da er sich wegen der Verantwortung fürchtete, welche ihm die Beschwerden der jüdischen Nation zuziehen konnten, so entwarf er mit grausamer Politik den Plan, dieser Verantwortung durch die Erregung eines allgemeinen Aufstandes auszuweichen. Der Druck, den er der jüdischen Nation auflegte, wurde endlich so unerträglich, daß viele Leute auswanderten. Eine beinahe drei Millionen starke Nation, wie die jüdische, konnte aber wohl den Entschluß fassen, dem schröcklichen Joche sich mit bewafneter Hand zu entziehen. Hiezu reitzte sie besonders die ungerechte Behandlung, welche ihre Landesleute zu Cäsarea, an der Küste von Judäa, erfuhren, und die mit militairischer Exekution betriebene Foderung, siebenzehen Talente aus dem heiligen Schatze zu liefern. Die zur äußersten Erbitterung gereitzten Juden griefen also zu den Waffen, und rückten gegen die mit römischen Besatzungen versehenen Oerter an.

Im ganzen Lande gab es nun Unruhen und blutige Auftritte. Es traten Betrüger auf, die sich für Propheten ausgaben, eine Erlösung von der Herrschaft der Römer versprachen, und das leichtglaubige Volk bethörten. Die Ehrfurcht gegen die Religion ward von den Anstiftern dieser Unruhen zum Deckmantel für Aufruhr und Mordthaten gebraucht. Ueberall rotteten sich Haufen von Misvergnügten und Straßenräubern zusammen, zogen gegen andere Haufen zu Felde, machten Land und Straßen unsicher, und wollten von keiner Zucht und Ordnung mehr wissen.

Am

Am meisten zeichneten sich unter den Aufrührern und Räubern diejenigen aus, welche sich Zeloten oder Eiferer nannten. Sie gaben vor, daß sie von Gott erweckt wären, sein Volk von der harten Oberherrschaft der Römer zu befreien und den alten Glanz der jüdischen Nation wieder herzustellen. Diese Rebellen sammelten sich einen immer größern Anhang; wählten sich nachher ein Oberhaupt, Namens Eleazar, und suchten sich der Hauptstadt Jerusalem zu bemächtigen. Eine andere Räuberbande, deren Anführer ein gewisser Manahem war, verband sich mit derselben; so wurde die Gefahr noch größer, und die Römer hielten es endlich für nöthig, den Statthalter in Syrien, Cestius Gallus, mit einem Kriegsheere wider Jerusalem abzuschicken, um die Rebellen zu unterdrücken. Nachdem dieser Feldherr, im Jahr sechs und sechzig nach Christi Geburt, einen großen Theil der Stadt erobert hatte, hob er die Belagerung wieder auf. Durch den Abzug seines Kriegsheeres bekamen die in Jerusalem wohnenden Christen Zeit und Gelegenheit, die unglückliche Stadt zu verlassen. Sie flohen zum Theil auf die jüdischen Gebürge, zum Theil über den Jordan, und in andere Gegenden, wo noch einige Sicherheit zu finden war.

Die Juden wurden inzwischen durch ihr Kriegsglück und durch die Aufhebung der Belagerung der Stadt nur noch muthiger, ihre stolzen und eitlen Absichten auszuführen. Da die Rebellion immer weiter um sich grief, so beschloß der damalige römische Kaiser Nero, ein eigenes Heer gegen die Empörer auszusenden, und das widerspenstige Volk nach der Strenge zu züchtigen. Die Anführung dieses sechzig tausend Mann starken Heeres, vertraute er dem Flavius Vespasianus, einem vortrefflichen Generale, der sich bereits in Germanien und Britannien ruhm-

voll

voll ausgezeichnet hatte. Die Juden hätten zwar leicht einsehen können, daß sie viel zu schwach wären, den mächtigen Römern sich zu widersetzen, aber sie waren nun einmal verblendet, und sahen die Gefahr nicht, in welche sie sich stürzten. Die Schuld davon trugen vornemlich ihre falschen Propheten, deren jeder sich einen Anhang zu machen wußte. Schon vorher waren viele unter den Juden aufgestanden, die sich für den Messias ausgaben. So überredete ein gewisser Theudas viele Juden, ihm an den Jordan nachzufolgen; er wolle diesen Fluß zertheilen, und sie, wie einst Josua, trockenen Fußes hindurch führen. Der römische Statthalter Cuspius Fadus aber überfiel sie, und ließ viele von ihnen tödten. Nachher warf sich ein gewisser egyptischer Betrüger als einen Propheten auf, und machte sich einen Anhang von mehr als dreissig tausend Mann. Auch von diesen wurden viele Hunderte niedergehauen; dessen ohngeachtet erneuerten sich ähnliche Auftritte immer wieder, und als Vespasian mit seinem Heere anrückte, rüstete sich alles zum blutigen Kampfe. Die verblendeten Rebellen täuschten sich mit der eitlen Hofnung, Gott würde ihnen nun einen mächtigen Erretter senden, der sie von der Gewalt der Römer befreien würde; einen solchen Heiland und Christus wünschten sie nach ihrem irrdisch gesinnten Herzen.

Die Häupter der Empörung ließen es nicht dabei bewenden, die Juden mit solchen vergeblichen Erwartungen zur Empörung zu reitzen, sondern sie riefen auch die Idumäer zu Hülfe. Mit diesem grausamen Volke vereinigten sie sich in zahlreichen Schaaren, und bemächtigten sich so der Stadt Jerusalem. Bei dieser Gelegenheit wurden von den Idumäern zween Hohepriester, Jesus und Ananias, und zwölf tausend vornehme und reiche Juden schröcklich getödtet.

Ve-

Vespasian bahnte sich den Weg nach Jerusalem, dem Hauptsitze des Aufruhrs, durch die Wegnahme verschiedener Städte. Die Juden wehrten sich als Verzweifelnde, und sechs Wochen lang lag das römische Heer vor Jotapa, ehe es diese Festung erobern konnte. Vierzig tausend Juden verloren dabei ihr Leben. Von vierzig Entwischten, welche sich in eine Höhle geflüchtet hatten, tödteten sich acht und dreissig lieber unter einander selbst, als daß sie die angebotene Verzeihung angenommen hätten. Viele der Verfolgten stürzten sich von den Stadtmauern oder von Felsenhöhen herab, und in Galiläa allein rechnete man die Zahl der Erschlagenen auf siebenzig tausend. In einer einzigen Niederlage blieben einmal fünfzig tausend Mann, ohne Weiber und Kinder. Das Kriegsvolk wüthete so sehr in den Gegenden von Galiläa herab nach Judäa zu, daß sie an vielen Orten nicht der Schwangern, nicht der Kinder in den Wiegen schonten. Vespasian ließ sechs tausend junge Männer auf einmal als leibeigene Knechte nach Achaja wegführen, und sie mußten an der Meerenge des Isthmus graben; dreissig tausend ließ er um eben diese Zeit als Sklaven verkaufen.

Unter solchen Verwüstungen, die das römische Heer anrichtete, rückte Vespasian immer näher gegen Jerusalem. Indessen eilte er nicht, die Stadt anzugreifen; denn er sah es mit Gewißheit voraus, daß die Partheyen, die gegen einander wütheten, die besten Kräfte der Nation verzehren würden. Die Zeloten wollten es durchaus nicht zugeben, daß man sich den Römern wieder unterwerfen sollte. Daraus entstund in Jerusalem selbst ein bürgerlicher Krieg, der, wie alle Bürgerkriege, mit einem schröcklichen Menschenschlachten verbunden war. Zwölf tausend blieben in Gefechten auf den Straßen und öffentlichen Plätzen,

ßen, oder wurden hingerichtet. Die Zeloten beſetzten den Tempel, raubten und mordeten unter Anſchuldigung verdächtiger Geſinnungen ſo ungeſcheut, daß endlich ein Theil des Volks, vom Hohenprieſter Ananus angeführt, aufſteht, ſie nach einem blutigen Gefechte in den Tempel jagt, und hier belagert. Aber die Zeloten ſetzten zwanzig tauſend Idumäer in Bewegung, errichteten Revolutionsgerichte, und vergoßen das Blut ihrer Gegner ſtromweiſe. Jetzt machte Veſpaſian ernſtliche Anſtalten, die unglückliche Stadt zu belagern; allein vor der Vollendung dieſer Belagerung rief ihn ſeine Ernennung zum Kaiſer ab. Er begab ſich nach Rom, und übergab das Oberkommando der Armee ſeinem Sohne Titus, der ſchon vorher unter ihm gedient hatte.

2.

Zuſtand Jeruſalems beim Anfange der Belagerung unter Titus.

Als Titus ſein Lager in einiger Entfernung von Jeruſalem aufgeſchlagen hatte, rekognoſcirte er die Stadt mit ſechshundert Reutern, um ihre Feſtigkeit und den Muth der Juden genauer kennen zu lernen. Vielleicht, dacht' er, könnte die Furcht ſie bewegen, ſich zu ergeben, bevor es zum Angriff käme. Es war ihm nicht unbekannt, daß die Einwohner ſich nach Frieden ſehnten, daß die Partheywuth ihnen aber nicht erlaubte, dieſen Wunſch laut werden zu laſſen. Indem er ſich aber von der ordentlichen Straße gegen einen hohen Thurm wandte, der in einem Winkel der Stadt zwiſchen Abend und Mitternacht ſtand,

ſtand, wurde er plötzlich von einer Menge Juden angefallen, die nicht nur ſeine Reuterey von einander trennten, ſondern ihn auch mit einer kleinen Anzahl von den übrigen abſchnitten. Vor ihm waren Mauren, Gärten und Gräben; hinter ihm die Feinde. Schon hatten ſeine Leute ſchleunig die Flucht ergriffen, wähnend, ihr Feldherr befinde ſich in ihrer Mitte. In dieſer drohenden Gefahr blieb dem Titus kein anderes Mittel übrig, als ſich mitten durch die Feinde einen Weg zu ſeinen Leuten zu bahnen. Er rief den Wenigen, die um ihn waren, zu, ihm zu folgen; ſie drangen mit wüthendem Geſchrei auf die Feinde ein, hieben alles nieder, was ihnen den Weg verſperrte, und gelangten mit einem kleinen Verluſte zu den Ihrigen. Sogleich verlegte Titus ſein Lager in die Nähe von Jeruſalem.

Es war eine ſchwere Aufgabe, ſich einer Stadt zu bemächtigen, die damals für die feſteſte in der Welt gelten konnte. Titus ſelbſt geſtand, die Götter hätten dabei unmittelbar ihre Hand im Spiel gehabt, denn Menſchenkraft allein hätte den Platz nicht erobern können. Und gewiß hätten die Juden eine Belagerung von mehreren Jahren ausdauren können, wenn ſie bei der Vertheidigung ihrer Stadt einig geweſen wären, wenn es ihnen nicht an Lebensmitteln gefehlt hätte, und wenn es nicht Römer geweſen wären, von denen ſie angegriffen wurden.

Jeruſalem lag mitten in einem Gebirge, auf zwei, oder wenn man lieber will, auf vier Bergen. Der ſüdlichſte hies der Berg Zion, und dieſer Theil die obere Stadt, worinn Davids Burg war. Dieſer Berg war von allein Seiten ſcharf abgeriſſen und ſchwer zugänglich, nur auf der Nordſeite nicht. Hier ſenkte ſich der Berg zwar auch, und erhob ſich auf der Gegenſeite wieder, aber die Vertiefung zwiſchen

beiden blieb minder beträchtlich. Auf dieser zweiten Erhebung oder Fortsetzung des südlichen Berges gegen Nordosten, welche der Berg Moriah hieß, lag der Tempel, mitten im Osten der ganzen Stadt. Der obern Stadt gegenüber im Norden, und dem Tempel gegenüber im Westen, lag auf einem zweiten niedrigen Berge die untere Stadt. Alle diese Theile hatten einen Umfang von drei und fünfzig Stadien oder vier Meilen. Die natürliche Festigkeit der Stadt war durch Kunst noch ungemein verstärkt. Drei starke Mauren liefen rings um dieselben her, nur in der Gegend nicht ganz, wo tiefe Thäler und Hügel sie ohnedieß genugsam beschützten. Auf jeder dieser Mauren ruhten mehrere hohe und feste Thürme. Die erste oder alte Mauer, welche wegen ihrer außerordentlichen Dicke für unbezwinglich gehalten wurde, hatte sechzig Thürme, alle sehr hoch, stark und fest. Die zweite hatte vierzehn, und die dritte achtzig. Die erste dieser Mauren war, außer ihrer ungemeinen Höhe und Dicke, auf einem hohen und steilen Berge gebaut, und hatte ein Thal von erstaunlicher Tiefe unter sich. Auch die beiden andern Mauren waren verhältnismäßig hoch und fest. Der Tempel selbst aber übertraf alles übrige an Festigkeit, sowohl seiner Lage, Mauren und Thürme, als auch anderer Gebäude wegen, die ihn umgaben, und er allein schon konnte den stärksten Festungen der damaligen Zeit gleich geachtet werden. Verschiedene andere Kastelle und Schlösser, vornemlich die Burg Antonia, konnten ebenfalls bei einer Belagerung wesentliche Vortheile bringen. Den Belagerten selbst fehlte es weder an Waffen, Kriegsgeräthe, Geschütz, Mannschaft und Muth, noch an irgend einer andern Nothwendigkeit zu einer muthvollen Gegenwehr, und den Mangel an Erfahrung ersetzte ihre unüberwindliche Halsstarrigkeit und Verzweiflung. Ti-

Titus fieng die Belagerung um die Mitte des Aprils, im Jahre siebenzig nach Christi Geburt an, gerade um die Zeit des Osterfestes, da eine unzählige Menge Juden aus allen Gegenden der Welt in der Stadt Jerusalem zusammen gekommen war. Viele hundert Tausende hielten sich in und um Jerusalem auf, und wurden von dem römischen Kriegsheere eingeschlossen. Unter dieser ungeheuren Menschenmasse herrschte kein gemeinschaftliches Zusammenwirken auf einen Zweck, keine Eintracht und kein Friede. Im Innersten war die Stadt von zwei wüthenden Partheyen zerrissen, deren jede die andere ungestraft plünderte und mordete, und mitten im Laufe ihrer Barbareyen sich noch des Eifers für den Gottesdienst der Väter rühmte. An der Spitze der einen dieser Partheyen stand ein Mordbrenner, Namens Johannes. Dieser Schwärmer maßte sich der höchsten Gewalt an, und füllte die Stadt mit Raub und Mord. Binnen Kurzem entstand eine zweite Faction. Ihr Rädelsführer war Simon, ihre Stärke ein Haufen Räuber, die er aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen gesammelt hatte. Diese beiden Demagogen hatten Jerusalem zu ihrem Tummelplatze gewählt, wo sie ihrer wechselseitigen Erbitterung freien Spielraum ließen. Johannes besaß den Tempel, Simon das Innere der Stadt: beide gleich aufgebracht gegen einander, beide wetteifernd, wer durch Verheerungen und Menschengemetzel seinen Ansprüchen den meisten Nachdruck geben könne.

Die große Menge Menschen, welche damals in Jerusalem eingeschlossen war, bedurfte viele Lebensmittel. Es fehlte nicht an großen Vorräthen, die vielleicht auf einige Jahre hingereicht hätten, wenn sie sparsam zu Rathe gehalten worden wären; aber bei der innern Zerrüttung ward diese kluge Vorsicht

gänzlich vernachläßigt. Die Anführer der Rotten lebten gleichsam vom Raube, zerstörten einander die Vorrathshäuser, und nahmen dem Volke die Lebensmittel aus den Händen. So wurde nach und nach eine schröckliche Hungersnoth vorbereitet, die bald mit der Pest ausbrach.

In dieser traurigen Lage war jetzt Jerusalem, vormals der Sitz des Friedens und der Eintracht. Die Erscheinung des Belagerungsheeres veranlaßte inzwischen eine vorübergehende Aussöhnung unter den streitenden Partheyen in der Stadt. Einmüthig beschlossen sie, erst den gemeinschaftlichen Feind zurück zu treiben, ehe sie zur Entscheidung ihrer Privatfehde das Schwerdt zückten. In dieser Absicht brachen sie auf die römische Legion, welche sich am Oelberge verschanzte, so unerwartet und heftig los, daß sie mit Verlust aus ihrem Lager geschlagen wurde. Titus eilte ihr sogleich mit einer auserlesenen Schaar zu Hülfe, und trieb die Juden durch das Thal zurück, in welchem der Bach Kidron floß. Erst nach einem vielstündigen Gefechte konnte die Legion ihre Arbeit wieder anfangen, indessen ein Theil derselben gegen neue feindliche Anfälle in den Waffen blieb. Bald drangen die Juden mit verstärkter Macht und so wüthend auf die Römer ein, daß ihnen niemand widerstehen konnte. Titus selbst, der am längsten Widerstand leistete, mußte sich zurückziehen. Er ließ darauf den ganzen Strich Landes bis an die Mauren von Jerusalem durch sein Heer der Erde gleich machen; alle Häuser und Gehege wurden niedergerissen, die Bäume niedergehauen und die im Wege stehenden Felsen gespalten. Während dieser Arbeiten verließ ein Haufen kühner Aufrührer die Stadt, und blieb in einiger Entfernung von derselben stehen. Listig genug wollten sie die Römer auf die Gedanken bringen,

daß

daß sie von den Einwohnern verjagt worden seyen, und sich fürchteten, den Römern in die Hände zu fallen. Zu eben der Zeit sammelten sich große Schaaren auf den Mauren der Stadt, flehten um Frieden, und erboten sich, den Römern die Thore zu öfnen. Sie warfen sogar mit Steinen nach denen, welche die Stadt verlassen hatten, und diese stellten sich, als wenn sie mit Gewalt wieder hinein dringen wollten. Titus schöpfte mit Recht Verdacht, da er kurz zuvor die Stadt vergebens zur Uebergabe hatte auffodern lassen. Er gebot seinen Soldaten, ihre Stelle nicht zu verlassen. Eine Schaar derselben gieng demohngeachtet auf die vermeinten Vertriebenen los, wurde aber von allen Seiten umringt und niedergehauen.

Mit neuer Erbitterung begannen, nach diesem erfochtenen Vortheil, die beiden Partheyen in der Stadt nun wieder gegen einander zu wüthen. Im Tempel selbst entstand ein Auflauf, in welchem Verschiedene blieben. So oft der Feind draussen ihnen eine kurze Erholungsfrist gönnte, kehrten Johannes und Simon ihre Schwerdter gegen einander, einstimmig in nichts anderm, als in dem Entschlusse, die Stadt wider die Römer zu vertheidigen.

Titus wählte zum Angriffe auf die Stadt diejenige Gegend, wo die erste Mauer etwas niedriger, und mit der zweiten nicht verbunden war; über die dritte aber der Eingang in die obere Stadt, und aus dieser in die Burg Antonia, welche über dem Tempel lag, nicht sehr schwer zu seyn schien. Indem er damit beschäftigt war, ließ er den Einwohnern Gnade anbieten, wenn sie sich ergeben wollten. Aber ihr Stolz, ihre Hartnäckigkeit, und ihre eitle Hofnung auf einen Messias, der sie, wenn die Noth am größten wäre, noch retten würde, hatte sie so sehr verblendet, daß sie den dringendsten Vorstellun-

gen kein Gehör gaben. Er versprach ihnen, daß er ihre Stadt, ihren Tempel und ihren Gottesdienst erhalten wollte, wenn sie sich nur den Römern unterwerfen würden. Umsonst! alle Anträge wurden verworfen, und die Friedensboten mishandelt und verwundet. Aufgebracht über diese wilde Halsstarrigkeit begann Titus die Belagerung mit desto größerer Lebhaftigkeit. Sein Heer mußte sich verschanzen, und wurde nicht allein durch eine Anzahl Schützen, sondern auch durch die Kriegsmaschinen unterstützt, welche unaufhörlich Steine von hundert und mehr Pfunden auf die Juden schleuderten. Die Mauerbrecher kamen näher, und mit diesen wurde die Mauer an drei verschiedenen Orten bestürmt. Die Juden hatten gleichfalls ihr Geschütz auf der Mauer, und liessen es mit ungewöhnlicher Wuth spielen. Dabei machten sie beständig Ausfälle aus der Stadt, und suchten die Maschinen in Brand zu stecken. Es entstand ein hartes Gefecht und der Sieg blieb lange unentschieden. Doch endlich fiel Titus mit den Tapfersten von seiner Reuterey über sie her, hieb mit eigener Hand zwölf von den Rebellen nieder, und jagte endlich die wilde Schaar in die Stadt zurück. Den einzigen Gefangenen, welchen er bekam, ließ er ans Kreuz schlagen, um die Juden zu schrecken und zur Uebergabe zu bewegen. Eine fruchtlose Grausamkeit!

Vierzehn Tage nach dem Anfange der Belagerung machte die größte Kriegsmaschine der Römer eine solche Oefnung in die erste Mauer, daß sie durch dieselbe eindringen konnten. Sogleich schlug Titus innerhalb derselben sein Lager auf. Die Juden zogen sich auf die zweite Mauer zurück, und versuchten nun bei Tag und bei Nacht mit unbeschreiblichem Muthe alle Arten des Angriffs gegen die Römer. Aber der wachsame Titus, der keine Gefahr scheute, vernich-

tete

tete alle ihre Unternehmungen. Da er sah, daß die Juden den Tod nicht achteten, wenn sie nur den Römern Schaden zufügen konnten, so verbot er seinen Soldaten, sich ohne Noth mit ihnen in ein Gefecht einzulassen.

Inzwischen rückte das Belagerungsheer dicht an die zweite Mauer, und der Mauerbrecher spielte so wüthend gegen dieselbe, daß einer von den Thürmen einzustürzen drohte. Die Leute, welche darinn waren, gaben den Römern durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich ergeben wollten. Zu eben der Zeit aber bedeuteten sie ihrem Anführer Simon, er möchte sich zu einem hitzigen Willkomm bereit halten. Allein Titus merkte die List, fuhr fort die zweite Mauer zu bestürmen, öfnete sich nach fünf Tagen einen Eingang durch dieselbe, und besetzte nun die neue Stadt, welche längs derselben gebaut war. Seine natürliche Herzensgüte bewog ihn, die Rebellen mit möglichster Schonung zu behandeln, in der Hofnung, endlich dadurch ihren Trotz zu brechen. Deswegen ließ er weder den Bruch der Mauer erweitern, noch Häuser anzünden oder niederreissen; er verbot auch, irgend einem Einwohner das Leben zu rauben. Nur mit den Empörern wollte er fechten, dem Volke selbst sollte kein Leid widerfahren. Allein bald mußte er erfahren, daß Schonung und Milde hier fruchtlos angewendet wurde. Der empörte Hauffe erklärte die Menschenfreundlichkeit des feindlichen Obergenerals für Schwäche, bedrohte das friedliebende Volk mit dem Tode, wenn es sich ihm unterwerfen wollte, und fiel die Römer plötzlich innerhalb der Stadt durch die engen Häuser und Gäßchen, ja sogar außerhalb der Mauer an. Jetzt fühlte Titus, daß er sich aus schonender Güte in einen allzu engen Raum eingeschlossen hatte. Seine Soldaten wurden beinahe umringt,

ringt, denn sie konnten durch die kleine Oeffnung der Mauer sich weder zurück ziehen, noch Hülfe von den Uebrigen erhalten. Titus eilte gerade noch zur rechten Zeit mit den Schützen herbei, und behauptete sich mit denselben so lange, bis seine Soldaten gerettet waren. Er verlor dadurch den Besitz der zweiten Mauer; allein er grief die Juden sogleich durch die Lücke derselben von neuem an, und eroberte sie nach einem viertägigen Gefechte zum zweitenmale. Sogleich verbesserte er jetzt sein Versehen, und ließ einen großen Theil der Mauer niederreissen.

3.

Fortgang der Belagerung. Verwirrung in Jerusalem; schröckliche Hungersnoth und andere Greuel.

In einer Stadt, wie Jerusalem war, wo die Menschen gedrängt neben einander wohnten, mußten sich bei einer Belagerung bald allerlei Beschwerden zeigen. Am fühlbarsten wurde in Kurzem der Mangel an Lebensmitteln, aus dem allmählich eine schröckliche Hungersnoth erwuchs, die von ihren gewönlichen Gefährtinnen, von ansteckenden Krankheiten und Ausschweifungen begleitet war. Es währte nicht lange, so sah man Haufen von Leichen aufgethürmt, Kranke mit dem Tode kämpfen und Lebende wie Gerippe umher schleichen. Die Magazine und Vorräthe von Lebensmitteln, welche die Stadt besaß, befanden sich in den Händen der Rebellen, die das ruhige Volk keinen Theil daran nehmen ließen; aber auch sie mußten ihren schröcklichen Hunger zuletzt durch ganz ungewönliche

liche und unverdauliche Speiſen zu ſtillen ſuchen. Mancher Reiche gab alle ſeine Koſtbarkeiten um ein Maaß Korn oder Gerſte dahin. Viele Juden verſchlangen, von wüthendem Hunger gepeinigt, das gekaufte Getraide ungemahlen. Die Stärkeren, beſonders die Rebellen, liefen wie Furien in den Häuſern umher, durchſuchten alle Winkel, und raubten mit Gewalt alle Speiſen, die ſie nur finden konnten. Aengſtlich verbarg man jedes Nahrungsmittel, aus Furcht vor der allgemein verbreiteten Raubbegierde; und wehe den Unglücklichen, die mit den Rebellen nicht den letzten Biſſen theilten! ſie ſetzten ſich den ſchröcklichſten Mißhandlungen aus, oder wurden wohl gar ermordet. Da wurde kein Alter und keine Jugend geſchont. Man nahm Greiſen und Kindern das Eſſen aus dem Munde hinweg; ja ſelbſt Weiber riſſen ihren Männern, Söhne den Eltern, Mütter ihren Kindern die Speiſe aus den Zähnen. Zuletzt wurde die Noth ſo groß, daß man, um ſeinen Hunger zu ſtillen, Gürtel, Schuhe und das Leder an den Schildern zernagte, altes verdorbenes Heu zur Speiſe brauchte, und eine Handvoll davon für vier attiſche Drachmen, (beinahe einen Gulden) kaufte; ja, daß man ſeine Nahrung ſogar an unreinen Orten ſuchte, ſelbſt Koth für köſtlich dazu hielt, und nun genoß, was man ſonſt ohne Eckel nicht anſehen konnte.

Bevor noch das allgemeine Elend in der Stadt dieſe hohe Stufe erreichte, hielt Titus einige Tage mit der Belagerung inne. Sein wohlwollendes Herz ließ ihn ſtets wieder von neuem hoffen, die Empörer würden endlich ihren Trotz fahren laſſen, und ſich zur Uebergabe entſchließen. Als daher die zweite Mauer von neuem erobert war, wollte er durch einen impoſanten Anblick ſie von ihren kühnen Unternehmungen zurückſchrecken. Er befahl ſeinen Soldaten, ſie ſollten

ten ſich an dem Tage, wo der Sold ausgezahlt werden mußte, ſämmtlich an einem Orte verſammeln, an dem ſie von den Feinden geſehen werden konnten. Hier ſtanden ſie mit ihren glänzenden Waffen und geſchmückten Pferden, voll hohen Muthes und Kampfluſt. Die Zahlung währte vier Tage, und die Einwohner konnten in dieſer ganzen Zeit die ſchöne Haltung der Truppen und ihr muthiges Vertrauen lange genug betrachten. Titus ſelbſt ermahnte ſie, den nahen Untergang ihrer Stadt abzuwenden; er ſandte einen Friedensherold an ſie ab, der in einer rührenden Rede ihnen mildere Geſinnungen einzuflößen ſtrebte, und ſie dringend vor dem Abgrunde des Verderbens warnte, der ſich vor ihnen öfnete. Schmähungen und Schimpfworte waren die Antwort auf dieſe Vorſtellungen, und der Herold mußte am Ende die Flucht ergreifen, um nicht von den Pfeilen der Empörer getroffen zu werden, die ſie gegen ihn abſchoſſen. Alles, was dieſe Güte bewirkte, war, daß einzelne Schaaren der unglücklichen Einwohner zu den Römern flüchteten. Titus nahm ſie mit Güte auf, und ließ ſie ziehen, wohin ſie wollten. Da ſie über die ihnen dargebotene Speiſe mit allzu großer Begierde herfielen, ſo ſtarben viele von ihnen an Ueberladung der Eingeweide.

Die unbeſiegbare Hartnäckigkeit der bereits verlornen Parthey machte es nöthig, die Belagerung mit unermüdetem Eifer fortzuſetzen. Titus ließ gegen die Burg Antonia eine Circumvallations-Linie aufführen, weil er nur von dieſer Seite hoffen konnte, die obere Stadt in ſeine Gewalt zu bekommen. Die Soldaten litten dabei außerordentlich, denn die Juden ſchleuderten unaufhörlich aus ihren zahlreichen Maſchinen Steine auf die Arbeiter, und verwundeten viele. Demohngeachtet kam das Werk, an dem vier

und

und zwanzig tausend Soldaten siebenzehn Tage lang unabläßig arbeiteten, in so weit zu Stande, daß man die Maschinen aufführen, und sich anschicken konnte, die letzte Mauer niederzustürzen. Allein die Rebellen gruben eine Mine bis an die Circumvallations-Linie, zündeten die Pfähle an, mit der sie gestützt war, und plötzlich stürzte das mühsame Werk zusammen. Die Rebellen steckten die Kriegsmaschinen in Brand, aller Widerstand der Römer vermochte nichts gegen ihre grimmige Standhaftigkeit, und der Wall selbst wurde vom Feuer ergriffen.

So schmerzlich dieser Verlust für die Römer war, so ward doch sogleich in einem Kriegsrathe beschlossen, die ganze Stadt aufs engste mit einer Mauer, mit Wall und Graben einzuschließen, und auf diese Weise die Empörer aller Hofnung einiger Zufuhr und einiges Entsatzes zu berauben. Zu dieser strengen Maaßregel rieth niemand nachdrücklicher, als der Obergeneral selbst, und er schloß seine Ermahnung zur raschen Ausführung des mühsamen Beginnens mit den Worten: „Dünkt einem dieß Unternehmen zu groß und zu schwierig, so möge er erwägen, daß es sich für Römer nicht schickt, etwas Kleines zu unternehmen. Nur Gott kann ohne viel Arbeit große Dinge bewirken.“

Alle Befehlshaber stimmten dem Titus bei, und als man die Arbeit unter das Heer vertheilte, verbreitete sich ein solcher Enthusiasmus unter demselben, daß alle wetteiferten, das große Werk bald zu Stande zu bringen. Und so kam es, daß eine Mauer, die um die ganze Stadt geführt wurde, fast fünf tausend Schritte lang war, und an welche dreizehn kleine Festungen oder Blockhäuser angebaut wurden, nach drei Tagen fertig da stund.

Nunmehr wütheten Hunger und Pestilenz in Jerusalem mit allen ihren Schrecknissen. In den Strassen sah man nichts als Haufen von Leichnamen, die über der Erde verfaulten, herumschleichende Todtengerippe und sterbende Elende. Die Dächer, welche bei den Morgenländern platt sind, lagen voller Frauen und Kinder, die verhungert waren. Knaben und Jünglinge schlichen, wenn sie schon zu schwellen anfiengen, noch immer als Schattenbilder auf den öffentlichen Plätzen umher, und fielen auf derselben Stelle, wo der Tod sie ergrief, entseelt darnieder. Die Anzahl derer, die Pest und Hunger hinrafften, ist unglaublich, denn nur zu einem Thore waren, in ohngefähr anderthalb Monaten, hundert und fünfzehn tausend, acht hundert und achtzig Todte hinausgetragen worden; diejenigen nicht gerechnet, deren Begräbniß von ihren Verwandten besorgt ward. Ueberhanpt schätzt man die Zahl der verstorbenen Armen, die zu den Thoren hinaus getragen wurden, auf sechsmal hundert tausend. Da sich täglich viele Hunderte aus der Stadt in die nahe gelegenen Thäler schlichen, um Lebensmittel aufzusuchen, so wurden sie meistens von den Römern nach einem vergeblichen Widerstande gefangen, und im Angesichte der Stadt ans Kreuz geschlagen. In einer einzigen Nacht wurden einst fünf hundert solcher Unglücklichen eingeholt, und der Gekreuzigten waren so viele, daß es zuletzt an Holz gebrach, sie daran zu hängen. Durch diese grausame Maaßregel hofte Titus den Rebellen Schrecken einzujagen, daß sie endlich von ihrer Vertheidigung abließen, und sich ergäben. Allein dieß nährte nur die Wuth der Oberhäupter, die den großen Haufen beredeten, solche Quaalen erwarteten sie alle, wenn sie von der Vertheidigung abstünden. Als Titus dieß hörte, schickte er einen Gefangenen mit abge-

gehauenen Händen an sie, der ihnen ihren Irthum benehmen, und sie versichern sollte, er schone eines jeden, der freiwillig zu ihm komme. Viele nahmen sein Anerbieten an, und giengen zu ihm über, obgleich die Zugänge von den Rebellen enge besetzt waren, und jeder niedergehauen wurde, den man ergrief.

Aus Mitleid mit dem elenden Volke in der unglücklichen Stadt, eilte Titus, aufs schleunigste neue Schanzen aufzuwerfen, um die Mauer zu bestürmen, an welcher die Festung Antonia lag. Da aber schon zu den ersten Verschanzungen weit um die Stadt her alle Bäume niedergehauen worden waren, so mußte jetzt das Holz einige Meilen weit hergeholt werden. Während dieß geschah, kamen immer mehrere Ueberläufer aus der Stadt in das römische Lager. Einer derselben suchte aus seinem Unflate Goldstücke hervor, die er aus Furcht vor den herrschenden Partheyen in Jerusalem verschlungen hatte. Diese Entdeckung verbreitete das Gerüchte, daß alle Ueberläufer auf diese Art mit Geld angefüllt wären: daher schnitten die arabischen und syrischen Hülfsvölker bei dem römischen Heer in einer Nacht zweitausend derselben den Bauch auf, und durchwühlten das Eingeweide der Unglücklichen, um ihre vermeintlichen Schätze zu erlangen. Als Titus diese Unmenschlichkeit erfuhr, wollte er alle diese Böſewichter hinrichten lassen, allein die Zahl derselben war so groß, daß er seine Macht dadurch allzusehr geschwächt hätte. Im ganzen Lager ließ er aber bekannt machen, daß jeder das Leben verlieren würde, der sich wieder einer solchen Barbarey schuldig machte. Diese Drohung wirkte aber doch nicht so viel, als die Liebe zu dem glänzenden Metall, das Verbrechen wurde noch öfter, nur heimlicher, begangen.

Die

Die rasenden Rotten in der Stadt verübten ohne Unterlaß Greuelthaten, vor denen die Menschheit zurückschauerte. Selbst das Elend und die letzten Seufzer ihrer sterbenden Brüder waren ein Gegenstand ihrer barbarischen Freude. Zum Scherze stießen sie den Unglücklichen ihre Schwerdter in den Leib, um, wie sie sagten, die Schärfe derselben zu prüfen. Täglich durchsuchten sie die Wohnungen, und verschlangen mit Heißhunger alle Lebensmittel, die sie fanden, und fanden sie nichts, so wurden oft die Unglücklichen ihrer Wuth aufgeopfert. Unter den vielen Flüchtlingen, die seit dem Ausbruche des Krieges sich in die Stadt gerettet hatten, befand sich auch eine gewisse Frau, Namens Mirjam. Als die Hungersnoth zunahm, waren die Rebellen oft in ihr Haus eingedrungen, und hatten alle Lebensmittel mitgenommen, die sie auffinden konnten. Oft hatte sie ihre Quäler gebeten, ihrem elenden Leben ein Ende zu machen; allein es gefiel ihnen nicht, ihr diese Bitte zu gewähren. Endlich rieß sie, mit Wuth und Verzweiflung ringend, ihr säugendes Kind vom Busen, schnitt ihm die Kehle ab und kochte es. Mit dieser unnatürlichen Speise stillte sie ihren wüthenden Hunger und versteckte den Rest dieser Mahlzeit. Der Geruch zog die gefräßigen Geier sogleich wieder nach ihrem Hause. Sie drohten der unglücklichen Mutter mit den schröcklichsten Martern, wenn sie ihnen nicht ihre Lebensmittel entdecken würde. „Da nehmt sie und eßt, sprach sie, eßt die Ueberbleibsel eines erwürgten Kindes, das seine eigene, sonst zärtliche Mutter, zu einer Mahlzeit zubereitet hat.“ Bei dem Anblicke dieser abscheulichen Speise ergrief die gierigen Rebellen ein solcher Schauer, daß sie das Haus verließen, und die erschrockene Mutter in dem völligen Besitz ihrer unglücklichen Speise liessen.

Als Titus von diesem Greuel hörte, schwor er einen fürchterlichen Eid, die Sonne solle nie wieder über eine Stadt aufgehen, wo Mütter ihrer Kinder Fleisch fräßen, und derselben Väter dieses lieber dulden, als ihre Waffen niederlegen wollten. Er ließ seine Maschinen anrücken, und die Burg Antonia von allen Seiten bestürmen. Erschüttert von den heftigen und unaufhörlichen Anfällen, stürzte endlich bei Nacht ein Theil der Mauer ein, der die Burg beschützte. Die Freude, welche die Römer darüber empfanden, verschwand eben so schnell als sie entstanden war. Die Rebellen hatten bereits eine neue Mauer hinter der alten aufgeführt, und es war vorauszusehen, daß man sich neuen Gefahren aussetzen, neue Beschwerden würde ausdauren müssen, ehe man seinem Ziele näher kommen könnte. Den Soldaten wollte der Muth entsinken, und Titus hatte alle seine Beredtsamkeit nöthig, um sie zu neuen Unternehmungen zu spornen. Endlich ermannten sich einige zwanzig Soldaten, und drangen bei Nacht unbemerkt durch die Ruinen bis zur der Festung Antonia. Sie hieben die eingeschlafene Wache nieder, und ließen die Trompete erschallen. Dieß that die gehofte Wirkung; voll Bestürzung ergriefen die Juden die Flucht, weil sie einen zahlreichen Haufen Feinde erwarteten. Sobald Titus den Schall der Trompete hörte, eilte er mit den Befehlshabern und einer auserlesenen Schaar zuerst die Mauer hinauf; zugleich befahl er dem ganzen Heere, die Waffen zu ergreifen. Es erfolgte ein hitziges Gefechte, das bis in die Mitte des andern Tages währte. Nach dem tapfersten Widerstande mußten die Juden das Schlachtfeld räumen.

Die Römer, welche nun im Besitze der Festung waren, versuchten es, auch den daran stossenden Tempel zu erobern. Die Rebellen vertheidigten sich hier

aber

aber mit einer solchen Wuth, daß Titus endlich davon abstehen mußte. Um seinem Heere einen geräumigen Platz zum Angriffe auf den Tempel zu verschaffen, machte er sogleich Anstalt zur Demolirung der eroberten Burg Antonia, des letzten Bollwerkes für den Tempel, mit dem es durch einen bedeckten Gang zusammen hieng.

Das Elend, die Verwirrung und die Verzweiflung, welche unter den Belagerten herrschte, erreicht keine Beschreibung. Je mehr die allgemeine Noth wuchs, desto fürchterlicher wütheten die Rebellen gegen ihre eigenen Landesleute. Sie spannten selbst den alten ehrwürdigen Hohenpriester mit seinen drei Söhnen auf die Folter, weil sie ihn des Einverständnisses mit den Römern bezüchtigten. Viele andere wurden hingerichtet, weil sie ihre verstorbenen Freunde beweinten. Da die Hungersnoth immer schröcklicher wurde, so mußte seit dem siebenzehenten Julius auch das tägliche Opfer im Tempel aufhören, welches in zwei Lämmern bestund, wovon eines am Morgen und das andere am Abend als Brandopfer dargebracht wurde. Das Volk gerieth darüber in tiefe Trauer, und selbst Titus nahm Theil an seinem Kummer. Immer gleichgültig und großmüthig, ließ er dem Anführer der Rebellen, dem wüthenden Johannes, kund thun: „Wenn er noch immer die unsinnige Begierde zu fechten hätte, so möcht' er sich ihm mit allen seinen Leuten entgegen stellen. Nur sollte er nicht mit sich auch die Stadt und den Tempel ins Verderben stürzen. Er sollte aufhören, den heiligen Ort zu verunreinigen, und Gott so freventlich zu beleidigen. Gern wolle er ihm erlauben, den ununterbrochenen Gottesdienst durch Juden feiern zu lassen, die er selbst wählen könnte." Allein dieser Antrag ward, wie alle vorhergehenden, mit Schmähungen

und

und Schimpfreden abgewiesen. Am Abgrunde des Verderbens hintaumelnd, täuschten sich die Verblendeten noch immer mit den eitelsten und unsinnigsten Erwartungen. Es standen noch immer falsche Propheten auf, die der betrogenen Menge einen baldigen und unmittelbaren Beistand Jehova's vorspiegelten, und die Versicherung gaben, Jerusalem könne nicht zerstört werden, weil es die Stadt Gottes sey. Viele andere, die an aller Rettung verzweifelten, suchten sich der Wachsamkeit der Tyrannen zu entziehen, und flohen zu den Römern. Titus nahm sie mit seiner gewönlichen Güte auf, und wies ihnen das Städtchen Gophna zum Aufenthalt an, bis er ihnen nach geendigtem Kriege ihre Güter wieder einräumen würde. Diese Entfernung benutzten die Rebellen in der Stadt dazu, daß sie die übrigen Einwohner beredeten, die Ueberläufer seyen von den Römern ermordet worden. Daher ließ sie Titus von Gophna zurückkommen, und den Einwohnern unter das Gesicht treten. Mit aufgehobenen Händen baten sie die Rebellen, wenigstens den Tempel zu verlassen, weil die Römer ihn gewiß nur in der äußersten Noth zerstören würden. Aber statt darauf zu achten, befestigten sie ihn vielmehr noch eifriger, und pflanzten ihre Kriegsmaschinen über die Thore desselben.

Der Mordbrenner Johannes, der mit seinen wilden Schaaren Reiche und Arme alles ihres Eigenthums beraubt hatte, streckte nun auch seine räuberischen Hände nach dem Tempelschatze aus. Was vorher für heilig und unverletzlich, als der Gottheit geweihet, angesehen worden war, das eigneten sich eben die Menschen mit frechen Händen zu, die mitten unter ihren Unthaten noch glaubten, Gott werde durch außerordentliche Mittel den Tempel erhalten, den sie so ruchlos entweihten. Eine große Menge

goldener Gefäße, und prächtige Geschenke vieler ausländischen Fürsten ließ Johannes wegnehmen, und zu seinem eigenen Gebrauche schmelzen. Die Behältnisse des heiligen Oels, das zur Erhaltung der Lampen bestimmt, und die Gefäße zum Wein, den man brauchte, die gewönlichen Opfer zu begleiten, wurden gleichfalls weggenommen und zum gemeinen Gebrauche verwandt. Den Wein tranken die Räuber in solchem Uebermaaße, daß sie erst nachließen, als Sinne und Bewußtseyn von ihnen gewichen waren.

Aufgebracht über diese grobe Entweihung des Heiligthums, erniedrigte sich Titus noch einmal zu den Bösewichtern, die inzwischen fortfuhren, ihre Vertheidigungswaffen auf allen Theilen des Tempels in Bereitschaft zu setzen. Er ließ ihnen in seinem Namen kund thun: „Ihr Bösewichter, habt ihr nicht selbst euer Heiliges mit Schranken umgeben? Habt ihr nicht in bestimmten Zwischenräumen an denselben Säulen gesetzt, auf welchen in griechischer und römischer Sprache angezeigt wurde, niemand soll es wagen, die Schranken zu überschreiten? Haben wir euch nicht erlaubt, jeden zu tödten, der dawider handeln würde, selbst wenn es ein Römer wäre? Warum zertretet denn ihr selbst an diesem Orte die Todten? O ihr Ungeheuer, warum befleckt ihr den Tempel mit dem Blute der Fremden und eurer Mitbürger? Ich rufe die Götter meines Vaterlandes zu Zeugen an, und wenn irgend jemals ein Gott diesen Ort angeblickt hat (denn jetzt glaub' ich nicht, daß einer auf ihn herabsehe); ich nehme auch mein Kriegsheer, und die Juden, welche sich bei mir befinden, euch selbst nehm' ich zu Zeugen, daß ich euch nicht nöthige, diesen Ort zu entheiligen. Sobald ihr eure Stellung gegen mich verändert, so soll kein Römer sich eurem Heiligthume nähern, oder dasselbe beschimpfen.

pfen. Ja ich will euch sogar den Tempel wider euren Willen erhalten."

Dieser Vorschlag ward verworfen. Johannes, obgleich er täglich seine Unthaten häufte, konnte sich mit seinem Rebellenheere nicht bereden, daß Gott den heiligen Ort von den Heiden werde einnehmen lassen. Als ihm Titus zum letztenmal die Halsstarrigkeit vorstellen ließ, womit er das Prachtgebäude und die elenden Ueberbleibsel des Volkes Gottes, einer schleunigen und gewissen Verwüstung preis gebe, sprach er unter den heftigsten Schmähungen: „ich vertheidige den Weinberg des Herrn, und weiß gewiß, Menschenkraft kann und wird ihn nie erstürmen."

4.

Einnahme und Zerstörung des Tempels. Ruin der Stadt und Auflösung der Nation.

Erschöpft waren nun alle Vorstellungen, unwirksam geblieben war jedes Mittel der Güte. Darum mußte sich Titus entschließen, das äußerste zu unternehmen. Die Festung Antonia ward in sieben Tagen der Erde gleich gemacht worden, und das römische Heer hatte nun Raum genug, um sich dem Tempel gegen über zu lagern. Titus ließ hier neue Schanzen aufwerfen, und richtete seine stärksten Kriegsmaschinen gegen den Vorhof der Priester, in welchem sich die Juden postirt hatten. Sechs Tage lang spielten die Maschinen wirkungslos gegen die Mauer, und eben so wenig fruchtete die Anstrengung der Soldaten, welche den Grund eines Thores zu untergraben suchten. Sie ergriefen endlich Sturmleitern, um die Mauer zu er-

steigen, wurden aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Da Titus sah, daß sein ängstliches Verlangen, den Tempel zu retten, vielen seiner Leute das Leben kostete, so befahl er die Thore anzuzünden. Sie waren mit Silber belegt, und brannten die ganze Nacht hindurch, indem das Metall schmelzend herab träufelte. Die Flamme theilte sich bald den Gewölben und bedeckten Gängen mit, und der ganze Vorhof ward in Asche gelegt. Die Rebellen machten keine Anstalt dem Brande zu wehren, sondern stießen blos eine Menge ohnmächtiger Flüche gegen die Römer aus. Diese hemmten selbst auf Befehl ihres Oberbefehlshabers, die Fortschritte des Feuers, wodurch das Hauptgebäude des Tempels unversehrt erhalten wurde.

In einem Kriegsrathe, der wegen der fernern Operationen gehalten wurde, stimmten alle römische Befehlshaber für die Verbrennung des Tempels. Titus allein wollt' ihn erhalten wissen, und endigte die Berathschlagung mit den Worten: „Wenn gleich die Juden von ihrem Tempel herab fechten werden, so will ich mich doch nicht an leblosen Dingen rächen. Nimmermehr werd' ich zugeben, daß ein solches Prachtgebäude in Asche gelegt werde. Seine Zerstörung wäre ein Verlust für die Römer selbst, seine Erhaltung ist eine Zierde unseres Reichs."

So sprach Titus und veranstaltete sogleich einen allgemeinen Sturm des ganzen Heeres auf den Tempel. Die Juden machten einen wüthenden Ausfall, und schlugen die Stürmenden zurück. Von neuem rückten diese herbei, und das heisseste Schlachtgetümmel drängte sich um die innere Tempelmauer zusammen, von dessen Dächern sich die Belagerten wie Verzweifelte wehrten. Während dieses schröcklichen Kampfes rieß ein römischer Soldat einen feurigen Brand aus einer glühenden Stätte, und warf ihn

durch

durch ein Fenster in eines der Zimmer, welche an den Tempel angebaut waren. Sogleich breitete sich das Feuer über die ganze mitternächtliche Seite dieser Nebengebäude des Tempels aus.

Sobald Titus davon Nachricht erhalten hatte, so eilte er mit der äußersten Geschwindigkeit dem Brande Einhalt zu thun. Er rief, bat und drohte, allein die Verwirrung war so groß, und die Soldaten auf die Verwüstung alles Uebrigen so erhitzt, daß er weder gehört noch verstanden wurde. Mit unaufhaltsamer Wuth drangen die Legionen auf den Tempel zu, und munterten einander selbst auf, das Feuer zu unterhalten. Statt eines Befehles zu achten, waren die ergrimmten Soldaten nur darauf bedacht, die Juden todt zu schlagen und die Flammen zu verstärken. Als Titus daher sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich wären, gieng er mit seinen Unterfeldherren in das Heiligthum und das Allerheiligste. Weit über seine Erwartung fand er hier alles prachtvoll, und mit Kostbarkeiten angefüllt. Er rettete den goldenen Leuchter, den Tisch der Schaubrode, den Räuchaltar, alles von lauterm Golde, und das Buch oder die Rolle des Gesetzes, die in einem reichen Goldstück eingewickelt war. Und da er bemerkte, daß nur das Seitengebäude des Tempels brannte, so rief er den Soldaten von neuem zu, das Feuer zu hemmen; er bestellte einen Hauptmann von seiner Leibwache, um die Widerspenstigen auf der Stelle zu bestrafen. Aber Wuth und Raubsucht vereitelten Befehle und Strafen. Kaum hatte Titus den heiligen Ort verlassen, so steckten ihn die Soldaten in Brand, und nöthigten die Zurückgebliebenen herauszueilen. Sie selbst raubten und plünderten alles, was ihnen vorkam, schleppten die köstlichen Geräthe und aller Art Kostbarkeiten fort, und entfernten sich nicht eher, als

bis das ganze Gebäude zuſammenſtürzte, und von den Flammen gänzlich verzehrt wurde.

Der Anblick des trümmernden Tempels dämpfte die Hitze der Rebellen nicht wenig. Jetzt begannen ſie zu fühlen, daß der Himmel ſie verlaſſen habe, und ihr wildes Klaggeſchrey ſcholl von den umliegenden Bergen wieder. Gefallene, Schwerverwundete, und ſelbſt mit dem Tode Ringende öfneten ihre zuſinkenden Wimper noch einmal, um den untergehenden Tempel, ihren Stolz und ihre Glorie, zum letztenmal anzuſchauen. Tauſende fanden bei dem Ruine des Tempels ihr Grab. Viele fanden ihren Tod in den Flammen, andere bei einem Sturz von den Zinnen des Tempels, die meiſten aber fielen unter dem Schwerdte des Siegers, der alles niedermachte, was ihm in Weg kam. Kinder und Greiſe, Prieſter und Layen wurden ohne Unterſchied erwürgt; alles lag voll Todter, und der ganze Hügel ſchwamm vom Blute der Erwürgten. Es waren unter andern mehr als ſechs tauſend Perſonen durch einen falſchen Propheten in den Tempel gelockt worden, der ihnen verſprach, daß ſie noch an eben dem Tage eine ſchnelle und wunderbare Hülfe finden würden. Einige von ihnen blieben fünf Tage auf der Spitze der Mauren, und als ſie ſich endlich ergaben, wurden ſie unter grauſamen Martern hingerichtet. Zwar hatte Titus befohlen, man ſollte nur diejenigen tödten, welche in den Waffen gefunden würden und Widerſtand thäten; aber die Soldaten überſchritten dieſen Befehl, und erwürgten auch die Alten und Schwächlichen. Bis in die Nacht hinein metzelten ſie ohne Barmherzigkeit alles nieder, was ihnen in die Hände kam, ſo, daß an manchen Orten das Feuer durch das herſtrömende Blut gelöſcht wurde. Das Jammergeſchrey der Elenden, das um den Tempel her erſchallte, war über alle Beſchreibung gräßlich und herzzerreiſſend. Am

Am zehenten August war der Tempel in die Asche gelegt worden, aber der Krieg war damit noch nicht geendigt. Die Wüthendsten unter den Rebellen schlugen sich durch die Römer durch und warfen sich in die obere Stadt. Sogleich wurden alle Zugänge besetzt, daß es ihnen unmöglich ward, herauszukommen. Titus wünschte wenigstens die obere Stadt zu retten, und als die Rebellen eine Gesandtschaft an ihn schickten, befahl er seinen Soldaten, ihre Waffen und Maschinen einstweilen ruhen zu lassen. Er hielt den Gesandten in einer ausführlichen Rede alle ihre zahllosen Unthaten, den Trotz und den Hohn vor, den sie ihm bisher bewiesen hätten. Demohngeachtet aber versprach er ihnen Begnadigung, wenn sie die Waffen niederlegen und sich zu Gefangenen ergeben würden. Allein ihre Antwort war: sie hätten sich durch die feierlichsten Eidschwüre verbunden, nie an eine Uebergabe zu denken. Dagegen baten sie um die Erlaubniß eines freien Abzuges durch die römischen Verschanzungen, weil sie mit ihren Weibern und Kindern sich in die Wüste begeben wollten.

Dieser Trotz empörte den Titus aufs äußerste, da sie als beinahe schon Gefangene ihm noch Bedingungen vorschreiben wollten. Er ließ ihnen daher durch einen Herold kund thun, daß er von nun an keinen Ueberläufer ferner annehmen, und keines Menschen Leben schonen würde. Jeder sollte sich vertheidigen, so gut er könnte, denn er werde ganz nach dem Kriegsrechte handeln. Unmittelbar darauf überließ er die Stadt der Wuth seiner Soldaten, die sogleich darüber herfielen, sie zu plündern, wobei sie allenthalben Feuer anlegten, und alles niederhieben, was ihnen in Weg kam. Die Rebellen zogen sich nun auf den Berg Sion, und suchten sich daselbst in der königlichen Burg Davids zu vertheidigen. Es

muß

mußten neue Verschanzungen gegen diesen Theil der Stadt gemacht werden, welches einen Aufschub vom zwanzigsten August bis zum siebenten September veranlaßte. Während dieser Zeit giengen viele Tausende zu den Römern über, unter andern die meisten von den Idumäern, die den Juden geholfen hatten. Auch jetzt siegt die Güte des Obergenerals über seine Drohungen: er begnadigte alle, die zu ihm kamen. Als aber endlich die neuen Verschanzungen fertig waren, und die Kriegsmaschinen mit fürchterlicher Wuth gegen die hartnäckigen Rebellen spielten, so entsank ihnen plötzlich der Muth. Ihre Anführer verließen sogar mit einer übereilten Flucht die drei stärksten Thürme der Stadt, gegen welche die Kriegsmaschinen nie etwas ausgerichtet haben würden, und verkrochen sich in Gewölben und Kloaken. Allein die Römer spürten ihnen überall nach, und wen sie fanden, der hörte auf zu leben. Auch die Rebellenhäupter Johannes und Simon, die so viel Elend über Tausende gebracht hatten, wurden aus den Gewölben hervorgesucht, in welchen sie sich verkrochen hatten; ersterer ward zum ewigen Gefängniß verdammt, letzterer aber aufgespart, um den Triumph des Feldherrn zu schmücken. Die Römer bemächtigten sich nun ohne Widerstand der Stadt und zündeten sie an, nachdem sie noch viele Tausende erwürgt hatten. Gern hätte Titus dem schröcklichen Blutbade eher ein Ende gemacht, aber er vermochte nicht, der Wuth seiner Truppen Einhalt zu thun.

Der völlige Ruin Jerusalems erfolgte am achten September des Jahres siebenzig der christlichen Zeitrechnung. Die Zahl derer, welche während der sechsmonatlichen Belagerung bis zur Eroberung der Stadt ihr Leben einbüßten, beläuft sich auf eilf mal hundert tausend; und die ganze Menge derer, die in diesem

Ver-

Vernichtungskriege umkamen, übersteigt eine Million; ausser einer ungeheuren Menge derer, die in Hölen, Wäldern, Wüsteneyen, Kloaken und auf vielerlei andere Art ums Leben kamen, deren Zahl nicht berechnet werden kann. Gefangene waren in dem ganzen Kriege gegen sieben und neunzig tausend gemacht worden. Diejenigen, welche bei der Eroberung der Stadt in die Hände der Sieger fielen, hatten ein trauriges Schicksal. Die junge taugliche Mannschaft trieb man in den abgebrannten Tempel hinauf, und sperrte sie zusammen in den Vorhof der Weiber ein. Titus lies sie durch einen seiner Freigelassenen bewachen, seinem Freund Frontus aber trug er auf, das Schicksal eines jeden zu entscheiden. Dieser lies alle hinrichten, welche einander als Straßenräuber oder Aufrührer angaben. Auserlesene, wohlgestaltete Jünglinge wurden zum Triumph des Feldherrn aufbewahrt. Von den übrigen wurden alle, die über siebenzehen Jahre alt waren, in Fesseln geschlagen, und nach Egypten zur Arbeit in den Bergwerken geschickt. Die meisten verschenkte der Feldherr in die Provinzen zu Fechterspielen und zu Kämpfen mit wilden Thieren. Diejenigen, welche unter siebenzehen Jahre waren, wurden als Sklaven verkauft.. Doch selbst während der Zeit, daß Frontus eines jeden Schicksal entschied, verhungerten noch an die zwölf tausend, theils, weil ihnen ihre ergrimmten Wächter keine Speise zukommen ließen, theils, weil sie sich freiwillig zu Tode hungerten.

Als Titus die eroberte Stadt in Augenschein nahm, bewunderte er die ungemeine Festigkeit der Thürme, welche die Rebellen ohne Noth verlassen hatten. Bei diesem Anblicke konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Wir haben mit Gottes Beistand Krieg geführt; es ist Gott, der die Juden aus diesen Festungen

stungen herausgerissen hat: Denn was würden dagegen menschliche Hände und Maschinen ausrichten?" Zum Andenken seines außerordentlichen Glückes befahl er, diese drei Thürme stehen zu lassen, die ganze Stadt aber wurde mit allen ihren Befestigungen, Palläſten, Thürmen, Mauren und andern Zierrathen und Festungswerken zerstört, und alles dem Erdboden so gleich gemacht, daß es denen, welche diese Gegend besuchten, kaum glaublich vorkam, daß ehedem eine Stadt an diesem Plaze gestanden haben sollte.

Titus versammelte hierauf seine Soldaten, dankte ihnen für seine treue Ergebenheit gegen ihn, lobte ihre Thaten, und pries sie wegen der glücklichen Beendigung eines Krieges, der zu einem neuen Beweise diente, daß den Römern nichts widerstehen könnte. „Aber, setzte er hinzu, ob ich gleich euch alle liebe und hochschätze, weil ich weiß, daß es keinem von euch an Bereitwilligkeit gefehlt hat, sich durch seinen Muth hervorzuthun, so muß ich doch diejenigen unter euch, welche die schönsten Proben der Tapferkeit abgelegt haben, auch vorzüglich ehren und belohnen" Er ließ sich hierauf dieselben anzeigen, rief sie selbst auf, und setzte ihnen unter vielen Lobsprüchen goldene Kronen auf, oder beschenkte sie mit andern kostbaren Ehrenzeichen, erhöhte ihre bisherige Stelle, und gab ihnen einen reichlichen Antheil an der feindlichen Beute. Voll Enthusiasmus wollten die Soldaten ihren Feldherrn als Imperator (Ueberwinder) krönen, allein er verbat sich diese Ehre. Bescheiden bekannte er sich für ein bloßes Werkzeug in der Hand des Himmels, als welcher seinen Zorn wider die Juden auf das allerentscheidendste erklärt habe. Zu Rom feierte indessen jeder Mund die Tugenden eines jungen Kriegers, der sich nicht nur als einen trefflichen Feldherrn, sondern auch als einen der tapfersten Streiter

gezeigt

gezeigt hatte. Der Triumph, in welchem er nach seiner Rückkunft zugleich mit seinem Vater in Rom einzog, war einer der prächtigsten. Das Freudengeschrey des ganzen großen Volks verherrlichte, die glänzendsten und ausdrucksvollesten Feierlichkeiten verschönerten ihn. Unter der Beute wurden auch die goldenen Geschirre, die man aus dem Tempel herausgenommen hatte, und die heiligen Gesezbücher der Juden zur Schau getragen. Es war dieß das erstemal, daß Rom Vater und Sohn zugleich triumphiren sah. Auch ward ein Siegesbogen bei der Gelegenheit errichtet, auf welchem alle Siege des Titus über die Juden abgebildet wurden, und welcher bis auf den heutigen Tag sich beinahe unbeschädigt erhalten hat.

Von dieser Zeit an hat das Volk der Juden gänzlich aufgehört, einen besondern Staat auszumachen. An Versuchen, denselben wiederherzustellen, und an betrügerischen Großsprechern, die sich dazu geschickt hielten, hat es nie gefehlt; aber immer ohne Erfolg. Noch über vierzig bis fünfzig Jahre nach Jerusalems Zerstörung brachen neue Empörungen der Juden in verschiedenen Theilen des römischen Reichs aus; aber sie vergrößerten nur ihr Elend. In der Mitte des vierten Jahrhunderts gab ihnen der Kaiser Julian die Erlaubniß, ihren Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen; aber Feuerausbrüche und Erderschütterungen hinderten den Fortgang des Unternehmens. Nie haben die Juden über die Stadt oder die Gegend die Herrschaft wieder erhalten, sie blieb in den Händen der Heiden, so lange Heiden Herren und Regenten von Asien waren; nachher kam die Gegend, wo Jerusalem vormals gestanden hatte, und die daselbst neu erbaute Stadt in die Hände der Christen, und jezt sind die Muhamedaner Besitzer derselben.

V.

V. Empörungen und Unruhen unter der Regierung Kaiſer Ludwig des Frommen.

In den Jahren 814 bis 840 nach Chriſti Geburt.

1.

Ludwig legt ſchon durch ſeine erſten Regentenhandlungen den Grund zu Empörungen und Unruhen.

Kaiſer Karl der Große hatte durch ſeinen tapfern Arm und eine bewundernswürdige Geiſteskraft ein Reich gegründet, das an Umfang in der Geſchichte der Welt wenige ſeines gleichen hatte. Es erſtreckte ſich von dem ſpaniſchen Fluſſe Ebro in Weſten bis zu dem ungariſchen Fluſſe Raab und der Oder in Oſten, zwiſchen dem Kanal, der Nordſee, Eider, und Oſtſee im Norden, und dem Mittelmeer längs der franzöſiſchen und italiäniſchen Küſte bis zur Mündung der Tiber bei Rom in Süden. Es gehörte alſo dazu ein Theil von Spanien, ganz Frankreich, Holland, Deutſchland, die Schweiz, die nördliche Hälfte Italiens und ein Strich von Ungarn. Dieſe große Ländermaſſe beherrſchte Karl ein halbes Jahrhundert lang, ſiegreich in einer faſt ununterbrochenen Reihe langwieriger Kriege, gefürchtet von allen, über die ſich ſein Scepter erſtreckte.

Es war ein kraftvoller Regent, ein Herrſchergenie von vorzüglichem Range nöthig, wenn die ungeheure fränkiſche Monarchie, die Karl gegründet hatte,

ſo

ſo regiert werden ſollte, daß innerliche Ordnung erhalten und befördert, und äußerlichen Feinden mit hinlänglichem Nachdrucke begegnet werden konnte. Zum Unglücke war Karls Sohn Ludwig, den man wegen ſeiner kurzſichtigen Ergebenheit gegen Pfaffen und Pfafferey den Frommen genannt hat, dieſem hohen Berufe nicht gewachſen. Er war nach des Vaters Plane nicht zum Beherrſcher des ganzen Reichs beſtimmt geweſen; nur Aquitanien und Gaſcogne, nebſt der Provence und einigen ſüdlichen Diſtricten von Burgund waren ihm angewieſen worden. Allein der frühe Tod ſeiner ältern Brüder rief ihn im Jahr achthundert und vierzehn zur Nachfolge in den geſammten väterlichen Staaten. Aber zur Regierung eines ſo ausgedehnten Reichs war Ludwig nicht vorbereitet worden. Seine Fähigkeiten hatten gar kein Verhältniß zu der Größe ſeiner Staaten, und zu den Sitten und der Denkungsart ſeines Volks. Es fehlte ihm durchaus an der Entſchloſſenheit und an ſchneller Faſſungskraft, ohne welche der liebenswürdigſte Privatmann oft der abſcheulichſte Regent iſt, und welche unumgänglich nothwendig war, um das von Karln angefangene Gebäude vollends aufzuführen, und die Nation auf der Bahn, worauf ſein großer Vater ſie geführt hatte, weiter zu bringen.

Hätte Ludwig blos Aquitanien zu regieren gehabt, ſo würd' er als ein Titus in der Geſchichte erſcheinen; und wär' er nie auf dem Throne geſeſſen; ſo würde er der liebenswürdigſte Privatmann geweſen ſeyn. Er beſaß körperliche und geiſtige Eigenſchaften, die ihn vortheilhaft auszeichneten. Sein Körper war wohlgebildet, und im Bogen und der Lanze war er ſo geübt, daß ihm keiner der Seinigen gleich kam. Für ſein Zeitalter beſaß er ſo viele Kenntniſſe, daß er wohl für einen Gelehrten paſſiren konnte. Er

redete

redete die lateiniſche Sprache wie ſeine Mutterſprache und die griechiſche verſtand er wenigſtens. Gerechtigkeitsliebe und Freigebigkeit waren Regententugenden, denen man das verdiente Lob nicht verſagen könnte, wenn ſich nicht damit eine ſchwache Güte des Herzens gepaart hätte, die eine Menge Fehltritte erzeugte. Da er niemand mißfallen wollte, mißfiel er allen; und da er kleine Uebel ſich nicht getraute durch gewaltſame Mittel zu heben, ſo wurden ſolche daraus, die ſich nicht wohl heben ließen, wenn er auch wollte. Auſſer dieſer Schwäche, die für niemanden nachtheiliger iſt als für einen Regenten, beſaß Ludwig eine andere Eigenſchaft, die bei einem Privatmanne vielleicht die Triebfeder großen Verdienſtes werden kann, an einem Regenten aber einen zu ſchädlichen Einfluß in ſeine eigentlichen Regierungsgeſchäfte zu haben pflegt. Ludwig hatte einen zu ſtarken Hang zu den einſamen, ſtillen Unterhaltungen des Geiſtes, die mit keiner äuſſern Thätigkeit verbunden ſind. Er liebte die Bücher und die Muſik. Aber Bücher gab es damals faſt nirgends als in den Klöſtern, und Muſik nirgends als in den Kirchen. Seinen Geſchmack an beiden zu befriedigen, würde Ludwig das Kloſterleben erwählt haben, wenn es ihm ſein Vater erlaubt hätte. Da dieſer es ihm nicht geſtattete, ſo verwandelte er ſeinen Hof beinahe in ein Kloſter. Leſen und Singen waren ſeine liebſten Beſchäftigungen; ihnen ungeſtört nachhängen zu können, überließ er die wichtigſten Angelegenheiten einigen Männern, auf die er ein großes Vertrauen ſetzte.

Als Ludwig die Regierung der väterlichen Monarchie übernahm, ſo bewies er ſich ungemein eifrig, verſchiedene Mißbräuche abzuſchaffen, die ſich in den letzten Jahren der Regierung ſeines Vaters am Hofe und im Staate eingeſchlichen hatten. Seinen from-

men

men Sinn empörte vornemlich das zügelloſe Leben ſeiner Schweſtern. Karl hatte ſich aus Politik oder allzugroßer väterlicher Zärtlichkeit niemals entſchließen können, ſie zu verehlichen. Er mußte aber auch die Folgen erfahren, die manchen Privathaushaltungen ſo unangenehm ſind, geſchweige erſt einem Monarchen, wie Karl war. Seine Töchter überluden die königliche Familie mit Baſtarden, und gaben dadurch großes Aergerniß. Ludwig ließ ſie in Klöſter verſchließen und ihre Liebhaber ermorden. Seine drei unehelichen Brüder, wenn er gleich ſeinem Vater durch einen Eid das Gegentheil verſichert hatte, ließ er auf die ſchimpflichſte Art ſcheeren und ins Kloſter ſtecken. Dann ſchickte er nach allen Gegenden des Reichs Abgeordnete aus, und ließ alle diejenigen wieder in ihre Güter und Aemter einſetzen, die unter der vorigen Regierung durch ungerechte Miniſter, Grafen und Beamte ihres Eigenthums oder ſelbſt ihrer Freiheit beraubt worden waren. Von den großen Schätzen, die ſein Vater hinterlaſſen hatte, behielt er nicht einmal den Antheil, welchen das Teſtament ihm zuſprach. Von ſeiner Verehrung der Geiſtlichkeit gab er einen auffallenden Beweis bei einem Beſuche, den der Pabſt bei ihm in Aachen abſtattete. Er fuhr ihm bis Rheims entgegen, empfieng ihn daſelbſt mit den ausſchweifendſten Ehrenbezeugungen, und warf ſich dreimal der Länge nach vor ihm auf die Erde nieder. So würde ſein Vater ſich nimmermehr erniedrigt haben.

Eben die frommen Geſinnungen, die Ludwigen eine ſolche Ehrfurcht gegen den heiligen Vater einflößten, eben die waren es, die ihn im vierten Jahre ſeiner Regierung zu einem Schritte verleiteten, der für ſein Glück und ſeine Ruhe die nachtheiligſten Folgen hatte — zur Theilung ſeines Reichs.

Auf

Auf einem Reichstage zu Aachen, wo ſich Ludwig hauptſächlich mit der Wiederherſtellung der Kloſterzucht beſchäftigte, erklärte er ſeinen zahlreich verſammelten Ständen, daß er durch den Gedanken an die Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens und an die Ungewißheit der Todesſtunde, zu dem Entſchluſſe gebracht worden ſey, ſich noch während ſeines geſunden Zuſtandes eines Theils der mühſamen Regierungsgeſchäfte zu entledigen. Um aber bei dieſem Vorhaben des göttlichen Beiſtandes verſichert zu ſeyn, ſo ordnete er ein dreitägiges, von zahlreichen Meſſen und Almoſen begleitetes, Faſten an, und erſt nach Verfluß dieſer drei Tage machte er bekannt, daß ſein älteſter Sohn Lothar Kaiſer und Oberherr des ganzen Reichs ſeyn ſollte. Seinem mittlern Sohne Pipin beſtimmte er Aquitanien, und dem dritten, Ludwig, wies er ein Stück des öſtlichen Deutſchlands, beſonders aber Baiern, Kärnthen und Böhmen zu ſeinem Staate an. Ludwig ſetzte dem Lothar die Kaiſerkrone ſelbſt auf, und gebot, ihn völlig als ſeinen Reichsgehülfen zu betrachten. Die beiden jüngern Prinzen bekamen zwar ihre Länder mit dem Königstitel, ſollten aber dem ältern Bruder untergeordnet ſeyn.

Dieſe Theilung war eine Quelle bitterer Unruhen, die das ganze Leben Ludwigs verſchlangen. Auch zwiſchen weniger herrſchſüchtigen, ſtolzen und neidiſchen Prinzen, als ſeine Söhne waren, mußte eine ſolche Verfügung die Quelle unaufhörlicher Feindſchaft werden. Freilich that Ludwig der Fromme hier nichts, als was Karl der Große gethan hatte. Auch dieſer hatte getheilt, aber erſt im hohen Alter; Ludwig hingegen war jetzt kaum neun und dreiſſig Jahre alt. Den jüngern Prinzen war es ſehr ungelegen, daß ihr Bruder Lothar gewiſſermaßen ihr Oberherr ſeyn ſollte, und der arme Vater hatte nun nichts mehr zu thun, als — ſich mit ſeinen Söhnen herumzuſchlagen.

Das

Das Signal zu dem Familienkriege, welcher in der europäiſchen Geſchichte kein Beiſpiel hat, gab Bernhard, König von Italien. Sein Vater war ein älterer Prinz von Karl dem Großen, als Ludwig der Fromme, und er glaubte daher nähere Anſprüche auf die Kaiſerwürde zu haben als Lothar. Der größte Theil der Geiſtlichkeit war gegen Ludwigen aufgebracht, weil er ſich zu ſehr um das Geiſtliche bekümmerte. Mehrere Biſchöfe verhetzten Bernharden gegen ſeinen Oheim, und er fieng an, ſich in Italien als ein unumſchränkter König zu betragen; er beſetzte alle Zugänge zu Italien mit ſeinen Kriegsvölkern, und nahm von den Einwohnern dieſer Gegenden den Eid der Treue an. Auf dieſe Nachricht zog Ludwig in der größten Geſchwindigkeit ein ſtarkes Heer aus Gallien und Deutſchland zuſammen, um nach Italien zu gehen. Bernhard rückte ihm mit ſeinen Völkern entgegen; allein dieſe Völker verlieſſen ihn. Bernhard, der alles verloren hielt, ließ ſich in Unterhandlungen ein, legte die Waffen nieder und ergab ſich dem Kaiſer. Auf einem Reichstage ward Bernhards Verbrechen unterſucht, und man erkannte ihm den Tod zu; allein Ludwig konnte ſich nicht entſchließen, dieſes Urtheil vollziehen zu laſſen. Gleichwohl hielt ers nicht für ſicher, ihm völlig zu verzeihen. Dieſe Unſchlüſſigkeit, die Folgen ſeines weichen und zugleich furchtſamen Charakters, zog dem unglücklichen Bernhard ein grauſameres Ende zu, als wenn der Ausſpruch des Reichstages über ihn gleich wäre vollzogen worden. Dem Kaiſer wurde von ſeinen Räthen vorgeſtellt, daß es am beſten ſeyn würde, den Verbrecher zu blenden. Ludwig der Fromme, zu kleinmüthig, ganz zu verzeihen, und zu weich, ein Todesurtheil an ſeinem Vetter vollziehen zu laſſen, willigte in dieſen Vorſchlag, deſſen ganze Grauſamkeit er ver-

muth

muthlich deswegen nicht bedachte, weil ihm verſichert wurde — daß die geblendeten Perſonen in den Klöſtern ein nicht unglückliches Leben führten. Drei Tage, nachdem der abſcheuliche Befehl ausgeführt war, ſtarb der unglückliche Bernhard. Ludwig empfand darüber den lebhafteſten Schmerz, und machte ſich nun öffentliche Vorwürfe, daß er ſich den Vorſchlägen ſeiner Räthe nicht widerſetzt hatte. Die Biſchöfe, die an Bernhards Verſchwörung Theil genommen hatten, kamen ganz gelinde aus dem Handel. Man ſetzte ſie ab und verwies ſie in ein Kloſter; in der Folge bekamen ſie ſogar ihre Stellen wieder.

Auf dieſe Maasregeln Ludwigs im Strafen und Schonen hatte wahrſcheinlich niemand größern Einfluß, als der Mann, deſſen Anſehen an Ludwigs Hofe ſehr groß, und deſſen Charakter herrſchſüchtig und heftig war. Er ſcheint auch der Urheber alles des Unglücks geweſen zu ſeyn, das jetzt anfieng die Nachkommen Karls des Großen zu verfolgen. Dieſer Mann hieß Wala. Er lebte anfangs im weltlichen Stande und war verheurathet. In der Folge gieng er in ein Kloſter und wurde Abt zu Corvey in Gallien. Durch ſeine Thätigkeit, und durch einen gewiſſen Eifer für die Ordnung erwarb er ſich ſchon bei Karln eine ſo große Achtung, daß dieſer ihm die ganze Oekonomie ſeines Hofes anvertraute. Er hatte ſich das Vertrauen des Monarchen in dem Grade erworben, und er regierte daher in den letzten Jahren deſſelben ſo ſehr nach eigener Willkühr, daß ſogar bei Karls Leben von Einigen befürchtet wurde, er würde ſich des Anſehens, das er beſaß, bedienen, um eine Parthey wider Ludwigen zu machen. Das that er gleichwohl nicht; allein er fuhr fort, den Hof um ſo viel mehr mit unwiderſprochenem Anſehen zu regieren, jemehr Ludwig dazu gemacht war, ſich von Perſonen von einigen Talenten regieren zu laſſen. Die

Die Schwäche des Kaiſers, der ſich ſo oft nicht zu helfen wußte, verrieth ſich bei vielen Gelegenheiten. Als einſt in einigen Gegenden unruhige Bewegungen ſich äußerten, und eine anſteckende Seuche Menſchen und Vieh dahin raffte, erklärte ſich der Kaiſer in einem Edikt für den größten Sünder ſeines Reichs, und verſprach öffentlich, daß er mit Gottes Gnade das wieder gut machen wolle, was er durch Trägheit und Unwiſſenheit verdorben habe.

2.

Unruhen an Ludwigs Hofe, und Empörung ſeiner Söhne.

Es war kaum ein Jahr verfloſſen, ſeitdem Ludwig das Reich unter ſeine Söhne getheilt hatte, als ihm ſeine Gemahlinn Irmengarde ſtarb. Lange ſchon war er mit dem Gedanken umgegangen, die Regierung niederzulegen, und ins Kloſter zu gehen. Jetzt ſchien der günſtigſte Zeitpunkt gekommen zu ſeyn, dieſen Plan auszuführen. Das war ein Schreckensgedanke für Wala und die übrigen Geiſtlichen, die den ſchwachen Kaiſer zu gängeln gewohnt waren, und ſich dabei ſo wohl befanden. Damit ſie nun ihr Weſen ferner ungeſtört treiben könnten, ward beſchloſſen, ihm die Kloſtergedanken aus dem Kopfe zu treiben. Das beſte Mittel dazu ſchien es ihnen zu ſeyn, wenn ſie ihn wieder vermählten. Zu dem Ende machten ſie ihn mit verſchiedenen jungen Frauenzimmern bekannt, die ihnen dazu geſchickt ſchienen, ſeine Sinnlichkeit rege zu machen. Aber keine rührte ihn, bis er Juta oder Guta, die Tochter eines ſchwäbiſchen Grafen, kennen lernte. Sie feſſelte ihn und ward im Jahr achthundert und neunzehn ſeine Gemahlinn.

Juta verband mit ſeltenen Körperreizen einen gebildeten Verſtand, aber auch Ehrgeitz und Herrſchſucht. Sie beſchenkte ihren Gemahl nach einigen Jahren mit einem Sohne, Karl, der in der Folge den Beinamen des Kahlen erhielt. Da ihr Mutterherz denſelben verſorgt zu ſehen wünſchte, ſo mußte ihr der Gedanke, daß Ludwigs frühzeitige Theilung demſelben alle Ausſichten zu einer anſtändigen Verſorgung geraubt hätte, ungemein kränkend ſeyn. Sie ſchüttete ihren Kummer und ihre Klagen in den Schooß ihres Gemahls aus. Der arme Ludwig kam darüber in nicht geringe Verlegenheit; er konnte ſeiner Gemahlinn nichts abſchlagen, aber er hatte ſein Reich ſchon getheilt, und die gemachte Theilung zweimal beſchworen, und er war weit davon entfernt, ſich durch irgend eine Ausflucht von der Erfüllung eines Eides loszuſagen. Er verſuchte einen andern Ausweg, der ſeines Zweckes nicht verfehlt hätte, wären nur ſeine Söhne weniger herrſchſüchtig und eigennützig geweſen. Er verſuchte ſie durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß ſie gutwillig von ihren verſchiedenen Gebieten einige Stücke abtreten ſollten, um einen beſondern Staat daraus für ihren Halbbruder zu bilden. Er ließ ſich herab, ſie um dieſe Gefälligkeit ſo angelegentlich zu bitten, daß Lothar ſich bewegen ließ und eidlich gelobte, er ſey es zufrieden, daß der Vater ſeinem jüngſten Sohne irgend ein Stück des Reichs nach Belieben anweiſe, ja er verſprach ſogar, ihn beim Beſitze deſſelben gegen alle ſeine Feinde zu vertheidigen. Doch dieß waren nur vorübergehende Aufwallungen brüderlicher Empfindungen, die von den Beweggründen des Ehrgeitzes und Eigennutzes bald wieder unterdrückt wurden. Lothar nahm ſein Wort zurück, und ſeine Brüder Pipin und Ludwig wollten gar nichts von einem Vorſchlage der Art hören.

Der

Der ſchwache Kaiſer war darüber ſehr bekümmert. Weil es ihm aber unmöglich war, die Wünſche ſeiner Gemahlinn unerfüllt zu laſſen, ſo wies er ſeinem Sohne Karl Alemannien, Rhätien und Burgund an, reizte aber dadurch ſeine Söhne erſter Ehe zum heftigſten Unwillen.

Es lag nicht in des frommen Ludwigs Charakter, mit Entſchloſſenheit zu handeln und den Hinderniſſen muthvoll entgegen zu gehen. Ihm bangte vor dem Zorn ſeiner Söhne, und um im Falle der Noth eine Stütze zu haben, bewarb er ſich um die Freundſchaft des Statthalters Bernhard von Septimanien. Er berief ihn an ſeinen Hof, bekleidete ihn mit der höchſten Würde, und ertheilte ihm eine vormundſchaftliche Gewalt über den jungen Karl. Aber dieß verwickelte den Kaiſer in neues Ungemach, denn Bernhard war ein eitler, ſtolzer und unbiegſamer Mann, der es gleich anfangs darinn verſah, daß er den Abt Wala nicht ſchonte. Dieſer ſtolze Prälat konnte nicht ohne den bitterſten Unwillen den Nebenbuhler um die höchſte Gewalt ſehen. Je mehr Wala ſeine eigene Macht ſinken ſah, deſto mehr ergrimmte er über Bernhards ſteigenden Einfluß, der alles nach Willkühr regierte, jeden vom Hofe entfernte, der ihm nicht anſtund, und die erledigten Stellen mit ſeinen Kreaturen beſetzte. Bei jeder Gelegenheit ließ Wala ſeinen Verdruß und Unwillen auf die ungeſtümmſte Art losbrechen. Er war mit keinem Theile der Regierung mehr zufrieden; er ſah überall Fehler und Verbrechen. In ſeinen Augen war der Staat dem Untergange nahe; Gottes Gerichte brachen über ihn ein. Einige minder glückliche Feldzüge gegen die Saracenen und Bulgaren, einige Naturerſcheinungen, Erderſchütterungen, ungewönliche Finſterniſſe der Sonne und des Monds, ſchlechte Erndte und anſteckende

Krankheiten unter Menſchen und unter dem Viehe, dienten dem hitzigen Manne zum Vorwande, die damalige Regierung als eine Gott verhaßte zu verſchreyen.

Dem Kaiſer ward ſo bange ob dem Geſchrei des anmaßlichen und aufgebrachten Pfaffen, daß er ſeine Stände verſammelte, um zu überlegen: was zu thun ſey, um die einbrechenden Gerichte Gottes abzuwenden? Auf dieſer Verſammlung brachte Wala die heftigſten Beſchuldigungen wider den Kaiſer vor, die alle darauf hinaus liefen, daß die kirchliche Verfaſſung im gänzlichen Verfall ſey, und einer völligen Verbeſſerung in allen ihren Theilen bedürfe. Seine Abſicht war, es dahin zu bringen, daß der geiſtliche Stand völlige Unabhängigkeit und das Uebergewicht über die Weltlichen bekommen ſollte. Er ſagte ausdrücklich, es ſey durchaus nöthig, die Kirche von aller Verbindung mit dem Weltlichen zu trennen, und als einen eigenen, von ſich ſelbſt abhängenden Staat zu betrachten. Aber die Stände waren ſo klug, ſich dem Anſinnen des ſtolzen Prälaten zu widerſetzen, und er hatte den Verdruß, ſeine Abſicht vereitelt zu ſehen.

Zu eben der Zeit bot ſich ihm eine neue Gelegenheit dar, ſeinen Haß gegen Bernhard und die Kaiſerinn zu befriedigen. Es verbreiteten ſich insgeheim einige nachtheilige Vermuthungen über den Umgang dieſer beiden Perſonen. Der kleinſte Funke eines ſolchen Verdachts iſt genug, das ſchröcklichſte Feuer anzuſchüren. Es währte nicht lange, ſo war dieſe Sache, die man einander anfangs heimlich erzählt hatte, das laute Geſpräch des Hofes, der Großen, des ganzen Reichs, der entfernteſten Provinzen. Die Geringſten wie die Vornehmſten nahmen Theil an der Schande, die, wie ſie glaubten, der ganzen Nation widerführe. Sich von einer Juta oder einem Bernhard regieren zu laſſen; den Muthwillen der einen und den

Trotz

Troz des andern ſo geduldig zu ertragen; den kaiſerlichen Stamm, Karls Nachkommenſchaft, ſo entehrt zu ſehen — das war unerträglich für eine Nation von lebhaftem Ehrgefühl. Doch Wala machte bald Entdeckungen von noch ſchlimmerer Art. Einige von Bernhards Spießgeſellen haben ihm verrathen, behauptete er, daß dieſer die verruchte Abſicht habe, den Kaiſer und deſſen Söhne erſter Ehe heimlich aus dem Wege zu ſchaffen, und ſich ſelbſt, es koſte was es wolle, ſelbſt mit Aufopferung aller Großen, des Reichs zu bemächtigen; oder im ſchlimmſten Falle mit der Kaiſerinn nach Spanien zu flüchten.

Wala theilte dieſe Entdeckung den Großen des Reichs mit. Es wurden Zuſammenkünfte gehalten, um die bevorſtehende Gefahr und die beſten Maaßregeln dagegen zu überlegen. Der Unwille fiel vornemlich auf den ſchwachen Kaiſer, der ſich ganz ſeinen Vertrauten dahingab. Man ertheilte ſeinen Söhnen aus der erſten Ehe von allem Nachricht, und dieſe trugen kein Bedenken gegen ihren Vater öffentlich zu handeln. Die Mißvergnügten griffen zu den Waffen. Pipin rückte aus Aquitanien mit einem anſenlichen Heere heran, das er ſeiner Verſicherung nach blos in der Abſicht zuſammengebracht hatte, um ſeinen Vater von Juta's und Bernhards Gewalt zu befreien.

Der Ausbruch dieſer Unruhen erfolgte gerade zu der Zeit, als der Kaiſer einen Kriegszug nach Bretagne unternahm, um daſelbſt eine Empörung zu unterdrücken. Er war kaum einige Tage fortgezogen, ſo wurde er von dem größten Theile ſeines Kriegsvolks, das die ſchlimme Witterung und die ſchlechten Wege vorſchüzte, verlaſſen. Alles ſchlug ſich auf die Seite der Mißvergnügten, und Pipin rückte an der Spize ſeiner Bewafneten immer näher. Bernhard ſah wohl, daß ihm unter den Umſtänden nichts

Gu-

Gutes bevorſtehe, und floh deswegen nach Septimanien. Auch die Kaiſerinn wollte fliehen, wurde aber auf dem Wege verhaftet und vor Pipin geführt. Der empörte Sohn überhäufte die Mutter mit den bitterſten Vorwürfen. Er bedrohte ſie mit dem martervollſten Tode, wofern ſie ſeinen Vater nicht bereden würde, die Regierung niederzulegen, und den Reſt ſeines Lebens in einem Kloſter zuzubringen. Sie ward zu dem Kaiſer gebracht, und kam mit der Antwort zurück, er ſey bereit, ins Kloſter zu gehen, und auch ſie wolle den Schleyer nehmen. Ludwig war nun förmlich der Gefangene ſeines Sohnes. Man hielt ihn in der ſtrengſten Aufſicht und ſeine einzige Geſellſchaft waren Mönche, die ihn zum Eintritt in ihren Orden vorbereiteten, und in ſeiner Entſchließung befeſtigen ſollten. Er, der ſo viele heilſame Verordnungen zur Verbeſſerung der Kloſterzucht gemacht hatte, mußte nun ein Schüler derer werden, die er unterrichten, denen er befehlen wollte, ihre Pflichten zu erfüllen.

Es geſchah, was bei Veränderungen dieſer Art immer zu geſchehen pflegt. Durch die niederträchtige Art, womit man den Vater behandelte, ward Mitleid gegen ihn und Haß gegen ſeine Söhne unter ſeinem Volke rege gemacht. Die Parthey, welche den Kaiſer geſtürzt hatte, bediente ſich ihres erhaltenen Vortheils mit ſo viel Uebermuth, daß ſich eine Gegenparthey gegen dieſelbe bildete. Man ſah, daß durch die Veränderung nichts gebeſſert worden ſey, und daß jeder aus der Verwirrung ſo viel Nutzen als möglich für ſich zu ziehen ſuchte. Der unglückliche Kaiſer fand an einem der Mönche, die man ihm zur Geſellſchaft gegeben hatte, einen Freund, der ihm muthig die Hand bot, ſich wieder aufzurichten. Dieſer Mann, ein Deutſcher von Geburt, Namens Gunt-

bald,

bald, wußte den Nationalhaß, der zwiſchen den Oſt- und Weſtfranken unabänderlich herrſchte, zum Beſten des Kaiſers, ſo gut zu benutzen, daß ſich für denſelben in Deutſchland eine Parthey zuſammen that, die jener des Wala überlegen war. Er reiste zu Pipin und zu Ludwigen von Baiern, und that ihnen im Namen des Kaiſers vortheilhafte Vorſchläge. Man drang auf einen allgemeinen Reichstag, worauf das Schickſal des Kaiſers entſchieden werden ſollte. Er ward nach Nimwegen ausgeſchrieben. Alle Groſen Deutſchlands erſchienen auf demſelben, um den Kaiſer zu retten. Voll Zutrauen auf ihre Treue faßte Ludwig ſogleich Muth, und ließ einige der Aufrührer bei'm Kopfe nehmen. Sein Sohn Lothar unterwarf ſich freiwillig. Man holte die Kaiſerinn aus dem Kloſter, worinn ſie verſteckt war. Sie reinigte ſich öffentlich, das iſt, ſie betheuerte mit einer gewiſſen Anzahl von Eideshelfern durch einen Schwur, daß ſie unſchuldig ſey, und ward ſodann von ihrem Gemahl wieder angenommen. Die Aufrührer wurden gerichtlich zum Tode verurtheilt; allein der Kaiſer ſchenkte ihnen nach ſeiner gewohnten Güte das Leben und ſchickte ſie an verſchiedenen Orten ins Gefängniß. Lothar verlor den Kaiſertitel und mußte ſich für jetzt blos mit Italien begnügen.

3.

Ludwig im Kampfe mit ſeinen Söhnen. Seine Erniedrigung und Wiedererhöhung.

Kaum war Ludwig der Fromme von ſeinem Sturze wieder zu Athem gekommen, als er einen noch derbern Stoß aushalten mußte. Er ſo wenig als ſeine Ge-

Gemahlinn waren weiſe genug, den glücklichen Ausgang gehörig zu nutzen. Die Kaiſerinn mäßigte ihre Herrſchſucht nicht, und konnte ſich nicht enthalten, Rache an ihren Gegnern zu ſuchen. Der Kaiſer that in allen Dingen ihren Willen; er war hart und ſtrenge, wenn ſie es wollte, weich und ſchwach, ſo oft er ſich ſelbſt gelaſſen war. Am Hofe herrſchten viele Partheyen, und die Entwürfe derſelben durchkreuzten ſich auf die mannigfachſte Art. Der erwähnte Mönch Guntbald wollte jetzt nichts weniger als des Kaiſers erſten Miniſter vorſtellen. Bernhard ſuchte gleichfalls zu ſeinem vorigen Anſehen zu gelangen. Da ihm dieß nicht gelingen wollte, weil ihm Guntbald den Weg verſperrte, ſo dachte er auf andere Mittel, ſich Einfluß und Gewalt zu verſchaffen. Er wandte ſich an Ludwigs Söhne, und nährte bei ihnen die Unzufriedenheit über die für ſie ſo ungünſtige Wendung der Dinge, und über alles, was an ihres Vaters Hofe vorgieng. Die ehrgeizigen Prinzen waren leicht in Harniſch zu bringen. Von einer beleidigten herrſchſüchtigen Stiefmutter, die ihren eigenen Sohn ſo ſehr liebte, hatten ſie alles zu fürchten. Wenn auch nicht ſo viele Gerüchte von einer neuen Theilung, die der Kaiſer zum Vortheil ſeines jüngſten Sohnes vorhatte, ruchbar geworden wären, ſo mußte ſchon von ſelbſt ein ſolcher Verdacht bei ihnen entſtehen. Sie glaubten es daher ihrer eigenen Sicherheit ſchuldig zu ſeyn, die böſen Anſchläge zu hintertreiben, wozu man ihren Vater verleiten wollte.

An der Spitze wohlgerüſteter Heere zogen Lothar und Ludwig von Baiern aus ihren Staaten. Sobald der Kaiſer davon Nachricht erhielt, rief er ſeine Krieger unter die Waffen, und zog ſeinen rebelliſchen Söhnen entgegen. Allein der Kaiſer hatte ſeinen ſchlimmſten Feind bei ſich. Auch die billigſten ſeiner Anhänger

ger ſahen ein, daß er, aus zu großer Nachgiebigkeit gegen ſeine Gemahlinn, ſeinen Söhnen gegründeten Anlaß zu Klagen und Beſorgniſſen gegeben hatte. Alle wußten, daß es unſicher war, die Parthey eines ſo ſchwachen Monarchen zu halten. Vielen war der Einfluß, den die Kaiſerinn hatte, verhaßt, und die meiſten verdroß es, daß alles dieſes des jungen Karls wegen geſchah, deſſen Geburt argwöhniſch denkenden verdächtig war. Endlich waren viele von den Geiſtlichen im Herzen des Kaiſers Feinde, weil er an ihrem Wandel ſo vieles auszuſetzen fand. Um ſo leichter wurd' es ſeinen Söhnen, ſich Unterſtützung zu verſchaffen. Beſonders fand Lothar einen ſtarken Anhang unter den Biſchöfen, die auch den Pabſt Gregor den Vierten ins Spiel zu ziehen wußten.

Selten haben die Päbſte eine Gelegenheit verabſäumt, bei den Streitigkeiten der Großen ihr Anſehen geltend zu machen, welches auf dieſe Art immer wachſen mußte. Gregor reiste mit Lotharn nach Frankreich, und drohte die Biſchöfe, die es mit dem Vater halten würden, in Bann zu thun. Dieſe verſammelten ſich, um ihre Maaßregeln zu nehmen. Sie erklärten einſtimmig: „Kömmt der Pabſt zu verfluchen, ſo ſoll er verflucht wieder heimgeſchickt werden.“ Sie ließen ein nachdrückliches Schreiben an ihn ergehen, worinn ſie ihn Bruder nannten. Er ward dadurch äußerſt aufgebracht. Er antwortete ihnen, ſeine Würde wäre zu hoch über die ihrige erhaben, als daß ſie den Brudertitel gegen ihn gebrauchen könnten. Sie müßten wiſſen, daß er auf ſeinem Stuhl mehr zu gebieten hätte, als Ludwig auf ſeinem Thron.

Inzwiſchen hatten die Prinzen im Elſaß ihre Heere vereinigt, und ihr Vater näherte ſich ihnen mit ſeinen wohlgerüſteten Schaaren. Schon ſtunden die beiderſeitigen Armeen gegen einander in Schlachtordnung

nung, und alles hatte den Anſchein eines der blutigſten bürgerlichen Kriege, als auf einmal der Pabſt Gregor, als angeblicher Friedensvermittler, zum Kaiſer ins Lager kam, und ihn mit argliſtigen Unterhandlungen ſo lange hinhielt, bis alle Truppen von ihm abgezogen und verleitet waren, zur Gegenparthey überzutreten. Den wenigen, die dem Monarchen treu blieben, ſagte er mit ſeiner gewönlichen Gutmüthigkeit: „Geht zu meinen Söhnen, denn ich will nicht, daß jemand meinetwegen ſein Leben oder auch nur ein Glied verliere.“ Die Gegend, wo des Kaiſers Lager war, und wo er von ſeinem Anhange verlaſſen war, heißt noch heutzutage das Lügenfeld. Der Pöbel in dieſer Gegend hielt den ſo tief geſtürzten Monarchen für einen ſtrafbaren Verbrecher. Der Kaiſer war nicht mehr ſicher. Er mußte an ſeine Söhne ſchicken und ſie um Schutz bitten. Sie luden ihn nach ihrem Lager ein, empfiengen ihn zwar mit ſcheinbarer Ehrerbietung, behandelten ihn aber wie einen Gefangenen. Die Regungen kindlicher Dankbarkeit waren in ihren Herzen erſtorben, Ehrgeitz und Herrſchſucht betäubten die Stimme der Natur. Sie ließen ſich von den Truppen huldigen, theilten das Reich unter ſich und giengen auseinander. Den gefangenen Vater brachte Lothar zur Verwahrung nach Soiſſons in ein Kloſter, wo er Mönch werden ſollte. Der Mutter wurden die Haare abgeſchoren, welches ein Schandmal der Unkeuſchheit war, und ſie wurde gefangen nach Italien gebracht; doch verſprach man dem geängſteten Vater auf ſeine Bitte, ihr nichts an Leib und Leben zu thun. Der junge Karl, die Urſache all des Greuels, ward, zu großer Betrübniß des Vaters, in ein Kloſter geſteckt.

So geneigt Ludwig ſonſt geweſen war, die Kaiſerkrone mit der Mönchskutte zu vertauſchen, ſo wollt'

er

er doch jetzt, da er ſo viel als abgeſetzt war, ſeine Einwilligung dazu nicht geben. Gleichwohl lag ſeinen Söhnen alles daran, ihm jede Möglichkeit zu benehmen, das Reich wieder anzutreten. Man ſchickte zu dem Ende Leute zu ihm, die ihm fälſchlich hinterbringen mußten, ſeine Gemahlinn habe wirklich ſchon das Kloſterleben gewählt. Er blieb aber unbeweglich. Da dieſes Mittel unwirkſam blieb, ſo fielen ſeine Feinde auf eine andere Erfindung.

Es war ein Kirchengeſetz vorhanden, daß keiner zum Kriegsdienſte zurückkehren dürfte, der öffentliche Kirchenbuſſe gethan hätte. Dadurch glaubte man Ludwigen zur Regierung ganz untauglich zu machen. Ein fränkiſcher Monarch, der nicht Waffenfähig war, wäre in den Augen der Nation ein Unding geweſen. Man eilte um ſo mehr damit, da das Volk bereits wieder anfieng, ſeinen Leichtſinn zu bereuen, und mit dem Monarchen Mitleid zu tragen. Die Biſchöfe, die es am eifrigſten mit Lotharn hielten, bewieſen ſich dabei am geſchäftigſten. Einige Geiſtliche mußten den Kaiſer beſtändig beſuchen, ihm ſeine mannigfaltigen Vergehungen vorhalten, und darauf dringen, daß er ſich zu einer öffentlichen Kirchenbuſſe entſchließen ſollte. Sie mahnten, drohten und predigten dem ohnehin geängſtigten Prinzen ſo vieles und ſo lange vor, bis er verſprach, ihren Rathſchlägen zu folgen und die Buſſe anzunehmen.

Zum Schauplatze dieſes entehrenden Auftrittes wurde die Kirche des Medarduskloſters zu Soiſſons gewählt. In Gegenwart ſeines Sohnes Lothar, vieler Grafen, Biſchöfe und anderer Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes, ließ ſich der Kaiſer von einer Reihe Biſchöfe und Mönche vor den Altar führen. Auf einem härenen Bußſacke ausgeſtreckt legte er hier das Bekenntniß ab, daß er ſein Amt unwür-

dig

dig verwaltet, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert habe, und durch ſeine Nachläßigkeit an vielen Unruhen unter dem Volke Schuld geweſen ſey, wofür er nun öffentliche Buße zu thun verlange. So ſchmählich auch dieſer Schritt von einem großen Regenten war, ſo dünkte doch dieſes Bekenntniß den Biſchöfen theils zu gelinde, theils zu unbeſtimmt. Sie gaben dem armen Büſſer daher einen Zettel in die Hand, auf dem ſie ſelbſt ſeine vermeintlichen Verbrechen aufgezeichnet hatten. Ludwig wurde darinn als ein Todtſchläger ſeines Enkels Bernhard, als ein Schänder des Heiligthums, der ſeines Vaters Ermahnung und das vor dem Altare gethane Verſprechen gebrochen, als ein Urheber von Unruhen und Aergerniſſen, als ein Störer des Friedens, als ein Meineidiger, der auch das Volk zu mehrern Meineiden verleitet hätte, geſchildert. Zuletzt wird ihm ſogar zum Verbrechen angerechnet, daß er ſich gegen ſeine Söhne zu vertheidigen geſucht hätte. Nicht zufrieden, hieß es, daß er dem Reiche ſchon unzählige Drangſale durch ſeine Nachläßigkeit und Unvorſichtigkeit zugezogen, habe er ſein Volk noch in den Untergang führen wollen.

Ludwig las dieſes Bekenntniß ſeiner Sünden unter Vergießung vieler Thränen ab. Hierauf mußte er ſein Wehrgehänge und die Waffen zu den Füſſen der Biſchöfe niederlegen. Sie zogen ihm ein Bußkleid an, legten ihm die Hände auf und ſangen Bußpſalmen. Dies ſchändliche Blatt wurde auf den Altar gelegt, und der ganze Auftritt gerichtlich niedergeſchrieben. Man nannte den armen Büſſer nun nicht mehr Kaiſer, ſondern den Herrn Ludwig. Mit zerriſſenem Herzen wanderte er nach dieſer Demüthigung in das Kloſter zurück. Er war nun wirklich des Reiches entſetzt, und die Stände übertrugen daher

her Lotharn ſowohl die Regierung der fränkiſchen Staaten, als auch die kaiſerliche Würde. Die Länder, die ſeine Brüder bereits beſaſſen, wurden ihnen aufs neue mit gewiſſen Erweiterungen bewilliget. Allmählig erwachte aber doch der Unwille der Nation über Lothars und ſeiner Anhänger Verfahren. Es empörte jeden Wohldenkenden, daß der unnatürliche Sohn ſeinen Vater in eine Kloſterzelle verbannte, und hier mit vieler Härte behandeln ließ. Die Stimme des Unwillens wurde immer lauter, und mehrere Mitglieder des hohen Adels wandten ſich an Ludwig von Baiern mit der Bitte, er möchte ſich für den Vater bei ſeinem Bruder Lothar verwenden, daß er ihn milder behandeln möchte. Ludwig war dazu um ſo geneigter, da er ſchon vorher über Lothars Anmaßlichkeiten ungehalten war. Er ſandte einigemal Geſandte an ihn mit dem Bedeuten, den Vater nicht ferner durch Härte zu kränken; aber es blieb wie es war. Dieß reitzte Ludwigs Unwillen in dem Grade, daß er ſich mit ſeinem jüngern Bruder Pipin von Aquitanien in Unterhandlungen einließ. Dieſer fand die Vorſtellungen gerecht, und da die beiden Brüder von Lothars treuloſem und herrſchſüchtigen Charakter alles Schlimme beſorgen mußten, ſo beſchloſſen ſie, ihren Vater gemeinſchaftlich durch die Waffen zu befreien.

Lothar bekam ganz unvermuthet die Nachricht, daß ganz Deutſchland in den Waffen ſtünde, und eh' er ſich zur Vertheidigung rüſten konnte, ſah er ſich in der Gegend von Paris von zwei Heeren eingeſchloſſen. In dieſer Bedrängniß dachte er nur an ſeine Sicherheit. Er floh mit einigen ſeiner Getreuen, und überließ ſeinen Vater, den er bisher immer unter ſeinen Augen hatte bewachen laſſen, ſeinem Schickſale. Alles drängte ſich nun hinzu, um dem alten

Kaiſer

Kaiſer, dieſem Spiele des Aberglaubens und der Partheylichkeit, ſeine Ehrfurcht zu beweiſen. Seine beiden Söhne nahmen ihn mit Freude und Ehrerbietung auf, und baten ihn, das Bußkleid abzulegen und die kaiſerliche Würde wieder anzunehmen. Aber Ludwig der Fromme konnte ſich nicht entſchlieſſen, die Regierung wieder zu übernehmen, als bis ihm in der Verſammlung der Stände von einigen Biſchöfen die bisherige Kleidung abgenommen, die Waffen umgürtet, und die Krone aufgeſetzt worden wäre. Lothar brachte inzwiſchen einige Kriegsvölker zuſammen, und da ein glückliches Gefecht mit den Truppen ſeiner Brüder ihm wieder Muth machte, ſo wagte er verſchiedene Verſuche, ſich zu behaupten. Allein er war zu ſchwach. Da er das weiche Herz ſeines Vaters kannte, ſo trug er kein Bedenken, ſich ihm zu ergeben, ihn um Verzeihung zu bitten und ihm zu geloben, daß er ſich nach Italien begeben, und nie ohne ſeine Erlaubniß aus dieſem Lande gehen wollte. Ludwig verzieh ihm und ließ ihn gehen.

Juta wurde nun auch wieder aus der dunkeln Zelle hervorgezogen, in der ſie verſchmachten ſollte. Sie mußte abermals ihre Unſchuld vor dem ganzen Volke durch einen Eid erhärten, und hatte dann die Freude, mit ihrem Sohne Karl ſich wieder an der Seite ihres kaiſerlichen Gemahls zu ſehen.

4.

Neue Unruhen, Empörung und Tod des Kaiſers.

Vielleicht hätte Ludwig der Fromme nunmehr ſeine übrigen Tage in Ruhe dahin bringen können, wenn nicht

nicht ſeine beklagenswerthe Charakterſchwäche und Gutmüthigkeit ihn in neues Ungemach verwickelt hätte. Die ſtolze Juta, durchs Unglück nicht beſcheidener gemacht, dachte an nichts mehr, als an die Erhöhung ihres Sohnes Karl, und ihr ſchwacher Gemahl war nicht im Stande, ihr etwas zu verſagen, oder auch nur ſie auf eine Zeit zu vertröſten, wo man mit einiger Sicherheit einem glücklichen Ausgange entgegen ſehen konnte. Es währte daher nicht lange, ſo war wieder von neuen Vertheilungsplanen die Rede, und die Zwietracht bekam neuen Spielraum. Die bisherigen Unbilden waren an ſich ſchon zu groß, als daß ſie der Beleidigte ſowohl als der Beleidigende ſo leicht hätte vergeſſen können. Bei der erſten Veranlaſſung wurden daher die alten Leidenſchaften wieder rege.

Der junge Karl hatte eigentlich noch gar keinen gewiſſen Theil an Ländern, die ihm nach des Vaters Tode zufallen ſollten. Das war ein Gedanke, der den Kaiſer unaufhörlich quälte, ob er gleich ihm und ſeinen Unterthanen ſchon ſo viel Ungemach gekoſtet hatte. Zu ſchwach, den Liebkoſungen und dem Zudringen ſeiner Gemahlinn zu widerſtehen, ſetzte er daher von neuem ſeine und des Reiches Ruhe aufs Spiel, um auf Koſten der ältern Söhne den jüngſten zu verſorgen. Da er wohl ſah, daß er nichts ausrichten würde, wenn er nicht ſeine Söhne gewinnen könnte, die ſchon eine ſo große Macht in Händen hatten, ſo ließ er ſich von neuem mit ihnen in Unterhandlungen ein. Zuerſt wandte er ſich an Lothar, als den älteſten. Er ſchickte Geſandte an ihn, und ließ ihn zu ſich einladen. Lothar verſprach zu kommen, aber wahrſcheinlich wurd' er bald anderes Sinnes; er blieb aus, und es ſchien nicht, daß er das Vorhaben des Vaters billigen würde. Dennoch wagte es der Kaiſer mit Einwilligung der beiden an-

deren

dern Prinzen, eine neue Ländervertheilung zu machen. Pipins und Ludwigs Antheile wurden beträchtlich erweitert, und Karl der Kahle bekam den größten Theil der Niederlande, von den Grenzen Sachſens bis nach Paris. Italien, welches Lothar beſaß, kam nicht mit in die Theilung. Bald darauf erklärte der Kaiſer ſeinen Sohn Karl zum Könige von Neuſtrien, ſetzte ihm die Krone ſelbſt auf, und die neuſtriſchen Großen mußten ihm den Eid der Treue leiſten. Das war aber gar nicht nach dem Sinne der beiden Brüder; entweder weil ihnen Karls Antheil zu groß ſchien, oder weil ihre Einwilligung ſie gereut hatte. Den Pipin wußte der Vater endlich noch zu beſänftigen, aber mit Ludwig von Baiern wollt' es ihm nicht gelingen. Er, der ſeinem Vater die ſtärkſten Beweiſe kindlicher Liebe gegeben hatte, fand ſich tief gekränkt. Er ſollte aber bald noch mehr Stoff zur Unzufriedenheit bekommen.

Die Theilungsſache bekam nemlich unvermuthet ein anderes Anſehen, als im Anfange des Jahres achthundert und acht und dreißig Pipin in Aquitanien ſtarb. Er hinterließ zween Söhne. Nach der Verordnung Karls des Großen kam es jetzt auf die aquitaniſchen Stände an, ob ſie einen von dieſen Söhnen zu ihrem Könige wählen würden. Allein es entſtanden zwei Partheyen; die eine wählte den älteſten von ihnen, der ebenfalls Pipin hieß; die andere erklärte, daß ſie den Ausſpruch des Kaiſers erwarten wolle. Der Kaiſer ernannte ſeinen Sohn Karl zum König, und da jene Parthey den von ihr gewählten Prinzen mit Gewalt bei ſeiner Würde erhalten wollte, ſo gieng Ludwig ſelbſt mit einem Heere nach Aquitanien, und zwang ſie, ſich ſeinem Sohne zu unterwerfen. Der abgeſetzte Pipin mußte Mönch werden. Er verließ nachher das Kloſter, gieng zu den Normännern, und

nahm

nahm ihre Religion und Sitten an. Er war aber endlich ſo unglücklich, in die Hände ſeines Feindes Karl zu fallen, der ihn um ſein väterliches Reich gebracht hatte. Er wurde als ein Verräther des chriſtlichen Glaubens von den aquitaniſchen Ständen zum Tode verurtheilt. Karl verwandelte die Strafe in ein immerwährendes Gefängniß. Sein Vater war indeſſen unabläßig bemüht, ihm eine recht ausgedehnte und wohl befeſtigte Macht zu hinterlaſſen, weil die gebietende Juta es ſo wollte. Sie lag ihrem Gemahle an, ſich mit Lotharn auszuſöhnen, und ſein Intereſſe genau an das Intereſſe ihres Lieblings zu knüpfen. Gelockt von der Ausſicht auf Vergrößerung ſeiner Macht kam Lothar zu ſeinem Vater nach Worms, und bewies ſich hier ungemein gefällig. Er gelobte durch einen feierlichen Eid, ſeinen Bruder Karl bei ſeiner Würde, und bei dem Reichsantheile, den der Vater ihm geben würde, zu beſchützen. Der Vater verlangte darauf, Lothar ſollte Vorſchläge zur Theilung thun, allein er lehnte es von ſich ab. Nun theilte Ludwig alle ſeine Staaten, Baiern ausgenommen, in zwei große Hälften, und ließ Lotharn die Wahl. Er wählte die öſtliche Hälfte und Karl nahm die weſtliche. An Ludwig von Baiern wurde bei dieſer Theilung gar nicht gedacht; er ſollte ſich mit Baiern begnügen.

So vergnügt der ehrgeizige Lothar über dieſe Theilung war, ſo wenig konnte es der zurückgeſetzte Ludwig von Baiern ſeyn. Er fühlte die Ungerechtigkeit des Vaters um ſo lebhafter, da er das meiſte zur Befreiung deſſelben beigetragen, und er ſich nun Lotharn, der dem Vater am ſchlimmſten mitgeſpielt, ſo weit nachgeſetzt ſah. Er war ſo aufgebracht, daß er ſich mit gewafneter Hand in den Beſitz der Provinzen zu ſetzen ſuchte, auf die er glaubte Anſpruch machen zu dürfen.

Der unglückliche Vater mußte nun von neuem gegen ſeinen Sohn zu Felde ziehen. Dieſer wurde zwar bald ſo ſehr in die Enge getrieben, daß er eidlich verſprechen mußte, Baiern nicht zu verlaſſen. Er kehrte aber nur zurück, um bald wieder zu kommen. Als der Kaiſer mit ſeinem Heere nach Aquitanien gezogen war, glaubte Ludwig von Baiern, daß jetzt der günſtige Augenblick gekommen ſey, wo er ſich rächen könne. Er rückte mit ſeiner Macht an den Rhein hinab. Von Alter und Krankheit gedrückt ſetzte der Vater, der nichts weniger als den Krieg liebte, über den Strohm, um mit gewafneter Hand, den Rebellen zurück zu treiben. Dieſer floh bald durch Böhmen nach Baiern zurück, vermuthlich weil er aus kindlichem Ehrfurchtsgefühl den thätigen Gebrauch der Waffen gegen ſeinen Vater ſich nicht erlauben wollte.

Indeſſen näherte ſich der Kaiſer dem Ende ſeines unruhevollen Lebens. Auf dem Schloſſe Salza an der Saale, wo er das Himmelfahrtsfeſt feierte, wurde er durch einen heftigen Huſten ſo merklich geſchwächt, daß man ihn den Mayn herunter geſchwinde nach Frankfurt bringen mußte. Auf einer Rheininſel bei Maynz, die man im gemeinen Leben die Ingelheimer-Aue nennt, läßt er ſich Zelten aufſchlagen und ſtirbt im Jahr achthundert und vierzig mit den Waffen in der Hand gegen ſeinen Sohn — er, den es ſo hart ankam, auch dem Geringſten ſeiner Unterthanen wehe zu thun, und der faſt nie die Waffen gegen die Feinde ſeines Reichs ſelbſt ergriffen hat. Seine letzten Worte waren: „Ich wünſchte meinen Sohn Ludwig zu ſehen, um ihm ſagen zu können, was Kindespflicht iſt. Indeſſen nehme ich Gott zum Zeugen, daß ich ihm alles von Herzen verzeihe. Aber ſagt ihm nur, daß er ſeinen grauen Vater ins Grab geſtoſſen.“

Lud-

Ludwig der Fromme hatte vier und ſechzig Jahre gelebt; ſieben und dreißig bei ſeines Vaters Leben als König von Aquitanien, und ſieben und zwanzig nach deſſen Tode als Kaiſer regiert. Er wurde zu Metz in der Kirche des heiligen Arnulph begraben. Sein Tod gab das Signal zu neuen Bruderkriegen.

VI. Kriege der italiäniſchen Freiſtaaten

im zwölften Jahrhundert.

I.

Kriegsverfaſſung der italiäniſchen Republiken.

Italiens Bewohner hatten lange unter dem Drucke mächtiger Beherrſcher und deſpotiſcher Tyrannen geſeufzet, als im Anfange des zwölften Jahrhunderts ein neuer Geiſt ſich in ihnen regte. Belebt von einer ächt republikaniſchen Geſinnung errangen ſie in blutigen Kämpfen ihre Freiheit, und zeigten ſich würdig der Unabhängigkeit, zu der ſie ſich emporſchwangen. An die Spitze ihrer Regierung ſtellten anfangs alle Städte zwei jährliche Konſuln, die durch das Volk gewählt wurden. Ihre erſte und vorzüglichſte Beſtimmung war, das Recht unter ihren Mitbürgern zu verwalten. Der Richter war aber immer zugleich der Anführer im Kriege. Wer durch Angriffe von außen und durch Verbrechen von innen den Staat gefährdete, wurde als Feind der Geſellſchaft betrachtet; daſſelbe Oberhaupt war beauftragt, gegen beide die öffentliche Gewalt zu gebrauchen.

Die Städte waren in vier oder ſechs Viertel eingetheilt, die gewönlich nach dem nächſt gelegenen Thore benannt wurden, weil die Einwohner des Viertels beſonders zur Vertheidigung des Thores und der davon abhängenden Mauer angewieſen waren. Dieſe Abtheilung diente zugleich für die bürgerliche und militairiſche Einrichtung. Viele Städte vermehrten nach Verfluß weniger Jahre die Zahl ihrer Konſuln, ſo daß durch die Einwohner jedes Viertels Einer gewählt wurde. Die Stadtviertel ſtellten auch, und zwar jedes unter ſeiner eigenen Fahne, eine Truppenzahl auf. Jedes Viertel zog aus ſeinen reichſten Bürgern und dem Adel eine oder zwo Reuterſchaaren, die vom Kopf bis zum Fuße bewafnet waren. Dann gab jedes Viertel noch zwei andere Kernhaufen, deren jeder um das doppelte ſtärker war, als die Reuterſchaar; dieß waren die Armbruſtſchützen und das ſchwere Fußvolk. Das letztere war mit der Tartſche, einer Art von Schild, mit der Helmhaube oder dem eiſernen Helm und der Lanze bewafnet. Die übrigen Bürger, gleichfalls in Schaaren eingetheilt, und nur mit dem Degen bewafnet, waren angewieſen, mit dem erſten Schlag der Sturmglocke auf dem Waffenplatze ihres Quartiers zu erſcheinen, und vom achtzehnten bis ins ſiebenzigſte Jahr ſeines Alters war keiner von dieſem Dienſte befreit. Die Konſuln befehligten das Heer, und unter ihnen ſtunden der Viertelshauptmann, ſein Gonfalonir oder Fahnenträger und der Hauptmann jeder Kompagnie. Die Menge von Ober- und Unteroffizier kannte man nicht, die das neue Kriegsweſen eingeführt hat. Das höchſte Gebot war, mit Muth ſich zu ſchlagen, und die einzige Vorſchrift, den Fahnenträger, den man beſtändig vor Augen hatte, nie im Stiche zu laſſen. In allem andern folgte der Soldat ſeinem eigenen Triebe.

An

An der Spitze des Heeres ſtund der Carroccio, ein vierrädriger Wagen, der von vier Paar Stieren gezogen wurde. Seine Farbe war roth, und auch die vorgeſpannten Stiere waren bis zu den Füßen mit rothen Decken bekleidet. Mitten auf dem Wagen ragte eine, gleichfalls roth bemahlte, Stange hoch empor, deren Spitze in eine vergoldete Kugel auslief. Unter dieſer flatterte zwiſchen zwei weiſſen Tüchern die Fahne der Gemeine, und noch tiefer unten, gegen die Mitte der Stange, ſchwebte ein Chriſtus am Kreuz, der mit ausgebreiteten Armen den Seegen über das Heer auszugießen ſchien. Vorn und hinten auf dem Wagen befand ſich eine Art flacher Erhöhung, die vordere beſetzten einige der tapferſten Soldaten, die ihn zu vertheidigen beſtimmt waren, auf der hintern ſtanden die Spielleute mit ihren Trompeten. Vor dem Abzuge aus der Stadt wurde auf dem Carroccio ſelbſt ein Hochamt gehalten, und oft hatte er ſeinen bleibenden Kaplan, der ihn auch auf das Schlachtfeld begleiten mußte. Der Verluſt des Carroccio galt für den größten Schimpf, der eine Gemeine treffen konnte, daher die verſuchteſten Krieger jeder Stadt und der Kern des Heeres das hochverehrte Heiligthum als Leibwache umgaben. Auch wurde immer rings um ihn her am hitzigſten gefochten.

Von einem Heere, deſſen Gang und Tritt an das langſame Vorrücken eines ſchweren, mit Ochſen beſpannten Wagens gefeſſelt war, ließen ſich keine ſchnellen Bewegungen erwarten. Langſam und gleichſam abgemeſſen war der Rückzug; Flucht ohne Schande war unmöglich. Die Reuterey blieb in allem, was ſie that oder verſuchte, dem Fußvolk untergeordnet; dieß gewöhnte ſich, das Anſtürmen der erſten auszuhalten, indeß ſein eigener Angriff deſto furchtbarer ſeyn mußte, da er gleichförmig, und nur auf einen Punkt gerichtet war.

Die

Die neuen Republiken hatten noch nicht lange ihre Unabhängigkeit behauptet, als ſie an den Landgrafen und Edlen, die um ſie her hauſeten, gefährliche Feinde bekamen. Vergebens boten ſie ihnen das Bürgerrecht an, und ſuchten ſich mit ihnen zu verbinden. Die Gebiete der Städte lagen mitten unter dieſen kleinen Herrſchaften eingeklemmt, und die jungen Republikaner liefen Gefahr Hungers zu ſterben, wenn ihnen die Baronen die Zufuhr abſchnitten. Sie mußten ſich alſo hüten, durch Stolz oder ungemeſſene Anſprüche die Baronen gegen ſich aufzubringen, und ſie etwa zu einem gemeinſchaftlichen Aufſtande zu bewegen, der um ſo gefährlicher für die Städte geweſen wäre, da den Edlen ihre Lage erlaubte, den Krieg in die Länge auszuſpinnen. Aus ihrer Burg überfielen ſie, wie aus einem Raubneſt, die Reiſenden und Kaufleute, und plünderten ſie aus, oder ſie verheerten das Gebiet der Stadt bis an die Thore, indeß die Bürger, obgleich an Kräften ihnen überlegen, durch die Stimme des Bedürfniſſes täglich zu ihrem Broderwerb zurückberufen wurden, und nicht auf lange Zeit ihre ganze Macht zuſammen halten, oder in Wirkſamkeit ſetzen konnten. Auch hatte die Belagerungskunſt noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht, daß ſie die Edelleute in ihren Burgen hätten bezwingen können, und eingeſchloſſen in ihre unzugänglichen hohen Felsneſter, blos von ihrer Familie und einer kleinen Zahl Knappen umgeben, boten die Burgherren dem Grimm der furchtbarſten Heere Trotz.

Die Freiſtaaten ſuchten demnach durch Aufnahme in ihre Bürgerſchaften und Bekleidung mit den erſten Staatsämtern die Freundſchaft der Landgrafen zu gewinnen. Doch ſo oft ein Burgherr ſeine Gewalt mißbrauchte, und Einzelne zu unterdrücken ſich unter-

unterfieng, nahm ſich die Republik mit Wärme jedes beeinträchtigten Bürgers an, und legte die Waffen nicht eher nieder, bis der Beleidiger gedemüthigt war.

2.

Anſehen der Republik Mailand.

Als die Städte allmählich Kraft und Anſehen erlangten, fiengen ſie an, nach Berühmtheit zu ſtreben, und ſich durch Thaten auszuzeichnen. Es war ſichtbar, daß nicht bloß Liebe zur Freiheit ſie beſeele; Ehrgeiz und Eroberungsſucht beherrſchte ſie nicht minder, als die Fürſten. Jede Stadt war frei, aber ungleich ihre Bevölkerung. Einige verdankten der Fruchtbarkeit oder Größe ihres Gebiets, den Vorzügen ihrer Lage, oder den alten Vorrechten ihrer weltlichen und geiſtlichen Regierungsbehörden, ein großes Uebergewicht an Macht und Reichthum.

Mailand, die alte Hauptſtadt der Inſubrer und des ganzen ciſalpiniſchen Galliens, richtete beſonders ihr Haupt hoch empor. Die Luft dieſer Stadt iſt rein, und fruchtbar die Gefilde umher. Sie hatte das erſte und älteſte Erzbisthum der ganzen Lombardey, war ſchon vorher die Reſidenz einiger der letzten römiſchen Kaiſer des Abendlandes geweſen, und durch alle barbariſchen Jahrhunderte hatte ſich ihre Größe und Bevölkerung gleichſam als römiſches Erbe erhalten. Im ſtolzen Bewußtſeyn dieſer Vorzüge warfen die Mailänder verachtende Blicke auf ihre minder ſtarke Nachbarn, und ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, ſich andern Städten furchtbar zu machen. Beſonders warfen ſie ihren Unwillen auf die Einwoh-

wohner der Stadt Pavia, das ſich nach Mailand weit über alle lombardiſchen Städte erhob. In den Herzen der Bewohner dieſer beiden Städte wurzelte gegenſeitig ein Haß, der deſto bitterer ward, je näher ſie einander berührten. Eine Fläche von zwanzig Meilen, von keinem großen Fluße durchſchnitten, war der ganze Raum, der die beiden feindſeligen Völker trennte. Oeftere Streitigkeiten über die Leitung der zur Wäſſerung beſtimmten Bäche, über die Grenzen von Kirchſprengeln, denen die Natur keine angewieſen, hätten ſchon Zunders genug zu einem Kriege zwiſchen beiden Staaten enthalten, wenn auch nicht ehrſüchtiger Wetteifer hinreichend geweſen wäre, ſie gegen einander zu bewafnen.

Indeſſen bekriegten dieſe beiden Städte einander nicht unmittelbar, ſondern durch ihre Angriffe auf benachbarte kleinere Städte, die ſie leicht zu bezwingen hoften. Dadurch ward die ganze Lombardey in zwei Partheyen getheilt, an deren Spitze Mailand und Pavia ſtunden.

Die Kriege zwiſchen dieſen Städten begannen mit einigen Scharmützeln. Erſt ſuchten die feindlichen Völker einander zur Erndtezeit das Eingeſammelte zu rauben; in wechſelſeitiger Erbitterung folgten dann Herausfoderungen; Tag und Ort an den Grenzen beider Staaten wurden beſtimmt, und alle waffenfähige Mannſchaft, um ihren Carroccio verſammelt, zog zu Felde. Muth und Tapferkeit galt dieſen Republikanern für Kriegskunſt, und mit der Schlacht war auch der Feldzug und oft der ganze Krieg beendigt. Beide Völkerſchaften kämpften in der Schlacht nur um die Ehre des Sieges, und ihr Beſtreben war, nicht den Feind niederzutreten, ſondern Schimpf und Spott auf ihn zu wälzen. So führten die Mailänder im Jahr 1108, nach einem über die Paveſaner er-

erfochtenen Siege, die zahlreichen Gefangenen, die ſie ihnen abgenommen, auf den Hauptplatz ihrer Stadt, banden ihnen die Hände auf den Rücken, und darunter eine brennende Fackel; dann öfneten ſie die Thore, und erlaubten ihnen in dieſem Aufzuge, zu den Ihrigen zurückzukehren, indeß ſie auf dem Wege ſie mit Hohngelächter verfolgten.

Es ereignete ſich aber wohl auch zuweilen, daß dieſe kleinen Kriege einen weniger harmloſen Ausgang nahmen. Zum Beweiſe dienen die Einwohner von Lodi, die ebenfalls mit Mailand in Fehde geriethen.

Vier Jahre dauerte der Kampf zwiſchen dieſen beiden Republiken. Obgleich die Mailänder ihren Gegnern an Kräften weit überlegen waren, ſo wurden ſie dennoch von denſelben zum öftern im offenen Felde geſchlagen. Aber endlich mußten die tapfern Einwohner von Lodi dennoch der Uebermacht weichen; ſie büßten einen Theil ihrer Erndte ein, und die Mailänder rückten hohnlachend bis vor die Mauren der Stadt. Dieß war damals faſt die einzige Belagerungsweiſe. Konnten die Angreifenden den Feind nicht zu einem Gefecht außerhalb den Thoren locken, ſo wurden ſie bald ſelbſt gezwungen, ſich zurückzuziehen. Die Handwerker, die die Mehrzahl des Heeres ausmachten, konnten ohne Sold nicht zu lange von ihren Werkſtätten entfernt bleiben. Jedes Jahr wiederholten die Mailänder ihre Angriffe, und jedes Jahr gelang es ihnen, den Einwohner von Lodi ihre Erndte zu verbrennen oder fortzuſchleppen, ohngeachtet der Verſtärkungen, die Cremona und Pavia ihnen ſandten. Endlich im Junius des Jahres IIII eroberten ſie im Sturm die Mauern, die die Bürger, vom Wachtdienſt und Elend entkräftet, nicht mehr zu vertheidigen vermochten. In ihrer Wuth, die keine Grenzen kannte, ſchleiften ſie die Bollwerke von

Lodi,

Lodi, zerſtörten oder verbrannten die Häuſer, und vertheilten die Einwohner in ſechs Dorfſchaften, die ſie mit eiſernem Scepter beherrſchten, und den drückendſten Geſetzen unterwarfen. Die Stadt ſelbſt, ihre einſt gefürchtete Nebenbuhlerinn, zerſtörten ſie von Grund aus, und noch jetzt ſieht man bei Lodi Vecchio ihre Trümmer zerſtreut umherliegen. Sieben und vierzig Jahre ſpäter erbaute das beſiegte Volk an einem andern Orte eine neue Stadt, die ſie wieder Lodi nannten.

3.

Der Krieg von Como.

Die Einwohner von Como ſtunden damals in einem vorzüglichen Rufe der Tapferkeit. Vielleicht hatte die Nachbarſchaft der Schweiz, die Gewonheit ſteile Gebirge zu durchklettern, und einen oft ſtürmiſchen See zu beſchiffen, früh ihren Muth geſtählt. Die reichen und mächtigen, an der Rückſeite der Alpen gelegenen Dörfer ſtanden alle unter ihrer Botmäßigkeit; aber viele davon fanden dieß Verhältniß drückend.

Mailand ſah mit ſcheelen Blicken auf die tapfern Comeſer, und an einem Vorwand zur blutigen Fehde zwiſchen den beiden Republiken konnte es nicht fehlen. Sie begann im Jahr 1118, und dauerte zehen Jahre. Alle lombardiſchen Freiſtaaten verſchworen ſich gegen die unglücklichen Comeſer, und verſuchten zum erſtenmal ihre Kräfte im Großen. Die Religion mußte dem blutigen Kampfe zum Vorwand dienen. Während die Lombarder ſich überhaupt zur Parthey des Kaiſers ſchlugen, unterſtützten die Comeſer den Pabſt, der ihnen einen Biſchof nach ihrem Sinne gegeben hatte.

hatte. Dagegen hatte der Gegenpabſt Gregor VIII. das Bisthum von Como einem Mailänder von Adel, Namens Landolph von Carcano, zugedacht. Dieſer warf ſich in das Schloß St. Georg, und ſuchte von dort aus das Kirchſpiel ſeines Nebenbuhlers durch Ränke und Kabalen auf ſeine Seite zu bringen. Der rechtmäßige Biſchof Guido überrumpelte in einer Nacht das Schloß St. Georg, und nahm Landolph gefangen. Mehrere ſeiner Verwandten und Anhänger blieben im Gefechte auf dem Schlachtfelde liegen; die andern entflohen nach Mailand, und brachten die blutigen Kleider des Gebliebenen zurück. Sie breiteten ſie auf offenem Markte aus, ſtillſchweigend daneben ſtehend, indeß die Weiber und Kinder der Erſchlagenen in lautes Jammergeſchrei ausbrachen, und die Vorübergehenden und das Volk zur Rache aufregten. Dazwiſchen läuteten die Glocken, die die Glaubigen zur Feier des Hochamts in die Kirche riefen. Der Erzbiſchof Giordano, an der Spitze ſeiner Geiſtlichkeit, hielt die zuſtrömende Menge am Eingange der Kirche zurück, laut rufend, er würde ſie nur denen öfnen, die für Kirche und Vaterland zu den Waffen griffen.

Die Auffoderung brachte die gehofte Wirkung hervor. Die Mailänder griffen zu den Waffen, und nachdem ſie durch einen Herold die Comeſer zum Kampfe aufgefodert hatten, ließen ſie im Pomp ihren Carroccio ausrücken, und zogen mit fliegendem Banner auf Como los.

Am Fuße des Berges Baradello erwarteten ſie die Comeſer. Sogleich begann das Gefecht und dauerte unentſchieden bis in die Nacht, die die Fechtenden trennte. Im Schutz ihrer Schatten ſtiegen die Mailänder in das ausgetrocknete Bett des Bergſtroms Aperto hinab, und ſtahlen ſich unbemerkt bis nach

Como.

Como. Alle waffenfähigen Bürger befanden ſich im Lager am Fuße des Baradello, und ganz wehrlos war die Stadt. Die Mailänder ſprengten ohne Widerſtand die Thore, und ſteckten die Häuſer in Brand. Bei Tagesanbruch nahmen die Comeſer, die keinen Feind mehr erblickten, den Rückweg über die Gebirge, nach Como zu. Mit Entſetzen ſahen ſie von dem Gipfel herab Rauchſäulen über ihre Stadt emporwirbeln, und dazwiſchen die verzehrenden auflodernden Flammen. Schnell ſtürzten ſie die Rückſeite des Baradello hinunter, fuhren mit Wetterſchnelle über die Mailänder her, die ſich zum Plündern zerſtreut hatten, und ſchlugen ſie in die Flucht. Dann eilten ſie in der wieder gewonnenen Stadt den Brand zu löſchen, und bauten die niedergeſtürzten Thore wieder auf.

Auf dieſen erſten Sturm folgte bald ein zweiter, der die Comeſer neuen Gefahren preis gab, und ſie ihrem Verderben entgegen führte.

Iſola, am Ufer des Sees, einer kleinen Inſel gegen über, ſandte, um ſich der drückenden Herrſchaft von Como zu entziehen, Bevollmächtigte nach Mailand, die mit dieſer Republik eine Verbindung unterzeichneten. Hierauf zogen die Einwohner von Iſola aus leichten Fahrzeugen eine Flotte zuſammen, mit der ſie im nächſten Frühjahr (1119) Como bedrohten. Die comeſiſche Flotte rückte ihnen entgegen, ſchlug und zerſtreute ſie; dann eilte ſie ſchnell in ihren Hafen zurück, um gegen einen weit furchtbarern Feind, der von der Landſeite her ſich näherte, ihre Mannſchaft ins Treffen zu führen.

Alle lombardiſchen Städte machten nemlich gemeinſchaftliche Sache mit Mailand, um eine Republik zu bekämpfen, die ſie nie beleidigt hatten, und von der ſie keine Gewaltthat beſorgen durften. Von

Rach-

Rachbegierde entflammt, ſandten die Mailänder Bevollmächtigte nach Cremona, Pavia, Breſcia, Bergamo, Vercelli, Aſti, Novara, Verona, Bologna, Ferrara, Mantua und Guaſtalla, und erhielten von allen dieſen Städten Hülfsvölker. Mit dieſer anſenlichen Macht zogen ſie gegen die Comeſer zu Felde, die es nicht wagten, einem ſo furchtbaren Feinde entgegen zu ziehen. Sie erwarteten ſeine Ankunft hinter ihren Mauren.

Die Stadt Como hat in ihrer Geſtalt etwas ähnliches mit dem Flußkrebſe. Der Mund läuft in das Ende des Sees hinaus und bildet den Hafen. Zwei Vorſtädte, Vico und Coloniola, umſpannen gleichſam wie Scheeren beide Ufer deſſelben; der Körper liegt in der Ebene ausgebreitet, und wird durch drei Hügel eingeſchloſſen; auf jedem erhebt ſich eine feſte Burg, Caſtelnova gegen Morgen, Baradello gegen Mittag und Carneſino gegen Abend. Eine dritte in die Länge ſich ziehende Vorſtadt beſchließt das Ganze, und krümmt ſich zum Schwanze des Krebſes. Der erſte Angriff der Mailänder geſchah auf die Vorſtädte Vico und Coloniola; doch gelang es ihnen nicht ſie im Sturme zu erobern, und nach großem Verluſte auf beiden Seiten ließen ſie durch einen Herold den Belagerten melden, daß ſie im Monat Auguſt des folgenden Jahres zurückkommen und aufs Neue die Stadt berennen würden. Dieſer Gebrauch, den Zeitpunkt einer neuen Kriegsunternehmung voraus zu beſtimmen, war gleichſam eine Ehrenverpflichtung, die den Feind vor einem Ueberfalle ſicherte, und der mitten unter den Feindſeligkeiten ſo vieler Städte, den Völkern in langen Zwiſchenräumen Waffenruhe gewährte.

In den folgenden acht Jahren wiederholten die Mailänder jeden Sommer ihre Angriffe auf Como, aber

aber mit weniger Nachdruck als das Erſtemal. Sie unterſtützten mit Hülfstruppen die Dörfer, die ſie zur Empörung gereitzt hatten; und der Krieg wurde faſt nur noch auf dem Lago maggiore, dem Lago di Lugano oder dem Lago di Como geführt. Die Comeſer ſchlugen ihre Feinde mit Verluſt zurück, und züchtigten auf ihrem eigenen See die Innwohner von Iſola und Menaggio. Auf dem Lago di Lugano rüſteten ſie ebenfalls eine Flotte aus, um die Ufersbewohner zu ſchrecken oder wieder zum Gehorſam zu bringen, und da ihre Feinde den Fluß Trezza beſetzt hielten, der dieſen See mit dem Lago Maggiore verbindet, führten ſie ihre Schiffe auf Wagen, eine Strecke von acht Meilen weit, bis zu dem letztern; dann machten ſie Morgens ihre Kähne flott, durchſtreiften im Triumphe die Ufer des Verbano, erhöhten wieder den Muth ihrer Verbündeten, und beluden ſich mit der Beute, die ſie dem überraſchten Feinde abgenommen hatten.

Aber im Jahr 1125 verloren ſie die Seele aller ihrer Unternehmungen, ihren Biſchof Guido. Ein langer Krieg hatte ſie an Geld und Mannſchaft erſchöpft, jedes Jahr wurde ein Theil ihrer Erndte ein Raub der Flamme, die Hälfte ihrer Unterthanen hatte ſich gegen ſie empört, und ſelbſt ihre Siege wurden durch das Blut ihrer Krieger zu theuer erkauft.

Im Feldzuge des Jahres 1126 häuften ſich Widerwärtigkeiten, und die Mailänder konnten ſich zum voraus verſprechen, im nächſten Jahre mit verdoppelter Kraft dieſe Stadt, die ihnen ſo lange Widerſtand geleiſtet hatte, zu unterjochen. Wirklich zogen die Mailänder im folgenden Frühjahre mit mehr Mannſchaft gegen Como zu Felde, als ſie je aufgebracht hatten. Man ſah in ihrem Heere die Banner von Pavia, Novara, Vercell, des jungen Grafen von

Blan-

Blandrate, von Aſti, Alba, Abbenga, Cremona, Piacenza, Parma, Mantua, Ferrara, Bologna, Modena und Vicenza, nebſt der Reuterey.

Dießmal begnügten ſich die Mailänder nicht, die Feſten, welche die Stadt beſchützten, anzurennen; ſie beſetzten die Ebene rings um ſie her, und ſchlugen ihr Lager am Fuße der Mauren auf. Den Einwohnern von Lecco, am äußerſten Ende einer Bucht am Comerſee, war der Befehl geworden, ihnen Bauholz herbeizuſchaffen; ſie hatten ferner piſaniſche und genueſiſche Ingenieurs in ihrem Solde, die erſtern geübt, Minen zu leiten, die andern Kriegsmaſchinen zu verfertigen. Letztere erbauten wirklich in einiger Entfernung von den Mauren vier mit Flechtwerk umzogene Thürme, worüber ſie Ochſenhäute ausbreiteten, um ſie gegen das Feuer zu ſichern. Zwiſchen die Thürme ſtellten ſie zwei Gatti, eine Art Widder, die von den Mauerbrechern der Alten ſich nur durch einen eiſernen Hacken unterſchieden, der die durch den Stoß erſchütterten Steine vollends ablöste und niederrieß. Ferner errichteten ſie vier Balliſten, um Steinblöcke über die Mauern zu ſchleudern. Die fertigen Maſchinen ſchleppte das Heer unter Trompetenſchall und mit lautem Jubelgeſchrei bis dicht an die Mauern der Stadt.

Die Comeſer ihrer Seits thaten alles zur Vertheidigung ihrer Stadt; ſie hatten Graben gezogen, ihre Mauern durch Widerlagen befeſtigt, und, wo ſie am ſchwächſten waren, mit Flechtwerk und Ochſenhäuten überzogen. So hatten ſie auch ihre Flotte gerüſtet, und hielten ſie zum Auslaufen bereit, um im erſten günſtigen Augenblick die Iſolaner anzugreifen, die von der Seeſeite her ſie bedrängten. Der Uebermacht der Feinde ohngeachtet, wagten ſie bei einem Ausfalle den Verſuch, den Belagerern ihre Maſchinen

nen in Brand zu ſtecken, aber ſie wurden, nachdem ſie auf das heldenmüthigſte gefochten hatten, zurückgeſchlagen.

Inzwiſchen wurden, ungeachtet des männlichen Widerſtandes der Belagerten, die Maſchinen hart am Fuße der Mauer aufgeſtellt. Schon hatte der Widder die Mauer geöffnet, und die Mailänder ſuchten durch ununterbrochene Stöße den Spalt zu erweitern, um Morgens mit ihrer Reuterey durchdringen zu können. In der Nacht beeiferten ſich die Comeſer, den Bruch durch Pfahlwerk zu decken. Aber die meiſten und beſten ihrer Leute hatte der lange Krieg, und beſonders die beiden letztern Ausfälle, weggerafft; es blieben ihnen nur noch welke, von Arbeit erſchöpfte Greiſe zurück und Kinder, die noch keine Waffen zu tragen vermochten. Doch feſt entſchloſſen ſich nicht zu ergeben, griffen ſie lieber zu dem verzweifelten Ausweg, ihr Vaterland zu verlaſſen, und in fremdem Lande Schutz und Freiheit zu ſuchen. Das Schloß Vico ſollte ihnen zuerſt Schutz und Obdach gewähren; und während ſie Weiber und Kinder, und was ſie koſtbares beſaßen, zu Schiffe brachten, thaten ſie um Mitternacht einen heftigen Ausfall auf die Mailänder, um dieſe bei der Breſche aufzuhalten, und ihren Abzug zu verbergen. Die Liſt gelang; ihr plötzlicher Ueberfall hatte die Feinde erſchreckt, und während die Furcht ſie in ihrem Lager gefeſſelt hielt, ſchifften die Comeſer ſich ein, und erreichten das Schloß Vico, ohne auf ihrer Flucht beunruhigt zu werden.

Als die Mailänder vom erſten Schrecken ſich erholt, und keinen Feind vor ſich ſahen, näherten ſie ſich den Thoren, die ſie offen und unbeſetzt fanden; ſie zündeten Feuer an, und wagten nicht eher vorzudringen, als bis ſie mit Anbruch des Tages ſich überzeugt hatten, daß kein Hinterhalt auf ſie laure. Wie erſtaun-

erstaunten sie, da sie die Stadt leer und verödet, das Schloß Vico dagegen mit Mannschaft und Kriegsmaschinen besetzt erblickten, bereit eine noch längere Belagerung auszudauren, als selbst Como, weil die Felsen, an welche Vico sich lehnte, der Hacke und dem Widder trotzten. Sie entschlossen sich eine Gesandtschaft Geistlicher an die Comeser mit vortheilhaften Bedingungen abzufertigen, die auch sogleich angenommen wurden. Die Mailänder sicherten den Ueberwundenen ihr vollständiges Eigenthum zu, dagegen sollten sie ihnen in ihren Kriegen dienen, ihren Steuren sich unterwerfen, und die Mauern von Como, Vico und Coloniola abtragen.

So endigte sich der Krieg von Como. Diese nun wehrlose Stadt blieb lange unter der Botmäßigkeit der Mailänder, deren Staat sich seitdem über alle seine Nebenbuhler erhob.

VII. Patriotismus der Bürger von Calais in Frankreich.

Eine Belagerungsscene vom Jahr 1346.

Der König Philipp der Sechste von Frankreich und Eduard der Dritte, König von England, waren mit einander in einem heftigen Kriege begriffen, und hatten schon verschiedene blutige Schlachten geliefert. Endlich beschloß Eduard, Calais zu belagern, welches damals der Schlüssel zu Frankreich war. Er rückte am zwanzigsten August des Jahres ein tausend drei

drei hundert und ſechs und vierzig mit einer ſiegreichen und nach neuen Lorbeern ſtrebenden Armee vor dieſelbe.

Der Kommandant von Calais war Johann von Vienne, ein tapferer Ritter aus der Grafſchaft Burgund. Da er mit allen zur Vertheidigung nöthigen Mitteln verſehen war, ſo munterte er die Bürger auf, ihre Pflicht gegen den König und das Vaterland bis aufs Aeußerſte zu beobachten. Eduard ſah daher gleich anfangs ein, daß es vergebens ſeyn würde, den Ort mit Gewalt anzugreifen, und darum wollte er ihn aushungern laſſen. Er wählte einen ſichern Ort zu ſeinem Lager, ließ Schanzen rings um die Landſeite der Stadt aufwerfen, Hütten für ſeine Soldaten bauen, und verſah ſein Heer mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten, um ihm den herannahenden Winter erträglich zu machen. Vorher aber ließ er den Kommandanten der belagerten Stadt auffodern, ihm die Thorſchlüſſel zu ſchicken und ihm zu huldigen. Allein die Antwort des tapfern Ritters Vienne war: „Philipp iſt mein Herr und mein König. Nur ihm hab' ich eine unverbrüchliche Treue geſchworen, und mein Blut ſoll, wenn es nöthig iſt, fließen, um meine Schwüre zu erfüllen."

Eduard gab, nach dieſer entſchloſſenen Antwort, Befehl, die Anſtalten zu beſchleunigen, und die Angriffe zu verdoppeln. Es wurden Batterien aufgeführt, von deren Höhen hundert metallene Feuerſchlünde Tod und Verderben auf die Belagerten ſpieen. Die Feſtungswerke ſtürzten zuſammen und bedeckten die Straßen mit Leichen und Ruinen. Und doch bemächtigte ſich keine kleinmüthige Furcht der Herzen der Bürger. Entſchloſſen, ſich unter ihren brennenden Häuſern zu begraben und ſich eine Ruheſtätte im Schooße ihres ſterbenden Vaterlandes zu bereiten,

ſchickten ſie alle zur Vertheidigung des Platzes unnützen Leute hinweg. Die Zahl dieſer Unglücklichen belief ſich auf ſieben hundert. Ihr Weg gieng mitten durch das engliſche Lager hindurch, und ſie ſahen ſich gezwungen, das Leben aus eben den vom Blute rauchenden Händen zu empfangen, die ſich jetzt anſchickten, ihren Kindern und ihren Gatten den Tod zu geben. Eduard hatte die Großmuth, dieſen jammernden Auswanderern den Durchzug durch ſein Lager zu erlauben; ja er ließ ſogar Lebensmittel unter ſie vertheilen, und gab ihnen Geld zur Fortſetzung ihrer traurigen Reiſe. Die Belagerung ſelbſt aber wurde ununterbrochen fortgeſetzt, und dauerte faſt ein Jahr lang. Weder die Strenge des Winters, noch andere Umſtände konnten die Engländer vertreiben. Sie griffen ohne Unterlaß an, wurden aber immer mit Verluſt zurück geſchlagen. Endlich erſchien der König Philipp ſelbſt mit einer ſtarken Armee vor den engliſchen Verſchanzungen, um die bedrängte Stadt zu retten. Er ſah die verſchanzten Engländer in ihrer hohen Batterie, und erkannte die Unmöglichkeit, ohne Gefahr eines allzugroßen Verluſtes etwas zum Vortheil der Belagerten zu unternehmen. Die Donner der Engländer bedrohten zu gleicher Zeit die königliche Armee und die Stadt. Noch eine Schlacht, wie die bei Crecy *), verloren, ſo wäre der ganze Staat ſeinem Ende nahe gekommen. Philipp durfte ſie nicht wagen; er würde ein Königreich verloren haben, um eine bloße Stadt zu retten. Keine andere Auskunft wußt' er zu finden, als daß er ſeinem Nebenbuhler

 eine

*) Ein Flecken in Pontbieu, wo im Jahr 1346 die Franzoſen von eben dieſem Eduard dem Dritten eine große Niederlage erlitten hatten.

eine prahleriſche Ausfoderung ſchickte, ſich im freien Felde mit ihm in ein Treffen einzulaſſen; da ihm dieſes abgeſchlagen wurde, war er genöthigt, mit ſeiner Armee aufzubrechen, und ſie in ihre verſchiedenen Provinzen zu vertheilen.

Die Belagerten hatten bei Philipps Annäherung wieder Muth geſchöpft, und ſchon Plane zu Anfällen auf Eduards Batterien gemacht. Da ſie ihn aber wieder abziehen ſahen, trat an die Stelle des Muths eine ſtille und ſchröckliche Verzweiflung. Philipp hatte ihnen durch ſeinen Rückzug die Freiheit ertheilt, ſich zu ergeben. Allein, demungeachtet würden ſie ihren König nicht verlaſſen haben, wenn nicht eine ſchröckliche Hungersnoth, grauſamer als alle Geißeln des Kriegs, ſie gezwungen hätte, die Waffen zu ſtrecken. Nachdem die Bürger ihr verhungertes Vieh aufgezehrt hatten, ſuchten ſie Würmer und Ungeziefer unter dem Schutte hervor, aßen gekochtes Leder und Unkraut, und ein Biſſen verſchimmeltes Brod würde für eine Leckerey gehalten worden ſeyn. In der Verzweiflung thaten ſie noch einen kühnen Ausfall auf das feindliche Lager. Die Engländer ſchlugen ſich mit ihnen tapfer herum, und nach einem langen und blutigen Gefechte eilten die dem Blutbade entronnenen Bürger in die Stadt zurück. Gebeugt von dem vielfachen Elende wandten ſie ſich darauf an den Kommandanten und ſprachen: „Jetzt iſt es nicht mehr Zeit, die Vorſchriften der Tapferkeit anzuhören. Die Noth ſpricht: ihr müſſen Könige und Helden gehorchen. Wir haben alles gethan, was der König und das Vaterland von ſeinen Unterthanen fodern kann. Eine Kapitulation entehrt ſolche Belagerten, wie wir ſind, nicht. Wenn man eifrigſt geſtrebt hat, zu ſiegen, ſo iſt es nicht ſchimpflich, beſiegt zu werden. Verſchaffe uns anſtändige Bedingungen, damit unſer Blut noch einmal für Philipp fließen möge.“ Johann

Johann von Vienne konnte dieſen ſo gerechten und dringenden Vorſtellungen nicht widerſtehen. Er zeigte ſich auf der Mauer, und gab der engliſchen Schildwache ein Zeichen, daß er eine Unterredung verlangte. König Eduard ſandte den Sir Walter Mauny und Sir Baſſel zu ihm. „Tapfere Ritter, rief ihnen Johann zu, mein König hat mir die Vertheidigung dieſer Stadt anvertraut. Bald iſt es ein Jahr, daß ihr mich belagert, und meine Leute thaten, was Pflicht und Vaterland von ihnen forderten. Allein ihr kennt unſere Umſtände; die Hofnung zum Entſatz iſt verſchwunden, und der Hunger tödtet uns. Der König, euer Herr, darf uns kein Verbrechen aus unſerm Widerſtande machen. Wir verlangen von ihm Freiheit und Leben, und überlaſſen ihm dagegen die Stadt.“

Mauny erwiederte: Der König von England ſey vom heftigſten Zorne gegen die Bürger von Calais entbrannt, theils wegen ihres langen hartnäckigen Widerſtandes, theils wegen der Beſchwerden, die das Belagerungsheer ihretwegen hätte erdulden müſſen. Eduard ſey daher entſchloſſen, ſich empfindlich an ihnen zu rächen, und er werde die Stadt auf keine Bedingungen annehmen, die ihn in der Beſtrafung dieſer Beleidigungen einſchränken könnten. — „Aber ſollen denn, fiel ihm der franzöſiſche Kommandant ins Wort, tapfere Leute nicht Anſpruch auf die Achtung ihres Gleichen machen können. Wär' ein engliſcher Ritter an meiner Stelle geweſen, gewiß würde euer König daſſelbe von ihm erwartet haben. Die Bürger von Calais haben für ihren Regenten gethan, was die Achtung jedes Fürſten verdient, beſonders des tapfern Eduard. Allein, ich ſag' euch, wenn wir ſterben müſſen, ſo ſoll es nicht ungerochen geſchehen, und noch iſt es mit uns nicht dahin gekommen,

men, daß wir nicht unſer Leben den Siegern theuer verkaufen könnten. Es wird beiden Theilen nützlich ſeyn, wenn wir nicht zur Verzweiflung gebracht werden, und ich hoffe, ihr ſelbſt, tapfere Ritter, werdet unſere Vorſprecher bei eurem Könige ſeyn.“

Die beiden Engländer ſchätzten den Kommandanten von Calais hoch; und wer würde auch einen tapfern und großmüthigen Feind nicht hochſchätzen! Sie kehrten zu Eduard zurück. Er hatte gleich anfangs verlangt, die Einwohner ſollten ſich auf Diſcretion ergeben. Die beiden Krieger flehten um Gnade für die tapfern Unglücklichen. Der unerbittliche Monarch behielt mitten in ſeinem Zorne jene Kaltblütigkeit bei, welche denſelben noch ſchröcklicher und ausdaurender macht. Er wollte das blutige Urtheil weder mildern noch widerrufen. Man beſchwor ihn, und er wandte die Augen weg; man drang in ihn, und er fieng an zu drohen. Endlich, da Mauny ſeinen Unwillen nicht länger verbergen konnte, ſprach er: „Gnädigſter Herr, indem ich zum Beſten dieſer unerſchrockenen Belagerten redete, habe ich Ihr Intereſſe nicht verrathen; ich habe vielmehr für daſſelbe geſorgt. Ich will der Gewiſſensbiſſe nicht erwähnen, die dieſem abſcheulichen Gemetzel unmittelbar nachfolgen, und dieſe unſchuldigen Schlachtopfer rächen werden. Ich will nichts von der Nachwelt ſagen, die bei Erzählung ſo großer Greuel ſchaudern wird. Verlieren Sie meinetwegen an einem einzigen Tage dreiſſig Jahre voll Ruhm und Tugend. Aber bedenken Sie dabei, daß Sie dadurch Ihre Soldaten eben der grauſamen Behandlung ausſetzen, die Sie den Einwohnern von Calais beſtimmen. Sie haben der ganzen Welt ein Muſter der Tapferkeit gegeben; Sie geben ihr nun auch ein Muſter der Rache. Seyn Sie verſichert, daß man es nachahmen wird. Sie werden

dereinſt

dereinſt Ihre Soldaten, Ihre Unterhanen, und vielleicht auch Ihre Prinzen, den Manen ſo vieler Helden, die Sie erwürgen wollen, aufopfern ſehen.“

Alle engliſchen Baronen ſtimmten dem Mauny bei. „Wohlan denn, rief Eduard aus, ich will nicht der einzige ſeyn, der gegen euch iſt. Ihr möget dem Kommandanten von Calais ſagen, die größte Gnade, die er von mir erwarten könne, ſey dieſe, daß ſechs der vornehmſten Bürger mit entblößten Häuptern und Stricken um den Hals hieher zu mir kommen, mit denen ich machen werde, was mir beliebt.“

Mauny kehrte zum Kommandanten zurück. Alle Einwohner der verwüſteten Stadt ſtunden mit klopfendem Herzen auf dem Markte, und erwarteten mit banger Beſorgniß das Urtheil ihres Eroberers. Johann von Vienne machte ihnen Eduards Willen bekannt. „Er verlangt ſechs Schlachtopfer, ſagte er, deren Blut durch die Hand des Henkers dahin ſtrömen ſoll.“ Bei dieſen Worten erbleichten alle, und jedes ſah den Tod als ſein eigenes unvermeidliches Schickſal an. Denn wer ſollte ſich von dem Verdammungsurtheile ausſchließen? Wen hatten ſie auszuliefern, als Eltern, Brüder, Verwandte, tapfere Freunde und Nachbarn, die ſo oft ihr Leben für alle und jeden insbeſondere zur Vertheidigung gewagt hatten? Ein tiefes Seufzen und Aechzen folgte auf ein langes und todtes Stillſchweigen. In dieſer allgemeinen Beſtürzung erhob endlich ein großmüthiger Bürger ſeine Stimme, Namens Euſtach von Saint-Pierre, allgemein geachtet, nicht blos als einer der reichſten, ſondern auch als einer der edelmüthigſten Bewohner der Stadt. „Meine Freunde, meine Mitbürger, meine Brüder, rief er aus, hemmet eure Thränen, höret mich an. Man müßte ein eben ſo

unem-

unempfindliches, eben ſo barbariſches Herz haben als Eduard, wenn man ein Volk von Helden gleichgültig wollte umkommen ſehen. Der Tod, der euer wartet, iſt auf alle Fälle abſcheulich. Könntet ihr auch den Feſſeln der Sieger euch entwinden, ſo würde doch der noch grauſamere Hunger euch Gräber unter euren eigenen Heerden aushöhlen. Der allerrühmlichſte Tod iſt ein Verbrechen, ſobald das Vaterland ihn nicht zur Pflicht macht. Eduard verlangt ſechs Schlachtopfer. Schickt er ſie auf die Blutbühne, ſo hat der Himmel Kronen für ſie: ich wage es, ihn um die erſte zu bitten. Ich opfere mich für euch auf, meine Mitbürger. Es hängt nur von euch ab, mir zu folgen; ich führe euch dem Ruhme entgegen; wir opfern uns ja für das Vaterland auf! Die ganze Ehre des Opfers fällt auf uns zurück."

Kaum hatte er zu reden aufgehört, ſo drängte ſich alles zu ihm hin, und betete ihn beinahe an. Euſtach erndtete den Lohn ſeiner Herzhaftigkeit, noch ehe er dem Tode entgegen gieng. Er ſah ein ganzes Volk zu ſeinen Füßen liegen, und ſie mit Thränen der Erkenntlichkeit und Zärtlichkeit benetzen. Dieſer ſchöne Anblick entflammte andere zu einem gleichen Heroiſmus. Johann Daire war ebenfalls bereit, den Tod fürs Vaterland zu ſterben. Jakob und Peter Wiſant, zween Brüder und Verwandte jener edlen Männer, folgten ihrem Beiſpiele, und dieſen zween andere, deren Namen nicht auf die Nachwelt gekommen ſind.

Die Patrioten ſchickten ſich ſogleich an, ohne Verzug den Weg ins engliſche Lager anzutreten, und ihr unverdientes Schickſal zu erdulden. Sie mußten ſich durch den großen Haufen ihrer Mitbürger durchdrängen, der nicht müde werden konnte, ſie anzuſehen und zu umarmen. Weiber und Kinder, Alte und Junge ſchlangen ſich feſt um ſie her, warfen

ſich

ſich vor ihnen nieder, ächzten und weinten. Das ganze Volk begleitete ſie bis an die Thore der Stadt, und folgte ihnen mit den Augen bis in das engliſche Lager. Johann von Vienne ſagte zu Mauny, indem er von ihm Abſchied nahm: „Ich vertraue hiemit euren Händen ſechs Bürger an, die dem Vaterlande am werthesten ſind. Es ſind die Ehrwürdigſten und Vornehmſten der Bürgerſchaft der Stadt Calais. Bittet doch den König, euren Herrn, daß er ſie nicht ſterben laſſe.“ — „Ich weiß nicht, ſagte Mauny, ob ich das werde bewirken können; aber ich will mein Möglichſtes thun.“

Die ſechs heroiſchen Bürger erſchienen in dem engliſchen Lager in Geſtalt der Uebelthäter, mit den Thorſchlüſſeln in der Hand, mit bloſſen Köpfen und Füſſen und mit Stricken um den Hälſen. Stillſchweigend legten ſie die Schlüſſel ihrer Stadt zu Eduards Füſſen, und erwarteten voll Faſſung ihr Schickſal. Alle, die bei dieſer rührenden Scene um den König waren, konnten ihr Mitleid nicht zurück halten; alle bewunderten die Geiſtesſtärke der großmüthigen Patrioten, die das Leben ihrer Mitbürger mit ihrem eigenen Blute erkauften. Eduard allein ſchien unbeweglich; er blickte die Schlachtopfer mit finſterer Miene an, und befahl, ſie zum Tode zu führen. Die Bitten und die Thränen ſeines ganzen Hofes waren umſonſt; vergebens warf ſich der Prinz von Wallis, für den er ſo große Liebe hegte, zu ſeinen Füſſen. Ohne die Fürbitten ſeiner Gemahlinn, die ſeit Kurzem ins Lager gekommen war, wäre ſeine unedle Rache gewiß erfüllt worden. Mit rührender Beredſamkeit nahm ſie das Wort und ſprach: „Nicht das Leben einiger gemeiner Bürger iſt es, was hier in Betracht kommt; nein, es betrifft ein koſtbareres Gut, als das Leben aller Bewohner von Frankreich, es betrifft die Ehre

der

der engliſchen Nation, den Ruhm meines Eduard, meines Gemahls, meines Königs. Sie glauben ſechſe von Ihren Feinden zum Tode verurtheilt zu haben, und ihre Hinrichtung würde ihr eigenes Begehren, nicht der Befehl meines Eduard ſeyn. Dieſe Männer haben ſich würdig, ſie haben ſich groß betragen. Ich muß ſie verehren, indem ich ſie beneide, ich möchte ſagen, haſſe, weil ſie uns weiter keinen Theil an dieſer großen Handlung nehmen laſſen, als daß wir ihnen eine armſelige und durchaus nothwendige Verzeihung ertheilen. Ich geb' es zu, daß ſie Ihre Rache verdienen. Sie haben ſich als Ihre hartnäckigſten und nachdrücklichſten Feinde erwieſen, Sie in dem Laufe Ihrer Eroberungen gehemmt, Ihnen die Krone verweigert, die Ihnen gehört. Wollen Sie ſie deswegen belohnen? ihrem Verlangen willfahren, ihren Ehrgeiz befriedigen, und ſie mit ewigem Ruhm und Beifall krönen? Wenn aber ein ſolcher Tod gemeine Bürger über den Ruhm der größten Helden erheben würde: wie würde dieß meines Eduards Namen und den Glanz ſeiner Triumphe verdunkeln! Würde man nicht ſagen, Großmuth und Tugend gelte in den Augen des brittiſchen Monarchen nichts, indem er Leute zum Tode verdammt, die des Beifalls und Lobes aller Menſchen würdig ſind? Das Schafot würde für ſie eine Bühne der Ehre, für Eduarden aber eine Bühne der Schande ſeyn, und einen unauslöſchlichen Schandfleck auf ſeine Siege und ſeinen Namen zurück werfen. Nein, Mylord, dieſen Ruhm dürfen ſie auf Koſten des unſrigen nicht erhalten. Können wir ihnen auch nicht das Verdienſt einer edlen Selbſtaufopferung ganz rauben, ſo können wir ihnen doch ein anderes Verdienſt entgegen ſetzen. Anſtatt der Vollendung ihres Ruhmes durch den Tod, laſſen Sie uns ſie mit Geſchenken überhäufen und

durch

durch Wohlthaten beschämen. Ueber unsere Großmuth wird man die ihrige vergessen.“

Eduards harter Sinn ward durch diese Vorstellungen gebrochen. Er gab wieder den Empfindungen der Menschlichkeit Gehör, und schenkte diesen vortreflichen Bürgern ein Leben, das sie mit Freuden zur Rettung ihres Vaterlandes hingeben wollten. Die Königinn selbst verkündigte ihnen ihre Begnadigung. Mit holdseligem Gesicht und liebreicher Stimme sprach sie zu ihnen: „Geborne Franzosen und Einwohner von Calais! Ihr habt uns viel Blut und Geld gekostet, unser rechtmäßiges Erbtheil wieder zu erlangen: ihr habt aber, obgleich nach irrigem Urtheil, brav gehandelt. Wir bewundern und verehren an euch die Tapferkeit und Großmuth, ob uns gleich dadurch unsere gerechten Ansprüche vorenthalten worden sind. Ja, edle Bürger, wäret ihr noch zehenfach die Feinde unserer Person und unseres Thrones, so habt ihr doch unsere ganze Hochachtung und Zuneigung gewonnen. Eure Tugend ist bewährt. Wir zerbrechen eure Fesseln, und entreissen euch dem Blutgerüste. Ihr könnt wieder zu euren Verwandten, Freunden und Landsleuten zurückkehren, die eurem Edelmuthe ihr Leben und ihre Freiheit verdanken.“

Unter dem Frohlocken der Menge kehrten die heroischen Bürger, voll edlen Selbstgefühls, zu den Ihrigen zurück, und ein Waffenstillstand endigte den Zwist der beiden Könige. Calais ward ganz mit Engländern besetzt, und über zwei hundert Jahre lang blieb dieser Schlüssel zu Frankreich in englischen Händen.

VIII. Schwediſche Kronrevolutionen,

im Anfange des ſechzehenten Jahrhunderts.

1.

Zerrütteter Zuſtand Schwedens. Abhängigkeit von Dänemark. Die Reichsvorſteher.

Die alten Könige von Schweden ſpielten lange Zeit eine für die übrige Welt ziemlich unbedeutende Rolle. Ihre Macht war äußerſt beſchränkt, und nicht ſelten waren ſie das Spiel mächtiger Partheyen. Oefters regierten zwei bis drei Könige auf einmal, aber keiner wußte ſich durch einen kräftigen Willen und Heldenmuth über den Druck zu erheben, unter dem er gehalten wurde. Seit dem zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts ſtarb faſt kein König eines natürlichen Todes; von ſieben Königen wurden fünf entthront, und ſtarben im Gefängniß oder in der Verbannung. Das Reich war in dieſer Zeit ein Wahlreich, aber des Wahlrechts hatten ſich allein die geiſtlichen und weltlichen Großen bemächtigt, und nicht einmal jeder Edelmann genoß das Recht, auch mit dabei zu ſprechen, wenn ein neuer König gewählt werden ſollte. Kein großer Geiſt ſtund auf, der die Partheywuth hätte bezähmen können, und der Staat befand ſich in einer Ohnmacht, welche bis tief in das fünfzehente Jahrhundert alle Staaten in Europa an ihrem Fortwuchs hinderte, und in dem Stande der Kind-

Kindheit zurück hielt. Der Könige Gewalt, Gutes oder auch Böses zu thun, war durch den Adel und die Geistlichkeit aufs äußerste beschränkt. Jener that, was er wollte, und fand gegen verdiente Strafe mehrentheils Sicherheit in seinen befestigten Schlössern, und in den Waffen seiner Sklaven. Diese war im Besitz der einträglichsten Ländereyen, welche frommer Aberglaube und andere in unsern Zeiten nicht mehr erlaubte Mittel ihr verschafft hatten; sie schwelgte, und, ohne sich um den Unterricht des Volks zu bekümmern, tyrannisirte sie nicht minder, als der weltliche Adel. Das Volk war Sklave; arbeitete allein für seine Herren, oder ließ sich für sie todtschlagen. Die Absichten des Königs, des Adels und der Geistlichkeit mußten einander nothwendig sehr oft durchkreuzen und in den Weg kommen. Konnte sie dann trügerische List nicht ausgleichen, so nahm man seine Zuflucht zur Entscheidung der Waffen. Daher beständige bürgerliche Kriege und Schwächungen des Staats. Auf die Vortheile der Handlung, und auf die bessere Einrichtung des gegenseitigen Verkehrs dachte man wenig, und überhaupt fand keine Vereinigung aller Kräfte eines Staats zum gemeinsamen Besten statt. Das Steuerwesen war gar nicht geordnet, es sah wie eine Plünderungsanstalt aus, und die herrschende Parthey mißbrauchte ihre Gewalt so empörend, daß immer neue Gährungen ausbrachen.

So war Schwedens Lage einige Jahrhunderte lang. Durch stromweise vergossenes Blut seiner Bewohner bei den innern Zerrüttungen, an welchen die Nachbarn Antheil nahmen, so oft sie konnten; durch Hungersnoth und Pest hatte sich dieser Staat so entkräftet, daß ihn die einzige Hanseestadt Lübeck in Furcht und Schrecken setzen, und ihm Gesetze vorschreiben konnte. Die vornehmsten Produkte des Landes

des gehörten den Lübeckern, denen man große Summen schuldig war, und zwei Drittheile aller Landgüter befanden sich in den Händen der Geistlichkeit. Die katholischen Bischöffe waren die eigentlichen Fürsten des Landes; sie zeigten sich immer im größten Pomp, und von vielen geistlichen und weltlichen Dienern, Edelleuten und Soldaten umgeben. Vom Handel hatten die Schweden fast gar keinen Begriff; ihre Schiffahrt schränkte sich auf die Fischereyen an den Küsten ein, und so äußerst gering war ihre Industrie, daß sie den Hanseestädten ihre rohen Erzeugnisse, Eisen, Kupfer und andere Artikel, verkauften, um sie verarbeitet für einen vielfach höhern Preis wieder zu erstehen.

Die gefährlichsten Nachbarn der Schweden waren die Dänen, die ihnen einige ihrer schönsten Provinzen entrissen hatten. Zwischen beiden Nationen herrschte die stärkste Antipathie, aber dessen ungeachtet wurden sie durch die Königinn Margaretha unter gleichen Scepter vereiniget. Diese große Dame, welche man die Semiramis von Norden nennt, war durch Wahl- und Erbrecht Königinn von Dänemark und Norwegen geworden, und Schweden ward durch Ueberredung und Gewalt dahin gebracht, daß es sich endlich auch unter ihren Scepter beugte. Dieß geschah durch die kalmarische Union im Jahr ein tausend dreihundert und sieben und neunzig.

Die drei nordischen Reiche schienen durch diese Vereinigung eine Macht bilden zu wollen, welche dem ganzen Europa hätte furchtbar werden können. Allein dieses geschah nicht. Die Könige von Dänemark sahen Dänemark für das Hauptland an, aber Schweden und Norwegen nur als Nebenländer, und behandelten deren Völker als Stiefbrüder. Schon Margaretha, die Stifterinn dieser Verbindung, ließ

eine

eine auffallende Vorliebe für die dänische Nation blicken, unter der sie gebohren war. Die Dänen waren diejenigen, denen sie ihr meistes Vertrauen widmete, denen sie die vornehmsten Staatsämter verlieh. Die Aufsicht über die schwedischen Festungen bekamen nur dänische Befehlshaber von geprüfter Treue, die sich den Schweden durch unmäßige Foderungen noch verhaßter machten. Diese merkten immer mehr, daß sie eigentlich nur als Unterthanen der Dänen betrachtet würden. Dem feurigen Freiheitsgefühle der Schweden aber war dieser Gedanke so unerträglich, daß der Ausbruch ihres Unwillens nur durch das Ansehen der klugen Margaretha noch verhindert wurde. Und hätten ihre Nachfolger auch ihren Geist und ihr Ansehen besessen, so würde ihnen die Erhaltung der kalmarschen Union doch immer einen schweren Kampf verursacht haben. Allein das Band der Vereinigung war überhaupt aus schwachen Fäden gewirkt, und rieß schon im Jahr ein tausend vierhundert und acht und vierzig, da Schweden sich einen einheimischen König wählte. Dieß war der bisherige Großmarschall Karl Knutson, ein Mann von Kopf, Muth und Entschlossenheit, der es aber bald mit den Pfaffen verdarb, als er ihnen die geraubten Krongüter wieder nehmen wollte. Es ward an die Kirchthüre von Upsala eine Art von Fehdebrief gegen ihn angeschlagen, worinn man ihn der Unterdrückung der Geistlichen und Weltlichen beschuldigte, und ihn für einen Ketzer erklärte, der böse Leute zu Rathe ziehe und unnöthige Kriege führe. Der Erzbischoff von Upsala, ergrimmt über die Eingriffe Karls in die geistlichen Gerechtsame, vertauschte Hut und Stab gegen Harnisch, Helm und Schwerdt, und stellte sich an die Spitze des Kriegsvolks, um den ketzerischen König zu verjagen. Karl sammelte geschwind ein klei-

nes Heer, benahm sich aber bei der Vertheidigung seiner Rechte unvorsichtig. Er ließ seinen Leuten zu lange Zeit, sich zu wärmen, zu trinken und zu schlafen. Seine betrunkenen Soldaten, unfähig zum Widerstande, zerstreuten sich bald. Karl, der selbst stark verwundet war, und sein Pferd verloren hatte, mußte auf einen alten Gaul, nur von einem Diener begleitet, nach Stockholm flüchten, wo man ihn in der Nacht nicht einlassen wollte. Die Hauptstadt wurde nun von dem Heere des Erzbischoffs belagert, und Karl, der auch von den Bürgern sich verlassen sah, mußte abermals fliehen. Er floh nach Danzig, und der Pabst bestätigte den Erzbischoff von Upsala in der Würde eines Heersführers und Reichsoberhauptes.

Diese innerlichen Unruhen in Schweden boten den Dänen von neuem eine erwünschte Gelegenheit dar, die verlorne schwedische Krone wieder zu erlangen, und wirklich setzte sich ihr König Christian der Erste auf den schwedischen Thron. Dieß gab aber das Signal zu neuen Unruhen und Kämpfen, denn Christian verdarb es ebenfalls mit dem Volk und mit den Pfaffen. Man entfernte ihn also, und der verbannte Karl ward zurückberufen. Zurückberufen beleidigte er abermals die Pfaffen, und abermals vertrieb man ihn. Dießmal indeß kam die Krone nicht an Dänemark, indem die Schweden sie Karls Tochtermann übertrugen, dem Erich Axelson. Diesen hätten die Pfaffen bald auch gern entfernen mögen, aber Erich hielt ihnen die Stange: und so kam es in Kurzem auch dahin, daß Karl Knutson Schwedens Thron zum drittenmal bestieg. Eben war er im Begriff, die Ehre der Krone in Ruhe zu genießen, als er im Jahr ein tausend vierhundert und siebenzig starb, mit dem Ruhme eines milden, gerechten und verständigen

digen Königs, der es die Nachwelt billig bedauren läßt, daß ihn das Schicksal in so wilde und gefährliche Zeiten versetzte.

Die Schweden hatten längst alle Lust verloren, sich wieder unter das dänische Scepter zu beugen, und sie vertrauten nunmehr die Regierung Reichsvorstehern, welche diese Würde lebenslang bekleideten. Zuerst übergaben sie dieselbe dem Sten Sture, dem Schwestersohne Karls, einem selten großen Manne, unter dessen dreissigjähriger Administration das Reich derbe Festigkeit und wahre Perfectibilität erhielt. Wenn auch in dieser Zeit der König, den die Dänen gewählt hatten, bisweilen zugleich als König von Schweden anerkannt wurde, so war es gewöhnlich nur ein Phänomen, das eben so schnell wieder verschwand, als es entstanden war. Trotz der Factionen des Adels, die oft lieber einen fremden König als einen ihres Korps an der Spitze des Reichs sahen; trotz einiger Revolutionen, durch die oft die Gewalt des Reichsvorstehers völlig zernichtet zu werden schien, erhielt sich doch Sten Sture mit einem Ansehen, das mehr als Königsgewalt war. Ihm verdankt Schweden sehr viel. Die Aristokratie war zu seiner Zeit so groß, daß es selbst in den Gesetzen hieß, jeder der geistlichen und weltlichen Proprietairs sey König über seine Bauern. Bei allen feierlichen Zusammenkünften, sogar im Senat, nahm ein jeder Bischoff den Rang nicht nur über alle weltlichen Machthaber, sondern selbst über den Reichsvorsteher. Stolz durch ihre großen Einkünfte und die Zahl ihrer Vasallen, spielten sie die Rolle von Fürsten; sie unterhielten Soldaten, die sie allenthalben begleiten mußten, ließen ihre Schlösser befestigen, und legten Besatzungen hinein; oft bekriegten sie auch ihre Nachbarn, oder zogen selbst gegen den Regenten zu Felde.

Mit seltener politischer Klugheit wußte aber Sture solchen Ausbrüchen vorzubeugen, und es gelang ihm, Gehorsam und Eintracht zu erhalten. Er verstund die Kunst trefflich, dem Uebermuthe der großen Aristokraten allmählich in den Städte-Deputirten und in den Deputirten der Freibauern einen gefährlichen Feind zu erziehen, und eben so trefflich wußte er auch die weltlichen Großen gegen die Geistlichen, und diese gegen jene zu gebrauchen. Er hat die Buchdruckerey in Schweden eingeführt, oder vielmehr zur ordentlichen Profession daselbst gemacht, denn eine zeitlang zogen Buchdrucker mit ihrer Kunst im Lande herum, wie Savojarden, die Murmelthiere zu zeigen haben. Er hat die Universität zu Upsala gestiftet, und zum Besten des Landes gelehrte Männer nach Schweden gezogen. Er hat die Unabhängigkeit des Landes gegen Dänemark so schlau behauptet, daß er das kalmarische Band nicht ganz auflöste, und doch völlig unschädlich machte.

Nach dem Tode dieses weisen Regenten, im Jahr ein tausend fünfhundert und drei, wählten die Schweden seinen Vetter Suanta Nielson Sture zum Reichsverweser. Er trat in die Fußstapfen seines Vorgängers, gewann das Zutrauen seiner Landesleute, und vereitelte die Anschläge der Dänen auf die schwedische Krone. Als er aber im Jahr ein tausend fünfhundert und zwölf starb, entstanden sogleich heftige Spaltungen über die Frage: wer nun an der Spitze des Reichs stehen sollte? Der Erzbischoff und die ältesten Mitglieder des Raths wollten Erich Trollen zu dieser Würde erhoben wissen; der jüngere Adel hingegen stimmte für Suanta's hinterlassenen Sohn Sten Sture den jüngern. Nächst der Stureschen war die Familie Trolle, von dänischer Abkunft, die mächtigste des Landes. Beide Familien hatten viele

Anhän-

Anhänger, und man konnte sich lange wegen der Wahl nicht vereinigen. Der Rath beschied endlich das Volk nach Upsala, um über diese wichtige Nationalangelegenheit einen Schluß zu fassen. Der Erzbischoff fragte die auf dem Markt versammelte Menge: wen sie zum Oberhaupt verlange? Der Rath habe für Erich Trollen entschieden. Einige Bauern erwiederten, daß sie die Trollen verwürfen, denn sie wären von Dänen Art. Es ist ungewiß, ob diejenigen, die diese Antwort gaben, wirkliche Bauern oder nur in Bauerntracht verkleidete Anhänger Stens waren. Dieser hielt zu derselben Zeit in der Nähe der Stadt mit den zahlreich herbei geströmten Bauern Rücksprache. Das Volk zeigte sich günstiger für ihn, und es entstand eine völlige Trennung. Beide Partheyen begaben sich nach Stockholm. Diejenige, die für Trollen war, lagerte sich auf dem Franciskanerholm, dagegen nahm Sten mit seinen Anhängern Besitz von der Stadt. Sie unterhandelten, ohne sich vergleichen zu können. Die Erbitterung stieg so hoch, daß der Ausbruch offenbarer Gewaltthätigkeiten unvermeidlich schien. Schon entstand in einer Nacht ein Tumult; die Anhänger Trolle's standen in völliger Rüstung bereit, ihr Geschütz war gegen die Stadt gekehrt; trunken und halbnackt wollten die Freunde Stens wider ihre Widersacher stürmen, und nur durch die Vermittlung einiger Edelleute wurden die Gemüther besänftigt, nur durch ihre Dazwischenkunft ward ein großes Blutbad verhindert. Allein Sten hatte fast alle Schloßhauptleute auf seiner Seite, deswegen mußte der Reichsrath sich bequemen, ihn anzuerkennen, und so wurd' er endlich zum Reichsvorsteher erklärt.

Seit dieser Zeit warf die Familie Trolle einen unversöhnlichen Haß auf Sture, und bot alles auf, ihn zu demüthigen, sollte auch das Wohl des Rei-

ches dadurch im höchsten Grade gefährdet werden. Eine Gelegenheit zum förmlichen Kriege zwischen den Partheyen gab folgender Vorfall.

Der Erzbischoff Jakob von Upsala fühlte, daß er nicht mehr die Kraft besitze, in den damaligen stürmischen Zeiten mit Festigkeit in das Rad der Begebenheiten einzugreifen; er beschloß daher, sich zurückzuziehen, und die Lasten, die er bis dahin getragen hatte, einer jüngern und rüstigern Schulter aufzubürden. Er suchte zugleich in seinem Nachfolger der Parthey, an deren Spitze er bis dahin gestanden hatte, ein würdiges Oberhaupt zu schenken. Seine Wahl fiel auf Gustav Trollen, den Sohn Erich Trolle's, den nemlichen, der sich mit dem jüngern Sten Sture um die Reichsvorsteherschaft beworben hatte. Sten ließ sich durch Jakob's Versicherungen, daß Gustav ihm getreu und ergeben seyn werde, und die Hofnung, sich durch diesen Schritt eine von ihm gekränkte Familie verpflichten zu können, bewegen, seine Einwilligung zu ertheilen.

Gustav Trolle hatte sich in Rom gebildet, und befand sich zur Zeit seiner Wahl noch daselbst. Durch zwei Kapitularen von Upsala ward ihm seine Erhöhung verkündiget. Der Pabst Leo der Zehente bewilligte das Gesuch, und, damit der neue Prälat zu einem Amte, dem nur ein Reiner würdig vorstehen konnte, nicht ungeeignet seyn möchte, erließ er ihm nicht nur die Strafe für jede begangene Sünde, sondern sprach ihn auch von allen künftigen Schulden frei. Er kam im Jahr ein tausend fünfhundert und fünfzehn in sein Vaterland zurück, und diese Rückkehr war das Signal zu Streitigkeiten und Unruhen, die zur allgemeinen Zerrüttung des Staats nicht wenig beitrugen. Der junge Prälat zeigte bei geringen Fähigkeiten einen harten, unbiegsamen Charakter,

und

und einen unbegrenzten, durch das Ansehen seiner Familie, durch seine Reichthümer und seine Würde genährten Stolz. Er hatte ein böses Herz, war ein Anhänger des Schreckenssystems, und kannte keine andere Art die Menschen zu beherrschen als durch Befehle. Patriotismus und alle die Menschheit veredelnden Tugenden galten bei ihm nichts; die Befriedigung seines Ehrgeitzes war ihm alles.

Sten wollte den neuen Erzbischoff auf eine feierliche Art in Empfang nehmen, und hatte in Stockholm alle Vorkehrungen dazu getroffen. Trolle wich aber absichtlich einer Zusammenkunft mit dem Reichsvorsteher aus, und ließ sich bei Bischoffstuna an's Land setzen. Sten's Versuche, das rauhe, feste Gemüth seines Gegners zu gewinnen, waren fruchtlos. Er bewies ihm ausgezeichnete Höflichkeit, nannte ihn in einem Schreiben seinen Vater, bat ihn zum Pathen seines neugebohrnen Sohnes — alle diese Freundschaftsbezeugungen waren ohne Wirkung, und zu spat war der Reichsvorsteher das Netz gewahr, worein ihn die Kabale verstrickt hatte.

2.

König Christiern und der Erzbischoff Trolle.

Es war niemand mehr daran gelegen, die Unruhen in Schweden zu nähren, und aus ihnen Vortheile zu ziehen, als den Dänen. Ihre Könige machten immer neue Versuche, die verlorne Krone dieses Reichs wieder auf ihrem Haupte zu befestigen, und keiner machte dazu ernstlichere Anstalten, als König Christiern, den die Dänen und Norweger im Jahr ein tausend fünfhundert und dreizehn auf ihren Thron

erhoben hatten. Die harte Wahlkapitulation, der er sich hatte unterwerfen müssen, war auch zugleich mit auf Schweden berechnet; er mußte versprechen, auch diese Nation, wenn sie ihn in der Folge zu ihrem Regenten erheben würde, im ungehinderten Besitz aller ihrer Rechte und Freiheiten zu lassen. Wie wenig es ihm mit diesem Versprechen ein Ernst war, zeigte der Erfolg. Seine ganze Regierung war ein Kampf mit mächtigen Partheyen, denen er endlich unterliegen mußte; aber ihn verfolgt das traurige Schicksal, nicht edel und glorreich, wie ein Held gefallen zu seyn, sondern sein Andenken ist durch den Namen eines Wütherichs und Tyrannen geschändet. Er hatte sich mit der Prinzessinn Isabella, einer Schwester Kaiser Karls des Fünften vermählt, ohne darum seiner Maitresse weniger ergeben zu seyn, von der er sich niemals trennte. Diese war ein außerordentlich schönes niederländisches Mädchen, Namens Düveke, die Tochter einer gewissen Siegbritte, eines schlauen Weibes, die sich erst als Aepfelkrämerinn und hernach als Gastwirthinn zu Bergen in Norwegen, manche Erfahrung gesammelt, und manche nicht gemeine Kenntnisse erworben hatte. Christiern, der ihre Tochter einst sah, ward von dem Tage an ein Sklave ihrer Reitze, und die listige Mutter selbst ward seitdem eine wichtige Person am Hofe, die auf die Entschlüsse des Königs einen entscheidenden Einfluß hatte.

Mit innigem Wohlgefallen vernahm Christiern die Mishelligkeiten zwischen dem Reichsvorsteher Sture und dem Erzbischoff Trolle, weil dieß ihm der sicherste Weg zu seyn dünkte, Schweden zu unterjochen. Durch geheime Unterhändler suchte er das Feuer der Zwietracht zu nähren, und sich einen Anhang unter den Mächtigen im Lande zu verschaffen. Vornemlich richtete er sein Augenmerk auf Trollen, und es wurd' ihm

ihm nicht schwer, den stolzen Prälaten in sein Interesse zu ziehen. Er versprach ihm, im Fall der Unterjochung Schwedens, die Oberstatthalterschaft in diesem Königreiche mit unumschränkter weltlicher Gewalt, die, in Verbindung mit seiner geistlichen, ihm die ganze Macht eines despotischen Monarchen verschaffen mußte. Diesen lockenden Versprechungen opferte Trolle das heilige Interesse des Vaterlandes auf. Seine Freunde waren zahlreich und mächtig; hierzu kamen alle Geistlichen des Landes, die blindlings ihrem Oberhirten beistimmten, und auch eine Menge Edelleute, die den in Schweden herrschenden Haß gegen die Dänen verleugneten, da man ihnen die Vorzüge der Union unter allerhand trügerischen Gestalten zeigte. Diese mächtige Faction, die in kurzer Zeit ihrem Uebermuthe keine Grenzen setzte, und alles auf einen Bürgerkrieg anlegte, nährte Christierns Hofnungen.

Der patriotische Sture wandte fortdaurend alle Mittel an, seinem Gegner bessere Gesinnungen einzuflössen, und das Feuer der Zwietracht zwischen ihnen beiden auszulöschen. Er reisete selbst nach Upsala, stellte dem Erzbischoff die für das Reich so nachtheiligen Folgen ihrer Feindschaft vor, und beschwor ihn, vor dem Altar einen Freundschaftsbund zu schließen. Die Erwiedernng war aber nichts als der verächtlichste Hohn. Jetzt glaubte Sture nachdrücklichere Maaßregeln ergreifen zu müssen. Um Gewalt mit Gewalt abzuwehren, begann der Erzbischoff sein Schloß Stäket zu befestigen, und durch das ganze Land verbreitete sich das Gerücht, er wolle dem Könige Christiern die schwedische Krone verschaffen. Eine große Zahl Mißvergnügter, und besonders alle Anhänger der dänischen Parthey, eilten nach Stäket, um dem Erzbischoff ihre Dienste anzubieten. Dieser ließ nun dem

Könige

Könige von Dänemark sagen, er möchte baldmöglichst in Person nach Schweden kommen, und den Thron in Besitz nehmen. Allein das Komplot wurde verrathen; Sture berief einen Reichstag zusammen, und es ward beschlossen, den verrätherischen Erzbischoff in seinem festen Schlosse anzugreifen, und seines Amtes unwürdig zu erklären. Die Belagerung ward sogleich vorgenommen, und der stolze Prälat kam in Kurzem so ins Gedränge, daß er um eine Unterredung mit dem Reichsvorsteher ansuchte. Dieser ließ sich dazu um so eher geneigt finden, weil er einen Einfall der Dänen besorgte, und gern vorher die Ruhe im Innern gesichert wissen wollte. Schon fand sich Sture mit einigen Reichsräthen vor den Schloßthoren ein, schon hatten sie in einem heftigen Platzregen zwei Stunden auf den Erzbischoff gewartet, als dieser ihnen durch den Schloßvogt sagen ließ, er gedächte erst in sechs Wochen wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Der Treulose hatte die nahe Ankunft dänischer Hülfstruppen erfahren.

In Kurzem zeigte sich wirklich an der schwedischen Küste eine dänische Flotte, die viertausend Mann an Bord hatte. Sture sandte an den Erzbischoff mit der ernstlichen Bitte, nicht wider das Vaterland zu streiten, und sich nicht mit den Feinden zu vereinigen; aber umsonst! Die Dänen, von dreyen Feldherren angeführt, waren gelandet und machten Anstalten, Stäket zu entsetzen. Der Reichsvorsteher zog ihnen unverzüglich entgegen, grief sie an, und zwang sie, sich nach ihren Schiffen zurückzuziehen. Ihre Hauptabsicht war freilich vereitelt, aber an der Küste und in den Scheeren verübten sie drückende Räubereyen.

Gebeugt durch diese verunglückte Expedition entschloß sich nun Trolle nachzugeben. Aber Sture erklärte ihm, es sey nun zu spat; hätte er früher seinen

nen Anträgen Gehör gegeben, so würde nicht das Blut so vieler Menschen versprützt worden seyn. Er sey ein Mörder und nicht ein Diener des Friedens. Im Gefühl seiner geistlichen Würde erwiederte der Prälat, daß alles, was er begangen habe, ihm schon im Voraus von dem heil. Vater vergeben sey, und daß nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Schwerdt in seiner Hand Ehrfurcht heische. Es ward eine allgemeine Volksversammlung in Stockholm veranstaltet, auf welcher der Erzbischoff unter einem sichern Geleit persönlich zu erscheinen wagte. Man fällte ein strenges Urtheil über ihn. Er ward für einen Hochverräther, der die Waffen wider das Vaterland geführt und es dem Feinde verrathen habe, erkläret und seines Amtes entsetzt; sein Schloß Stäket sollte bis auf den Grund zerstört werden. Alle Schweden verbanden sich, jeden neuen Angriff der Dänen mit den Waffen abzuwehren, ihre Freiheit aufs äußerste zu vertheidigen, und jede Noth gemeinschaftlich über sich ergehen zu lassen. Der Erzbischoff flüchtete sich nach seiner Asyl, wo er aber aufs engste belagert wurde. Die Besatzung in Stäket, der Hofnung des Entsatzes beraubt, und vor dem Zorn der aufgereitzten Nation bange, sagte ihrem bisherigen Anführer Trolle die Treue auf: er mußte sich ergeben. Gleich einem Gefangenen verließ er, nicht ohne Gefahr, von der erbitterten Menge ermordet zu werden, die Burg, die in freudigem Muthe niedergerissen ward. Der gedemüthigte Trolle mußte auf sein Stift Verzicht thun und sich in einem Kloster verbergen.

3.

Der Pabst mischt sich in die schwedische Händel, und Christiern erscheint vor Stockholm.

Es gab damals keine furchtbarere Macht auf Erden, als die geistliche, und keinen einflußreicheren Regenten, als den Pabst in Rom. Er war nicht nur Herr über die Geistlichen seines Sprengels, nicht nur über die Geistlichen Italiens, nicht nur über die Geistlichen der ganzen abendländischen Christenheit, sondern auch über das Volk und die Regenten desselben, und über das schätzbarste Eigenthum des Menschen, über seinen Verstand. Er gebot, was man glauben und nicht glauben sollte; er verfolgte diejenigen, welche ihrer Ueberzeugung folgen wollten, mit Kirchenstrafen, Bannstrahlen, Gefängniß und Tod. Das ganze Christenthum bestand blos in sinnloser Verrichtung äußerlicher gottesdienstlicher Gebräuche: an die eigentlichen Religionslehren und Lebenspflichten wurde kaum gedacht. Die Geistlichen durften nicht heurathen, die Christen durften zu gewissen Zeiten nicht essen was sie wollten, weil es Päbste in Rom verboten hatten. Wer sich ihnen unterwarf und Geld bezahlte, dem wurden Sünden vergeben, und förmliche Kaufbriefe hierüber ausgestellt. Das Vermögen der leichtglaubigen und verführten Christen gieng nach Rom oder in Klöster für Meßlesen, um aus dem Fegfeuer, welches der Aberglaube als christliche Lehre aufgestellt hatte, erlöst zu werden. Die Regenten verloren die Herrschaft über die Geistlichen ihres Landes, weil diese sich aller weltlichen Regierung entzogen, und nur dem Pabste Gehorsam zusagten. Was dieser gegen die weltlichen Fürsten unternehmen wollte,

konnte

konnte er mit Hülfe seiner ihm treuen Mönche ausrichten. Welche ungeheure Summen verlor nicht Herr und Unterthan für päbstliche Weihungen, Ablaß, Meßlesen, Wallfahrten, Dispensationen, erledigte und erkaufte Pfründen, Allmosen fauler Mönche und andere Brandschatzungen! Alle Wege zu besserer Einsicht zu gelangen waren abgeschnitten. Die Quellen der christlichen Erkenntniß, vernünftiges Nachdenken und Bibel, waren verschlossen, und jede Aeußerung der Freiheit im Denken und Handeln wurde schon im ersten Keim unterdrückt.

In dieser drückenden Abhängigkeit vom römischen Stuhle befand sich damals auch Schweden. Es war vorauszusehen, daß der Pabst bei den politischen Fehden daselbst kein gleichgültiger Zuschauer bleiben würde, am wenigsten jetzt, da der erste Erzbischoff des Landes so tief gedemüthigt worden war. Gleich anfangs hatte sich der Reichsvorsteher nach Rom gewandt, und gegen Trolle's widerrechtliche Schritte geistliche Hülfe gesucht. Der heilige Stuhl war aber weit entfernt, diese zu leisten; vielmehr war es dem römischen Hofe ganz recht, daß ein unternehmender Prälat die geistliche Macht in Schweden auszudehnen trachtete.

Um diese Zeit suchte der Pabst — es war der verschwenderische Leo der Zehente, unter dem Luther die Reformation begann — aus allen Enden der Welt Geld zusammen zu bringen, denn die Peterskirche, mit deren Bau er sich damals leidenschaftlich beschäftigte, war ein Schlund, worinn die Schätze aller christlichen Länder versanken, ohne ihn auszufüllen. Bei den beständigen Geldverlegenheiten sann man immer auf neue Hülfsquellen, und fiel endlich auf das sonderbare Mittel, durch herumreisende Hausirer die Sünden wie Waaren zu vertrödeln. Diese soge-

sogenannten Ablaßkrämer boten mit einer marktschreierischen Freiheit und Unverschämtheit ihre lose Waare feil, und gebrauchten allerlei niedrige Künste, um das unwissende Volk zum Kaufe anzulocken. Unter dem Geläute der Glocken, dem Gesange der Schulchöre und mit Vortragung eines Kreuzes zogen sie gewöhnlich in Begleitung der Geistlichkeit, der Mönche und der Gerichtspersonen in den Städten ein, und schlugen in den Kirchen öffentlich ihre Buden auf. Da strömte denn alles herbei, um sich durch Geld von den Strafen seiner Sünden loszukaufen. Um dieses schändliche Gewerbe im Norden mit gutem Vortheile zu betreiben, sandte der Pabst dahin den Probst Arcimboldi, einen Mann, dem alles feil war, und der die große Kunst verstand, sich aus allen Verlegenheiten, in die ihn sein zweideutiges Gewerbe so leicht verwickeln konnte, mit Gewandtheit herauszuziehen. Während seines Aufenthaltes in Kopenhagen stahl sich der schlaue Italiäner in die Gunst des Königs Christiern, der ihn, einen angesehenen Prälaten, einen geübten Staatsmann, einen mit Liebe aufgenommenen Freund, für seine Sachen in Schweden zu benutzen beschloß. Er deckte ihm daher seine geheimsten Plane auf, machte ihn auf die Furchtbarkeit seiner Anhänger in dem empörten Lande aufmerksam, und nannte ihm die Namen aller derjenigen, auf deren Treue er zählen könnte: er bat ihn, auch seinen Einfluß bei dem Volke und den Ständen zu seinem Besten zu verwenden.

Arcimboldi versprach alles, und kam mit dieser geheimen Instruction nach Schweden. Sogleich bei seiner Ankunft verlangte er im Namen des Pabsts eine schleunige Aussöhnung mit Trollen und die Bewilligung aller seiner Foderungen. Der Reichsvorsteher sah wohl ein, daß an der Freundschaft des päbstlichen

Legaten

Legaten alles gelegen sey; ihm war daher nichts so theuer, das er nicht aufopferte, sie zu gewinnen. Er hatte bald die schwache Seite des Legaten aufgefunden, und versäumte nicht, seine Entdeckung zu benutzen. Man kam ihm mit Ehrfurcht entgegen: es ward ihm verstattet, allenthalben seinen Handel zu treiben, ihm wurden ansehnliche Geschenke verehrt, und Sture zeigte ihm sogar den erzbischöfflichen Stuhl von Upsala als einen gewissen Lohn seiner Freundschaft. Wahrscheinlich war es den Schweden eben so wenig Ernst mit diesem Anerbieten, als dem an die Genüsse eines freundlichern Himmels, eines schönern Landes gewöhnten Italiäner, es anzunehmen und seine Tage in einem strengen Klima zu beschließen. Er hegte aber vielleicht die Hofnung, die reichen Einkünfte jener Stelle an sich zu ziehen, und neigte sich daher zu der Parthey, zu deren Unterdrückung er gesandt war: er verrieth die ihm anvertrauten Geheimnisse.

König Christiern, der lange nicht ahndete, daß er unter der Maske der Treue und Freundschaft betrogen wurde, suchte indessen durch jedes Mittel die Erfüllung seiner ehrgeitzigen Absichten zu beschleunigen. Er hoffte Schweden um so schleuniger in seine Gewalt zu bekommen, wenn er seine Waffen mit den Bannstrahlen des Vatikans verbände. In dieser Absicht stellte er dem Pabste das Benehmen der Schweden gegen ihren Erzbischoff im schwärzesten Lichte dar, und Leo trat ohne Bedenken den Absichten des Königs bei. Er befahl dem Arcimboldi, den schwedischen Regenten und den Senat mit der Rache des römischen Stuhls zu bedrohen, wenn Trolle nicht wieder eingesetzt würde. Ein fataler Auftrag für den Legaten, der ganz von Schweden gewonnen war, und seine Blicke selbst auf die erledigte Pfründe richtete, zu deren Genuß ihm Hofnung gebracht worden war! Statt

also die Befehle seines geistlichen Oberherrn mit Ernst und Strenge zu vollziehen, stellte er vielmehr in seinen Depeschen das Betragen Trolle's in dem ungünstigsten Lichte dar, rechtfertigte dessen Absetzung, und drang auf die päbstliche Bestätigung. Diese erfolgte aber nicht; der Pabst war vielmehr mit Arcimboldi sehr unzufrieden, und, angetrieben vom dänischen Hofe, schleuderte er seinen Donner auf Schweden, exkommunicirte den Regenten und den ganzen Senat, verurtheilte sie, auf ihre Kosten das Schloß Stäket wieder aufzubauen, und dem abgesetzten Erzbischoff hundert tausend Dukaten zu bezahlen. Zugleich ward dem Könige von Dänemark aufgetragen, dem Befehl der Kirche mit den Waffen Nachdruck zu geben. Allein die Schweden, zu sehr gegen die Dänen erbittert und zu innig in das Interesse des Reichsvorstehers verflochten, verachteten den furchtbaren Fluch, der sie zu verworfenen Ketzern herabsetzte; die Kirchen wurden nicht verschlossen; die Altäre dufteten: die Orgeln verstummten nicht und die Gebräuche des Glaubens wurden alle vollzogen.

Eine solche Hartnäckigkeit spannte die Rachgierde des dänischen Königs aufs höchste. Er zog schleunig Truppen zusammen, und erschien im Jahr ein tausend fünfhundert und achtzehn, bald nach Pfingsten, in Person mit einer Flotte vor Stockholm. Wo seine Soldaten hinkamen, wurde alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet. Christiern wollte nicht als Eroberer, sondern als Erbkönig, noch mehr aber als Vollzieher des heiligen Strafurtheils angesehen seyn, und ließ daher allenthalben die päbstliche Bulle anschlagen. So marschirte er bis vor die Thore der Hauptstadt, belagerte dieselbe auf der südlichen Seite, und ließ zu verschiedenen malen stürmen.

Die

Die Schweden giengen dem über, sie einbrechenden Ungewitter mit Muth und Entschlossenheit entgegen. Alles ward vom Haß gegen die Dänen belebt; die Bürger verbanden sich mit den Soldaten zur tapfersten Gegenwehr, und von allen Seiten strömten Landleute herbei, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. Viele dieser Menschenhaufen kamen von ihren Gebürgen herab, so wie Herkules gekleidet in wilden Thierhäuten und bewafnet mit Keulen. Andere Haufen, nicht weniger sonderbar in Kleidung und Rüstung, giengen aus ihren finstern Wäldern hervor, und schlossen sich an die regulairen Truppen an. Diesem vereinigten Widerstande waren die Dänen nicht gewachsen; sie entfernten sich von der Hauptstadt und wandten sich nach Südermanland, wurden aber auch hier von den Schweden angegriffen, besiegt und zum Rückzuge nach ihrem Lager genöthiget.

Einen solchen Widerstand hatte Christiern nicht erwartet. Er war vielmehr mit der frohen Hofnung unter Segel gegangen, daß die zahlreiche Parthey seiner Anhänger in Schweden ihm einen leichten Sieg verschaffen würde. Allein die Menge war für Sturen gewonnen, und der kleinere Hause wagte, da den König der Anfang der Kriegsoperationen nicht begünstigte, noch nicht, sich für ihn zu erklären. Da er jetzt einsehen mußte, daß ihn auch die Gewalt nicht zu seinem Ziele führen werde und der Sommer verstreiche, so ließ er das Lager abbrechen und schiffte sich ein. Während er aber damit beschäftigt war, fiel der Reichsvorsteher über ihn her, und fügte ihm abermals eine bedeutende Niederlage zu. Dreihundert Gefangene bezeugten den Triumph der Schweden. Das Unglück dieser Expedition war hiedurch für die Dänen noch nicht geendigt. Ihre Flotte konnte nicht absegeln. Die Winde waren anhaltend widrig, dabei

folgte

folgte ein Sturm dem andern; die Dänen waren auf der Rhede von Stockholm über drei Monate lang wie gebannt. Der Mangel an Lebensmitteln nahm immer zu; es fehlte sogar an Wasser. Krankheiten, Seuchen und Tod wütheten am Bord der Schiffe, und täglich mußte man Seeleute und Soldaten in die Wellen begraben. Die Verzweiflung trieb diese Elenden an, Landungen zu wagen, um sich mit Gewalt Nahrung zu verschaffen, allein die Schweden vereitelten alle solche Versuche.

Der dänische Monarch befand sich jetzt in der schröcklichsten Verlegenheit. Diese nahm durch den einbrechenden Hunger dermassen zu, daß er einen Theil seiner Truppen ans Land setzen und sie der Barmherzigkeit der Schweden überlassen mußte; ja er wußte sich so wenig zu helfen, daß er beschloß, mit den Feinden in Unterhandlungen zu treten. Eine Verweigerung seines Gesuchs wäre das Todesurtheil der noch übrigen dänischen Truppen und Seeleute gewesen. Allein ein solches Urtheil zu fällen, schien dem Reichsvorsteher viel zu hart; er nahm daher den Waffenstillstand sogleich an und versorgte die königliche Flotte mit Lebensmitteln. Kein Arges ahndend, wollte Sture selbst sich zu Christiern hinausbegeben, um die Bedingungen abzuschließen. Allein die Bürger Stockholms, von feurigem Eifer für ihr siegreiches Heer beseelt, wollten ihn nicht aus ihren Mauren lassen; sie fürchteten, daß er, einmal in Christierns Gewalt gerathen, nicht wieder zurückkehren würde. Darauf erbot sich der König, selbst in die Stadt zu kommen, wenn er vorher von seiner Unverletzlichkeit durch Geißeln versichert wäre. Es wurden sechs edle schwedische Männer dazu ausersehen; aber ehe sie gegen eine gleiche Anzahl Dänen ausgewechselt waren, erhob sich ein günstiger Wind. Christiern

stiern befahl den Seinigen zurückzukehren; er lichtete die Anker und eilte mit den schwedischen Herren nach Dänemark. Er selbst trug die Folgen dieser unüberlegten, verrätherischen That. Allgemein war die Mißbilligung derselben, und die Erbitterung der Schweden war groß und schrecklich; sie wollten von nun an dem Könige nicht mehr trauen, und wenn er ihnen auch seinen ältesten Sohn als Geißel anbieten würde. Seine Treulosigkeit gab allen Unternehmungen des Reichsvorstehers das heilige Ansehen der Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit.

4.

Angriffe der Dänen zu Wasser und zu Land. Christiern's Sieg.

Ein neues Ungewitter zog sich über dem Haupte der Schweden zusammen, furchtbarer als alle vorigen. König Christiern war nur in sein Reich zurückgekehrt, um eine recht furchtbare Macht zu sammeln, an deren Spitze er wieder kommen, und sich Schweden unterwerfen wollte. Die Anstalten dazu wurden mit der regsten Thätigkeit betrieben. Der König benutzte bei seinen Rüstungen seine zahlreichen und wichtigen Familienverhältnisse, überhäufte sein Land mit Abgaben und Steuren bis zur lauten Unzufriedenheit der Unterthanen, und zwang die Lübecker durch Drohungen und Versprechungen, sich alles Handels nach Schweden zu enthalten. Bei dem großen Heere, das er auf die Beine brachte, befanden sich Soldaten aus den meisten europäischen Ländern, zu deren Anwerbung er unter andern das Geld brauchte, das ihm

seine Gemahlinn zugebracht hatte; auch sein Schwager, Karl der Fünfte, schoß ihm dreimal hundert tausend Gulden vor. Der Pabst unterstützte ihn nicht allein mit seinen Bannstrahlen, sondern vermochte auch viele Staaten, ihm zu diesem heiligen Feldzuge Soldaten zu senden.

Als die Zurüstungen vollendet waren, brach die große dänische Armee im Jahr ein tausend fünfhundert und zwanzig nach Schweden auf. Der Winter sollte die Operationen begünstigen, und wenn sich die Landmacht in Schweden würde befestiget haben, so wollte der König die Flotte nach Stockholm führen, und die Eroberung vollenden. Erfahrne Helden standen an der Spitze der Soldaten, die, in Kriegen aufgewachsen, sich einen leichten Sieg über die ungeübten Schweden versprachen. Der Schrecken gieng vor ihnen her; sie ließen an allen Kirchthüren die päbstlichen Bannbullen anschlagen, und verboten überall das Halten des Gottesdienstes, um auch dadurch dem Volke allen Muth zum Widerstande zu benehmen.

Der Reichsvorsteher bot inzwischen alles auf, was in seinen Kräften stund, um die Fortschritte des Feindes zu hemmen. Er zog so viel bewafnete Leute an sich, wie er nur konnte, und ließ die Hauptwege besetzen, die der Feind passiren mußte; andere Wege wurden verrammelt, die Wälder verhauen, und die Brücken abgeworfen. An regulairen Truppen hatte Sture nur fünfhundert Mann, und die Hofnung des Widerstandes beruhte allein auf der Bewafnung des Volks. Von zehen tausend Bauren umgeben erwartete er die Feinde bei Bogesund in Westgothland. Es kam zum Treffen, und Sture that an der Spitze eines Reutergeschwaders, das aus lauter Edelleuten bestund, Wunder der Tapferkeit. Aber noch ehe die Schlacht die Kämpfer im dichteren Gewühl vermengte,

stürzte

stürzte ihn eine unglückliche Kugel schwer verwundet zu Boden. Dieser Fall des Helden erfüllte jede Brust mit Sorge, Bestürzung und Verzweiflung. Der höhere Geist, die die Menge bestimmte, war nicht mehr; die Schweden zogen sich in Verwirrung zurück und suchten nur ihren Helden vor den entweihenden Händen des Feindes zu bewahren. Die Dänen verfolgten ihren ersten Sieg, und nur der Wald Tiweder wehrte ihnen eine Weile den Eingang in das Herz von Schweden. Hier hatte sich die beste schwedische Mannschaft gesammelt und mit Verhauen verschanzt. Die Dänen, im Voraus des Sieges gewiß, stürmten gegen die Schweden, die sich wüthend vertheidigten, aber endlich der Uebermacht weichen mußten. Der Siegesflug der Dänen ward jetzt von keinen Hindernissen mehr aufgehalten: schon wehten ihre Fahnen in Westerås. Die Sieger schienen alle Mäßigung vergessen zu haben: mit Mord und Verheerung bezeichneten sie ihre Pfade; ihre Sache war nicht blos ihre, oder ihres Königs Angelegenheit; sie betrachteten sich als die Rächer der beleidigten Gottheit, und durch die Bannbullen, die sie an allen Kirchthüren anheften ließen, suchten sie gewissermaßen ihr wildes, barbarisches Verfahren zu rechtfertigen.

Der tödtlich verwundete Reichsvorsteher war indessen nach Stockholm in Sicherheit gebracht worden. Sein patriotisches Herz ward weit mehr von dem unglücklichen Schicksal seines Vaterlandes, als von den Schmerzen seiner Verwundung gepeinigt. Mit tiefem Gram erfüllten ihn die Nachrichten von den Fortschritten des Feindes; er fürchtete eine Vereinigung des entsetzten Erzbischoffs mit den Dänen, und es war ihm daran gelegen, dieser zuvorzukommen. Er sandte eine Botschaft an Trollen, die ihm einen Vergleich antragen mußte. Der Prälat wies diese Vorschläge

nicht von sich: er erklärte sich zur Versöhnung bereit, und keineswegs den Feinden ergeben. „Gott, sagte der Heuchler, mag denen verzeihen, die zwischen Sten Sture und mich den verderblichen Saamen der Uneinigkeit ausgestreut haben; ich bin an dieser Trennung nicht Schuld.“ Es ward ein freundschaftliches Verhältniß hergestellt, und Trolle versicherte den Reichsvorsteher von seiner Treue und Ergebenheit. Wahrscheinlich waren ihm die raschen Fortschritte der dänischen Armee noch unbekannt, und er fand es nicht rathsam, seine wahre Gesinnung an Tag zu legen. Anders läßt sich die schnelle Umwandlung seines Charakters nicht erklären.

Fünf Tage nach diesem Vergleich starb Sture an seiner Wunde. Durch diesen Tod erreichte die Verwirrung die höchste Stufe; der Genius war entflohn, der über das Schicksal Schwedens gewacht hatte. Die Begeisterung, die, an der seinigen entzündet, alle Stände belebt hatte, erlosch, und eine dumpfe Bestürzung trat an ihre Stelle. Die Versammlungen des Rathes und des Volkes giengen aus einander, ohne über die zweckmäßigen Vertheidigungsmittel übereingekommen zu seyn. Die Rüstungen wurden hier und dort, ohne Ziel, ohne Eintracht, ohne Ordnung betrieben. Es erhoben sich heftige Streitigkeiten, für wen man fortan den Kampf fortsetzen wollte? Nicht dem Vaterlande und der Freiheit, den edelsten Preisen der Tapferkeit, dem erhabensten Lohn jeder Anstrengung, wollte man sich opfern; man verlangte eine Person, der man sich verbinden konnte. Einige wollten für Sture's hinterlassene Kinder die Waffen ergreifen; andere aber hegten verschiedene Absichten. Die Furcht hatte sich überdieß der meisten Gemüther bemeistert; alle scheuten sich, in dieser unsichern, zweifelhaften Zeit die ersten zu seyn,

und

und an der Spitze zu stehen. Zwar versammelten sich an den Oertern, die am ersten bedroht werden konnten, schwedische Schaaren; aber die Dänen, die keinen Zweifel an ihrem Glück und ihren Siegen trugen, verachteten sie, und meinten, mit den Bauren, und wenn sie auch vom Himmel regneten, schon fertig zu werden. Ein zahlreicher Hause von Schweden hatte sich bei Strengnäs gelagert; die Dänen rückten gegen ihn an. In der Nähe der Gefahr weigerte sich ein jeder, den Befehl zu übernehmen. Die Bauren liefen aus einander und zerstreuten sich. Der Erzbischoff Trolle, auf's neue mit der ihm geraubten Würde bekleidet, und völlig uneingedenk des mit dem sterbenden Reichsvorsteher eingegangenen Vertrages, schämte sich nicht, öffentlich aufzutreten, und die Unterwerfung der Schweden unter einen Monarchen zu predigen, dessen treulose Gemüthsart man schon genugsam erprobt hatte. Allein die Lage des Reichs war über alle maßen traurig, daher dem Antrag jetzt niemand zu widersprechen wagte. Die ganze Geistlichkeit folgte diesem Beispiele; sie verleugnete alle vaterländische Gesinnungen, allen Nationalhaß gegen die Dänen, aus Vorurtheilen für ihren Stand und aus thörichter Herrschsucht. Die Bischöffe selbst reiseten in den Provinzen herum, um durch ihr Ansehen, durch Vorstellungen und Drohungen, allen fernern Widerstand zu verhindern. Sie gewannen auch einige Senatoren und Edelleute, und es ward beschlossen, das drohende Verderben durch Unterhandlungen abzuwenden. Es ward ein eilstägiger Waffenstillstand abgeschlossen, unter der Bedingung, daß sich die Schweden während dieser Zeit erklären sollten, ob sie sich dem Könige unterwerfen, oder ob sie ihr Schicksal noch länger ihren Schwerdtern anvertrauen wollten? Der dänische Feldherr versprach, die Raubsucht

und Zügellosigkeit seiner Soldaten so viel möglich einzuschränken.

Der Adel versammelte sich schleunig in Upsala. Auch hier erschien Trolle als Primas von Schweden, und zeigte, wie nothwendig es sey, dem dänischen Scepter zu huldigen; er stellte die Vortheile vor, die für Schweden daraus erwachsen würden, und zeigte die schröcklichen Folgen des Bürgerkrieges. Die Reichsräthe wurden überredet, und die Bedingungen festgesetzt. Im Namen des Königs ward von seinen, mit einer unbeschränkten Vollmacht versehenen Feldherren, ein Friede zugestanden, und das Versprechen abgelegt, daß das Reich Schweden nach seinen Gesetzen, guten alten Gewonheiten, mit dem Beistand der einheimischen Reichsräthe, regiert werden sollte. Kein Schwede sollte seines bisherigen politischen Betragens wegen zur Rechenschaft gezogen werden; auch war man überaus freigebig, Privilegien, Vorrechte und Schutzbriefe zu bewilligen. Die Unterwerfungsacte wurde sogleich im ganzen Königreiche bekannt gemacht, und die Widerspenstigen mit Feuer und Schwerdt bedroht. An mehreren Orten, wo man zu den Waffen grief, wurden diese Drohungen auch erfüllt. Die Dörfer und Schlösser der unfolgsamen Edelleute wurden verbrannt, und die Bewohner bis in die Wälder verfolgt, wo man sie in großer Menge mordete. Die dänischen Truppen breiteten sich nun allenthalben aus. Trolle kam ihnen mit seinen geistlichen Waffen zu Hülfe, und verbot der Klerisey, den fechtend sterbenden Patrioten ein christliches Begräbniß zu gestatten. Kein Strahl von Hofnung leuchtete den armen Schweden; und so groß wurde endlich das allgemein verbreitete Schrecken, daß sie jetzt wie betäubt zu Tausenden ins dänische Lager strömten, ihre Unterwürfigkeit zu zeigen.

Ein

Ein edles Weib wagte es jetzt, den fast erloschenen Funken des Patriotismus wieder anzufachen, und den Muth ihrer Landsleute neu zu beleben. Dieß war Sture's muthvolle Witwe Christina. Vom Geiste ihres Gemahls belebt, verwarf sie geradezu die zu Upsala abgeschlossene Uebereinkunft, und bewog die Bürger der Hauptstadt durch eine kraftvolle Rede zu dem Versprechen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Auch in den Provinzen bewahrte noch mancher Busen, mit dem Andenken an ihren heldenmüthigen Gemahl, warme Anhänglichkeit an sein Geschlecht. Christina suchte auch auswärtige Hülfe, und die Lübecker waren die ersten, die sie mit Schiffen und Truppen unterstützten.

Die Dänen rückten inzwischen in Verbindung mit den Schweden, die das dänische Scepter anerkannt hatten, vor Stockholm. Es ward eine Gesandtschaft mit Friedensvorschlägen an die Beherrscherinn der Stadt und ihre Freunde abgeordnet. Da diese nichts ausrichtete, wollte der Erzbischoff Trolle einen Versuch machen, die kühne Frau durch Schrecken zur Unterwerfung zu bringen. Er gieng mit fünf tausend Mann auf Stockholm los, näherte sich der Stadt bis auf einen Kanonenschuß, und verlangte eine Unterredung mit Christina. Die Antwort wurde den Abgeordneten durch Schüsse gegeben; sie war entscheidend, denn Trolle marschirte sofort wieder zurück. Sein Rückzug gab das Signal zu einem fast allgemeinen Aufstande in Schweden. Verschiedene Partheyen organisirten sich zur Gegenwehr, schlugen einzelne dänische Korps und plünderten mehrere Bischöffe und Reichsräthe, die den schimpflichen Traktat zu Upsala unterzeichnet hatten. Die Vortheile, die sie erhielten, gaben ihnen Muth, Größeres zu wagen. Es vereinigten sich mit ihnen die Bergleute, und ein

großer

großer Hause aus Stockholm. Sie fielen insgesammt mit männlichem Muth über die Truppen des Königs her. Die Feier des Charfreitags ward durch das Gemetzel entheiligt. Das Wetter war den Dänen ungünstig: der Schnee ballte sich unter den Füssen der Rosse und Menschen, daß sie niederstürzten. Eine große Anzahl der Dänen ward erschlagen, und die schwedischen Bauern ließen sie den Scherz bereuen, den sie sich auf ihre Kosten erlaubt hatten. Manche edle Anführer blieben auf dem Platze, und der schwedische Ungestümm würde einen vollkommenen Sieg davon getragen haben, wenn er von einem erfahrnen Feldherrn weise geleitet worden wäre.

Als König Christiern von diesen Vorgängen in Schweden Nachricht erhielt, säumte er nicht länger, sich in Person mit einer großen Flotte dahin zu begeben. Im Anfange des May's (1520) wehte seine Flagge vor Stockholm. Vor Calmar, das er vergebens zur Uebergabe auffoderee, hatte er einen Aufruf an das Volk erlassen, sich auf den achtzehenten May vor Stockholm zu versammeln, und mit ihm oder seinen Bevollmächtigten sich in eine Unterhandlung einzulassen. Er versprach, das Beste des Reichs auf alle Art zu befördern, und besonders die Hauptbedürfnisse, Salz, Kleidung und Hopfen, in einem guten Preise zu halten. Der Erzbischoff Trolle und andere seiner Anhänger kamen unverzüglich zu ihm, und wiederholten die Versicherung ihrer Ergebenheit. Der König bestätigte alles, was seine Beamten und er selbst verheissen hatte, und foderte das Volk zur Huldigung auf. Durch Popularität suchte er die Bauern an sich zu ziehen; er entließ sie gewönlich mit einem Salzvorrathe beschenkt, das sicherste Mittel, sich ihre Gunst zu erwerben.

Stock-

Stockholm widerstand inzwischen standhaft allen Bemühungen des Königs, allen täuschenden Versprechungen, wodurch er die Bürger bewegen wollte, ihm die Thore zu öffnen. Sture's entschlossene Witwe Christina, die sich überall an die Spitze stellte, erklärte mit männlicher Festigkeit, daß sie den Feind ihres Vaterlandes nicht für ihren Souverain anerkennen, auch nicht den Beschlüssen einer aus Verräthern und Rebellen bestehenden Versammlung gehorchen werde. So verfloß allmählich der Sommer, und Christiern's Aussichten, statt heiterer zu werden, schienen sich vielmehr im Fortgange der Zeit zu trüben. Die Lebensmittel, die durch die Zufuhr der Lübecker in der Stadt im Ueberfluß waren, fiengen an, ihm und den Seinigen zu fehlen; auch in Dänemark ward die, durch den Adel und die Geistlichkeit verbreitete, Unzufriedenheit immer lauter und allgemeiner. Der König mußte also suchen, die schwedischen Angelegenheiten zu beendigen. Er sandte eine Botschaft, die aus hochgeachteten geistlichen und weltlichen Männern bestund, in die Stadt, um die Einwohner zur Uebergabe zu bereden. Die rohe und unbändige Menge wollte von keinem Vergleiche hören, allein der Adel und die Vornehmern gaben den Gründen und Vorstellungen der Unterhändler Gehör, und Christina ward endlich gezwungen, mit ihrem größten Feinde zu unterhandeln. In den ersten Tagen des Septembers ward eine Kapitulation geschlossen. Alle Feindschaft sollte vergessen und vergeben seyn. Den Einwohnern Stockholms ward die vollkommenste Sicherheit für ihr Eigenthum und ihre Personen versprochen. Die alten Gesetze sollten beibehalten, und keine Steuren ohne Bewilligung der Stände auferlegt werden. Dabei versprach der König feierlich, den Widerstand von Sture's Witwe nie zu ahnden, sie im Besitz

ihrer

ihrer Lehen zu sichern, und die Bedienungen im Lande mit gebohrnen Schweden zu besetzen.

Am siebenten September zog Christiern feierlich in die gewonnene Stadt ein, begleitet von Bischöffen und Abgeordneten, von Edelleuten und Geistlichen, tausend Reutern, und zwei tausend Fußsoldaten. Zuerst ward er in die Kirchen, alsdann auf das Schloß, und endlich in ein Privathaus geführt. Unter Trompetenklang wurde nun der Friede verkündiget, der auf einige Tage überall Freude verbreitete. Der König legte in Stockholm vier tausend Mann zur Besatzung, bestimmte den Tag seiner Krönung für den November, und segelte sodann eiligst nach Kopenhagen zurück, wo seine Gegenwart wegen ausgebrochener Unruhen sehr nöthig war.

5.

Krönung. Das stockholmische Blutbad.

König Christiern sah nun den heissesten seiner Wünsche erfüllt; die schwedische Krone, deren Erwerb unermeßliche Summen und das Blut so vieler tapfern Männer gekostet hatte, war in seinen Händen. Aber der böse Genius, der ihn regierte, vergönnte ihm nicht, seines Glückes froh zu werden. Er wollte als Despot herrschen, ohne hinlängliche Einsichten und Muth dazu zu haben; er zeigte sich grausam und hart, und eben so feig und unentschlossen, wenn er Widerstand fand. Die Plane, welche er entwarf, waren groß und zum Theil auch gut, aber zur Ausführung fehlte ihm Ueberlegung und Standhaftigkeit. Schweden betrachtete er als ein durch Gewalt bezwungenes rebellisches Land. Er hatte zwar eine allgemeine

gemeine Amneſtie in Anſehung des Vergangenen angelobt, und mit einem Eide beſtätigt, aber ſein rachgieriges Herz dürſtete nach Blut. Sein Herrſchaft ſollte ſich auf Furcht gründen, und er hoffte den Gemüthern einen ſolchen Schrecken einzujagen, daß es niemand mehr wagen würde, das Sklavenjoch abzuſchütteln, das er dem Lande aufzulegen gedachte.

Zur beſtimmten Zeit kam er, von ſeiner Gemahlinn und dem größten Theile des Hofſtaates begleitet, zur Krönung nach Stockholm. Der Adel, die Städte, die Bergleute, die Bauern, das geſammte Volk war nach der Hauptſtadt beſchieden, und es hatte ſich zahlreich verſammelt. Der Reichsrath erklärte Chriſtiern für den rechtmäßigen Beherrſcher Schwedens, dem das Reich als ein Erbtheil ohne alle Widerrede zukomme. Dann wurden die Bürger zuſammenberufen, das königliche Kriegsvolk marſchirte auf, und ein däniſcher Biſchoff bewies der verſammelten Menge von einer Tribune herab das Recht, das König Chriſtiern an die ſchwediſche Krone habe, und fragte darauf das Volk: ob es ihn für ſeinen Gebieter erkennen wolle? Niemand wagte ein Wort dagegen zu ſagen; alle leiſteten den Eid der Treue, und der däniſche Biſchoff rief Chriſtiern den Zweiten zum Könige von Schweden aus. Die Einwohner von Stockholm, die ihr Unglück nicht ahndeten, und nur an die Krönungsfeierlichkeiten dachten, überließen ſich einer heitern Fröhlichkeit, und ſelbſt die Haſſer des Königs vergaſſen jetzt auf eine Weile ihres Unmuths, und nahmen an der allgemeinen Freude Theil. Allein ſchon am Krönungstage (es war der vierte November des Jahres ein tauſend fünfhundert und zwanzig) fieng der neue Regent an, eine offenbare Verachtung gegen ſeine neuen Unterthanen zu zeigen. Bei der Proceſſion wurden alle Reichsinſignien von

Dänen

Dänen getragen — eine Zurücksetzung, die nothwendig den Neid der Schweden erregen mußte. Nach der Krönung schlug Christiern mehrere dänische und ausländische Herren zu Rittern: weil Schweden durch das Schwerdt erobert sey, könnte diese Ehre für dasmal keinem Sohne dieses Landes widerfahren. Er dachte nicht darauf, die schwedischen Großen zu ehren und auszuzeichnen, sondern in seinem schändlichen Herzen lebte der schwarze Wunsch und Vorsatz, die vornehmsten Familien des Landes auszurotten. Auf dem Gipfel des Glückes vergaß er, was er der Menschheit schuldig sey, und ließ sich zu einer fürchterlichen Handlung hinleiten, die so schwarz in seinem Leben erscheint, daß der Glanz mancher bessern That, die er ausübte, dadurch verdunkelt wird.

Es war dem Könige und seinen Räthen nicht verborgen, daß es schwer seyn dürfte, sich im Besitze Schwedens zu erhalten, wenn man nicht ein großes Kriegsheer darinn unterhalten wollte, das alle Einkünfte des Landes verschlingen würde. Man hatte von dem alten Nationalhasse der Schweden alles zu fürchten, vornemlich von Seiten des Adels. Die Besorgnisse und der Wunsch, das eroberte Königreich ohne alle Rücksicht auf Gesetze, ganz nach Willkühr zu beherrschen, führte zu den grausamsten Beschlüssen. Nur in der Ausrottung der vornehmsten schwedischen Edelleute hofte man die Sicherheit eines daurenden Besitzes zu finden, und man war eine Weile nur wegen eines schicklichen Vorwandes verlegen. Die Räthe des Königs schlugen allerhand Mittel vor. Einige meinten, man sollte Pulver im Schlosse legen, die schwedischen Reichsräthe als die Urhebrr dieser That angeben, und sie sodann hinrichten lassen. Andere hielten die Erregung eines Zwistes zwischen den Bürgern und Soldaten für das Beste, da man denn

im

im Tumult alle Feinde des Königs umbringen könnte. Dieser Rath aber wurde wegen des ungewissen Ausganges verworfen. Endlich ersann der königliche Beichtvater Slaghök ein Mittel, das, seiner Meinung nach, alle Bedenklichkeiten hob. Der schlaue Mann, der sich vom Barbiergesellen bis zum ersten Geistlichen Dänemarks emporgeschwungen hatte, bemerkte, daß der Vorwand zu den nöthigen Blutscenen nicht weit zu suchen wäre, da Christiern nicht blos für sich, sondern auch für den Pabst gestritten habe. Als König könnte er sein Wort halten und seinen Gegnern verzeihen, aber als Vollstrecker des päbstlichen Bannes müßte er sie zur Strafe ziehen. Diese Idee fand Beifall, und es wurden sogleich Anstalten getroffen, sie zu realisiren.

Die vornehmsten Schweden waren nach den Festlichkeiten der Krönung im großen Schloßsaale versammelt. Da trat der Erzbischoff Trolle in allem Glanz seiner Würde, von den vornehmsten Priestern und seinen Freunden, Verwandten und Kreaturen begleitet, unter ihnen auf. Sein ernstes, düsteres Aussehen spannte die Erwartung, und in Gegenwart des Königs begann er eine Rede, worinn er sich bitter über die Beleidigung seiner heiligen Würde und über die Eingriffe in das Eigenthum der Kirche beschwerte, und die Wiedererbauung des Schlosses Stäket verlangte. Um der Sache ein rechtliches Ansehen zu geben, setzte man eine Kommission von theils fremden, theils einheimischen Geistlichen nieder, bei welcher der Erzbischoff Trolle den Präsidenten machte. Diese Kommission that nach einer kurzen Berathschlagung den Ausspruch, daß alle diejenigen hingerichtet werden müßten, die sich durch ihr Benehmen gegen den Erzbischoff den Bann zugezogen hätten.

Sobald

Sobald dieses Urtheil ausgesprochen war, entfernte sich der König. Dagegen stürzten Soldaten von seiner Leibwache in den Gerichtssaal, welche die Senatoren, Magistratspersonen und andere als Schlachtopfer Ausgezeichnete sogleich in Verhaft nahmen. Sie wurden nicht in Gefängnisse gebracht, sondern blieben als Gefangene auf dem Schlosse, um von hieraus geradezu auf den Richtplatz geführt zu werden. Alles wurde, aus Furcht vor dem Landvolke, mit ausserordentlicher Eile betrieben, und in der größten Geschwindigkeit wurden auf allen Märkten der Stadt Galgen errichtet. Ein Henkersknecht kündigte den unglücklichen Schlachtopfern des Hasses und der Erbitterung das blutige Urtheil an; den Ketzern und Verächtern der heiligen Religion wurden die letzten Erquickungen glaubiger Seelen, der Beistand der Priester und die Sakramente, verweigert.

Der achte November war der schröckliche Tag, an dem Christiern eine Schuld auf sich lud, die keine Versöhnung tilgen konnte. Beim Anbruche des Lichts trompetete ein Herold durch die Gassen, daß niemand seine Wohnung verlassen sollte. Furchtsam gehorchten die Bürger; die Thore blieben verschlossen. Das geschäftige Leben der Stadt erstarrte in Grabesstille. Unter dumpfer und banger Erwartung schlich der Vormittag langsam dahin. Wachen besetzten die Straßen; an mehreren Plätzen ward Geschütz aufgeführt, und diese Anstalten vermehrten die entsetzliche Angst, die sich in allen Busen verbarg. Es schlug die zwölfte Stunde, und nun öfneten sich die Thüren des Schlosses, und die Gefangenen wurden nach dem großen Markte geführt. Es war eine höchst empörende Procession. Die größten Reichsbeamten, die Reichsräthe, zwei Bischöffe, die vornehmsten der Ritterschaft, die Bürgermeister und der ganze Magistrat von Stockholm,

holm, giengen alle paarweise von Henkern geführt, zum Richtplatze. Es waren vier und neunzig Personen, die durch Geburt, Erziehung, Ehrenstellen, Einsichten und Tugenden ausgezeichnetsten Männer eines ganzen Königreichs. Die Bischöffe trugen ihren vollen Ornat, die Reichsräthe und Magistratspersonen ihre Amtskleidung nebst Insignien. Die Schlachtopfer zeigten Ruhe und Würde; desto unruhiger aber war das Volk, das, des Verbotes ungeachtet, aus den Häusern herbei stürzte, laut wehklagte, und dafür von den dänischen Soldaten blutig mißhandelt wurde. Viele dieser Traurenden, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, wurden auf der Stelle niedergehauen.

Als die Verurtheilten bei dem Blutgerüste angekommen waren, hielt ein dänischer Reichsrath von dem alten Rathhause (der sogenannten Bürgersprache) eine Rede an das Volk. Er verlangte, daß es über die Strafe, die an den Uebertretern der Kirchengesetze vollzogen werden würde, nicht erschrecken möge. Der Erzbischoff Trolle habe den König dreimal auf den Knieen um Rache angerufen; er beschuldigte endlich die Gefangenen, daß sie dem Könige nach dem Leben getrachtet hätten. In der Todesstunde kehrte einigen der Beklagten der Muth zurück. Einer von den verurtheilten Bischöffen beschuldigte den Redner laut der Lüge; er rief ihm zu, daß sein König schändlich und verrätherisch gegen schwedische Männer handle; er verlangte ein gerechtes Urtheil über sich und seine Brüder, und stellte seine Sache der Rache der höchsten Gerechtigkeit anheim. Einige Rathsherren ermahnten umsonst ihre furchtsamen Mitbürger, zur Rettung aufzutreten, und sich von dem Tyrannen, dessen Gesinnungen der heutige Tag entdeckte, zu befreien. Die Soldaten machten ein solches Geräusch mit den Waf-

fen,

sen, daß man wenig von diesen Reden hören konnte. Um sie auf einmal zu endigen, wurden die Henker herbeigerufen, die sogleich zu Werke schritten. Zuerst kamen sechzehn Bischöffe und weltliche Herren an die Reihe, auf diese folgten sechzehn Mitglieder des Stadtraths, und an diese schlossen sich viele der angesehensten Bürger an. Mehrere Zuschauer, die bei dem Anblick des gräßlichen Trauerspiels Thränen vergossen, wurden von den beschäftigten Henkersknechten auf der Stelle wie Missethäter ausgepeitscht, oder von den Soldaten niedergehauen. Der tapfere Kommandant von Calmar wurde gekreuzigt und dann geviertheilt. Noch vom Kreuze herab, wo man ihm die Schaamtheile abschnitt, munterte er das Volk zur Rache auf, bis ihm das Herz aus dem Leibe gerissen wurde.

Der König sah aus einem Fenster des Rathhauses der ganzen langen Reihe von Hinrichtungen zu, die den Marktplatz so mit Blut überschwemmten, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen hinab floß. Am folgenden Tage wurde die Schreckensscene erneuert, und nun gieng der grausame Monarch selbst, im Blute watend, auf dem Markte herum, um sich an diesem scheuslichen Anblicke zu weiden. Er verbot bei Lebensstrafe, keinen Körper wegzunehmen oder zu begraben. Zwei Tage und zwei Nächte lagen die Leichname auf dem Markte zur Schau, den Vögeln und Hunden zum Raube, und zwar die Geistlichen, Adelichen und Bürgerlichen auf besonderen Haufen. Erst am dritten Tage, da die Fäulung überhand nahm, und alle Menschen empörte, wurden die Körper vor der Stadt auf einem mit Theer und Pech angefüllten Scheiterhaufen als ketzerische Leichname verbrannt.

Aber noch waren die Furien nicht versöhnt, der Blutdurst noch nicht gekühlt. Mancher mußte noch

auf

auf dem Schafott verbluten: Tag für Tag wurden die aufgerichteten Galgen mit den unschuldigen Dienern der gemordeten Herren angefüllt, die bisweilen in ihren Reisekleidern, so wie sie das Pferd, auf dem sie kamen, verlassen hatten, zum Tode geführt wurden. Da sich mehrere von der Ritterschaft verborgen hatten, um dem Tode zu entgehen, so gab sich der Tyrann alle Mühe, auch diese in seine Hände zu bekommen. Zu dem Ende ließ er eine Menge Häuser durch seine Soldaten durchsuchen, die bei dieser Gelegenheit die größten Grausamkeiten verübten, die Häuser rein ausplünderten, Frauen und Mägde nothzüchtigten, und die Hausväter in den Armen ihrer Weiber und Kinder mordeten. Der Wütherich war indessen gewiß, daß ihm viele seiner Gegner entgangen wären; er machte daher für alle noch lebende eine Amnestie bekannt. Man war treuherzig genug, nach allem, was vorgegangen war, dennoch einer solchen Proklamation zu trauen. Kaum aber zeigten sich diese unglücklichen Edelleute, so wurden sie niedergehauen, und diejenigen, die man auf den Landstraßen antraf, von den Pferden gerissen, und an den nächsten Galgen gehenkt. Sture's beinahe in Staub verfallener Körper ward nebst einem Kinde der Gruft entrissen, und zugleich mit dem Leichnam eines Priesters, der auf des Erzbischoffs Veranstaltung ausgegraben ward, den übrigen zugesellt. Der Witwe des edlen Mannes ließ man die Wahl, ob sie ersäuft, verbrannt oder lebendig begraben werden wollte, und nur auf besondere Fürsprache ward sie, in Ketten geschmiedet, zu einem lebenslänglichen harten Gefängniß verurtheilt. Ihre alte Mutter wurde in einen Sack gesteckt, und ins Wasser geworfen, allein durch Geschenke an die Günstlinge des Tyrannen gerettet.

In den Provinzen, besonders in Finnland, ward ein ähnliches Blutbad angerichtet. Vornemlich spürte man den Edelleuten nach, die aus Mistrauen gegen den König nicht bei der Krönung erschienen waren. Wo die Rachsucht sie aufspürte, wurden sie hingerichtet. Der Wütherich besorgte, seine blutigen Befehle möchten nicht mit aller Strenge vollzogen werden, reiste selbst im Lande umher, und, um desto mehr Schrecken zu verbreiten, ließ er in allen Städten Galgen errichten. In Wadstena wurden einige Schweden, die sich etwas laut geäußert hatten, gerädert; in dem Kloster Nydala, dessen Reichthümer er rauben wollte, fieng er unter einem nichtigen Vorwande einen Streit an, und ließ den Abt und fünf Mönche ersäufen. Er hatte einen tödlichen Haß auf die Familie Ribbing geworfen, und suchte alle männlichen Zweige dieses Namens auf, um das Geschlecht auszurotten. Zwei Knaben von dieser Familie von neun und sechs Jahren, die er in Jönköping fand, wurden auf eine martervolle Art hingerichtet, auf daß sie nicht, dereinst herangewachsen, den Mord ihres Vaters rächen möchten.

Gegen sechshundert Personen hatten nunmehr aus den Edelsten des Landes ihr Leben unter Henkershänden verloren, als der Tyrann beschloß, nach Dänemark zurück zu kehren. Um den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, die aus den verübten Greueln entspringen konnten, ließ er öffentlich bekannt machen, er habe nichts weiter gethan, als das Urtheil aller Prälaten und der Weisesten des schwedischen Reichs gegen die Ketzer und die Verbrecher wider die Kirche vollzogen; und nur dadurch sey der allgemeine Bann verhindert worden. Er hoffe von nun an, in Ruhe und Friede, den Gesetzen gemäß, die Schweden zu beherrschen. Um die Mittel zu einem Aufstande aus dem

dem Wege zu räumen, wurden allenthalben die Landleute entwafnet. Hiebei fand der Nationalhaß der Dänen eine süße Waide; die rohen Begleiter des Königs glaubten jetzt die Herren der Schweden zu seyn, und äußerten öffentlich ihren Uebermuth und ihre barbarische Freude. Nur wenige edle Gemüther verabscheuten diese wilden Gewaltthätigkeiten. Der böse Geist, der den König zu den blutigsten Gewaltthaten verleitet hatte, wich auch auf der Rückreise nicht von ihm; er ließ sich unter Weges Galgen und Räder statt Ehrenpforten errichten. Selbst seiner Freunde schonte er nicht, und sobald er irgend eine Schuld an ihnen zu finden glaubte, theilten sie das Schicksal, das sie selbst vielleicht andern Unglücklichen bereitet hatten. Die Regierung des Reichs vertraute er, mit der Aengstlichkeit des Tyrannen, nur solchen Personen, auf deren Treue er sich verlassen konnte, vorneinlich aus der Familie Trolle. Diese setzten die Gewaltthaten und Bedrückungen mit unmenschlicher Härte fort. Der Vicekönig Baldenake, Bischoff von Seeland, ein Wollüstling der ersten Größe, war unermüdet zu proscribiren, und durch Konfiscirungen seine Schätze zu häufen; dagegen die Kriegsbefehlshaber, mit Verspottung aller Disciplin, ihre Armee in abgesonderte Haufen theilten, jeder für sich unabhängig in den Provinzen umherzog, und nach Gutdünken durch Raub und Mord alles verheerte. Die Edelleute besonders waren immer auf der Flucht, und wurden von den Dänen wie das Wild verfolgt. Man machte im eigentlichen Sinne auf sie Jagd, um sie zu ermorden. Sehr viele von ihnen wußten sich nicht anders zu helfen, als den Erzbischoff Trolle um Schutz anzuflehen, der jedoch von diesem unerbittlichen Priester nur Wenigen verliehen wurde; besonders hatte er alle seine Feinde zum Tode bestimmt,

und wen er habhaft werden konnte, entgieng ihm auch nicht.

6.

Gustav Erichson, Schwedens Retter.

Schweden war jetzt in der traurigsten Lage. Muthlosigkeit verbreitete sich durch das ganze Reich; der Adel, welcher dem dänischen Tyrannen und seinen Kreaturen nicht schmeicheln wollte, floh in die fernsten Gegenden; und das gemeine Volk, welches bisher gleichgültig zugesehen hatte, weil die Verfolgung den Vornehmsten gegolten hatte, ward durch ein Gerüchte aufgeschreckt, als wolle der König bei seiner Zurückkunft allen Bauern eine Hand und einen Fuß abhauen lassen, um sie zu Kriegsdiensten untauglich zu machen. Das Maaß des Leidens voll zu machen, mischte sich der Privathaß einiger alten schwedischen Geschlechter ein, welche sich auf den Ruinen ihrer Feinde und ihres Vaterlandes zu erheben suchten. Der König erhielt dadurch zahlreiche Anhänger, und ausserdem waren alle Festungen in seinen Händen. Bei diesen traurigen Umständen, da die Patrioten alle Hofnung aufzugeben schienen, tritt Gustav Erichson auf, und rettet sein Vaterland. Er ist einer von denen, welche die Vorsehung gebohren werden läßt, um ganze Länder durch sie zu segnen. Von aller Hülfe entblößt, und mit Gefahr des Lebens in Wäldern und Gebürgen umherirrend, faßt er den Entschluß, sein Vaterland zu befreien. Gegen die dänische Uebermacht, und gegen noch gefährlichere einheimische Feinde führt er sein Vorhaben aus. Er thut noch mehr. Er bringt Ordnung in den Staat; macht

macht die Krone in seinem Hause erblich; hält die Großen zum Besten des Volks in der Unterwürfigkeit; bricht den Uebermuth der Klerisey durch die Reformation, und verschafft seinem Staate Ansehen bei Auswärtigen. Nur zwei Fehler werfen Schatten auf sein Gemählde. Er war jähzornig und auffahrend, und er theilte das Reich unter seine Söhne, welche Theilung neue Zerrüttungen verursachte.

Gustav Erichson, gebohren am zwölften Mai des Jahres ein tausend vierhundert und neunzig im Kirchspiel Ockestad, drei Meilen von Stockholm, stammte von väterlicher Seite aus dem Hause Wasa, und von mütterlicher aus dem Hause Sture. Beide Häuser leiteten ihre Herkunft von alten nordischen Königen ab. Was ihnen aber mehr Ansehen und Liebe bei den Schweden verschaffte, war ihr ausgezeichneter Eifer für die Sache der Freiheit, gegen die Anmassungen der Fremden. Sein Vater, der Reichsrath Erik Johnson Wasa, ein von dem Wappen (einer Korngarbe) entlehnter Familienname, gab ihm für die damalige Zeit die bestmöglichste Erziehung, die hernach der Reichsvorsteher Suanta Sture vervollkommnete. Dieser Regent liess ihn an seinem Hofe alle ritterlichen Uebungen lehren, und in Upsala studieren, wo er sich im Umgange mit einigen Lehrern der Universität ausbildete, die sich, wie alle höhere Geistliche in Schweden, in Rom gebildet hatten. Schon früh entwickelte sich in seinem Herzen jene unauslöschliche Liebe für sein Vaterland, die ihn in der Folge alle Gefahren verachten lehrte; und der alte Nationalhaß gegen die Dänen gieng schon in frühen Jahren auch auf ihn über. Sein Lehrmeister, ein gebohrner Däne, sprach einmal bei dem Unterrichte etwas verächtlich von den Schweden. Gustav zog seinen kleinen Degen, hieb mitten durch das vorliegende

liegende Buch und gieng davon, ohne jemals wieder zu kommen.

Die Natur hatte dem edlen Jünglinge einen Empfehlungsbrief gegeben, den auch der roheste Wilde anerkennt, einen wohlgebauten und starken Körper, einen schönen und freundlichen Blick und eine seltene Ueberredungsgabe. Er war von etwas mehr als mittelmäßiger Größe, von hoher Stirn und scharfem Auge. Sein Geist blickte tief und führte schnell den gefaßten Entschluß aus. Er war standhaft und unermüdet, hatte ein ungemein glückliches Gedächtniß, und schon im Jünglingsalter bezeichnete männliche Reife seine Urtheile und Entschließungen.

Als er sein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, fieng er an zu Geschäften gebraucht zu werden. Dieß war gerade die Zeit, wo Christiern seine Versuche machte, Schweden mit Gewalt zu bezwingen. Gustav zeichnete sich im Jahr ein tausend fünf hundert und siebenzehen in der Schlacht mit den Dänen bei Dufwenäs, einem kleinen Vorgebürge, das sich nahe bei Stockholm in die See verliert, so sehr aus, daß ihm der Reichsvorsteher Sture sein Vertrauen nicht versagen konnte. Christiern kam im folgenden Jahre wieder, landete bei Stockholm und ward wieder geschlagen. Erichson führte in dieser Schlacht das Hauptpanier, und nun wurden selbst die Dänen auf den jungen Helden aufmerksam. Als daher Christiern auf seiner Flotte vom Hunger geplagt wurde und zur Vermittlung des Friedens sich erbot, selbst nach Stockholm zu kommen, verlangte er unter mehrern andern Geiseln auch den jungen Erichson ausgeliefert. Die treulose Politik, die hinter diesem Vorschlage versteckt war, kennen meine Leser. Der König ließ nemlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüber zu segeln, die früher angekommenen schwedi-

schen

schen Geiseln als Verbrecher verhaften und nach Dänemark bringen, mit der Drohung, sie alle enthaupten zu lassen, wenn die Schweden nicht die kalmarische Union anerkennen, und seinen Freund, den verjagten Erzbischoff Trolle, wieder einsetzen würden.

Erichson wurde mit seinen Unglücksgefährten in Kopenhagen sehr strenge verhaftet, und mit der äußersten Härte behandelt. Der despotische König hätte ihn wahrscheinlich ohne Säumniß hinrichten lassen, wenn ihm nicht wäre vorgestellt worden, daß er vermittelst dieser edlen Männer die Schweden bewegen könnte, seinen Absichten zu entsprechen. Schon hatte die harte Behandlung Einige das Leben gekostet, als sich ein angesehener Mann fand, dem es gelang, Erichson's Lage zu verbessern. Dieß war der dänische Edelmann Erich Banner, sein Verwandter. Dieser stellte sechs tausend Reichsthaler, eine damals in diesem Lande ungeheure Summe, Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe trauriger Monate auf Banners Schlosse in Jütland, und dachte an nichts als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Mehrmals war er schon auf dem Wege zu entfliehen, aber sein Gefühl von Rechtlichkeit hielt ihn noch zurück. Als er jedoch vernahm, wie der Reichsvorsteher gestorben, und Christiern wirklich im Begriff sey, die Schweden unter sein tyrannisches Joch zu beugen, da hielt er sich nicht länger, sondern beschloß, Untreue mit Untreue zu vergelten. In Bauernkleidung entwischte er des Nachts, und entgieng zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft deutscher Viehhändler an, die aus Jütland

land Ochsen geholt hatten, und ihn auf sein Anerbieten als Viehhirten in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er im September des Jahres ein tausend fünfhundert und neunzehn nach Lübeck, und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen, und bat um Schutz für sich und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck, die wichtigste unter den deutschen Hanseſtädten, war damals allerdings im Stande, das Schicksal eines Königreichs, wie die drei nordischen, entscheiden zu helfen. Bei ihrem Reichthum konnte es dieser Stadt nie an Truppen fehlen, und ihre Flotte war wohl größern Mächten, als das damalige Dänemark war, furchtbar. Es kam nur darauf an, daß Erichson den Lübeckern die Vortheile recht einleuchtend machen konnte, die ihnen die Trennung Schwedens von Dänemark gewähren könne, und dieß gelang ihm nach manchem hartem Kampfe wirklich. Er erwarb sich so sehr das Zutrauen der Rathsherren, daß sie ihn sogar gegen Banners Ansprüche in Schutz nahmen, der seinem Flüchtlinge sogleich nachgeeilt war, und, mit einem drohenden Kabinetsschreiben aus Kopenhagen versehen, dessen Auslieferung verlangte. Die Sache wurde förmlich vor dem Senate von beiden Theilen erörtert und bestritten. Banner berief sich auf die von seinem Vetter gemachte Bürgschaft, und sprach von dessen Treulosigkeit und Undankbarkeit; dabei stellte er dem Senat die Gefahr vor, den König durch die Freilassung seines größten Feindes zum Zorne zu reitzen. Erichson hingegen berief sich auf seine allgemein als ungerecht bekannte Gefangenschaft, der er als ein freier Mann ein Ende gemacht hätte. Er gestand seine Verbindlichkeit gegen Banner, versprach die Bürgschaftssumme zu bezahlen, sobald er in Schweden angelangt seyn würde, und

und äußerte am Schluß seiner Rede: er habe auf den Schutz einer unpartheyischen, gerechten Regierung gehofft, und besorge nicht, sich betrogen zu haben. Die Lübecker entsprachen seinem Zutrauen, und er fand besonders eine starke Stütze an dem Bürgermeister Bröms. Dieser meinte, daß Christiern für ihre Handlung zu groß werden möchte, wenn er ungestört Herr aller drei nordischen Reiche wäre. Und ausserdem war Erichson kein Missethäter, noch sonst auf ehrliche Art in Christierns Hände gerathen. Der Rath schützte ihn also, und versprach, ihn sicher und unbeschädigt in sein Vaterland über zu setzen, und auf sein Verlangen in der Folge auch mit Geld und Volk zu unterstützen. Der Rath hielt auch Wort, und ließ ihn im May des Jahres ein tausend fünfhundert und zwanzig auf einem Kaufmannsschiffe nach Schweden absegeln.

Aber in welchem Zustande fand Erichson sein Vaterland, und durch welche Gefahren mußt' er sich durcharbeiten! Das Reich war in Christierns Händen; seine Ankunft schon bekannt. Er landete bei Calmar, da ihn die kreuzenden dänischen Schiffe hinderten, gerade nach Stockholm zu segeln. Noch war Calmar, die zweite Stadt des Reichs, in schwedischen Händen; Erichson begab sich daher sogleich dorthin, gab sich den Truppen zu erkennen, zeigte ihnen, daß er mit Lebensgefahr sich den Weg zu ihnen gebahnt, um an ihrem ehrenvollen Widerstande Theil zu nehmen, ermunterte sie ihrem Eide getreu zu seyn, und machte ihnen Hofnung auf nahe Hülfe. Diese Reden machten keinen Eindruck auf den Kommandanten, der nur eine Gelegenheit erwartete, gegen einen für sich vortheilhaften Vertrag die Stadt den Dänen zu übergeben; eben so wenig achtete die Besatzung darauf, größtentheils aus deutschen Miethsoldaten

soldaten bestehend, die in Erichson blos einen vogelfreien Flüchtling sahen; und da er dennoch mit seinen Vorstellungen fortfuhr, droheten sie ihn umzubringen, oder an die Dänen auszuliefern, wenn er sich nicht gleich entfernte.

Erichson floh in der Verkleidung eines Bauern. Von Kundschaftern umringt irrte er mitten unter seinen und des Reiches Feinden umher, fand oft nur in den Wäldern Sicherheit, und kam unter unzähligen Beschwerden und Gefahren nach Südermanland. Hier besuchte er seine Schwester, die mit einem Reichsrath Brache vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschracken über ein solches Wagestück, und wollten mit dem verwegenen Jünglinge nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen. Sein Schwager reiste nach Stockholm, um dem dänischen Tyrannen zu huldigen, und Erichson wanderte weiter, immer den großen Gedanken wälzend, seinem Vaterlande die Freiheit zu verschaffen. Zuweilen versuchte er, immer als Bauer verkleidet, auf einigen Dörfern die Bauern, wenn sie des Sonntags vor der Kirche versammelt waren, zur Ergreifung der Waffen aufzumuntern. Aber weil Christiern bisher den Bauern noch keine Abgaben auferlegt hatte, so erhielt er gemeiniglich die Antwort: „es wird uns weder an Salz noch Heringen fehlen, so lange wir dem Könige gehorchen; sollten wir uns aber empören, so gieng es an den Hals.“ Ja sie schossen auch wohl mit Pfeilen hinter ihm her.

Nach vielen Gefahren dieser Art kam Erichson auf seinem väterlichen Rittersitz Räfnäs in Südermanland

manland. Indem er hier zwischen allerlei kühnen Entwürfen schwankte, gieng zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, das den edelsten Männern der Nation das Leben kostete. Das Gerücht davon drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen wären, und der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christiern hatte seinen Aufenthalt in Südermanland entdeckt, und schickte ihm überall Soldaten nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man ihm die Thüren; selbst das Karthäuserkloster zu Grypsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt.

7.

Erichsons Schicksale in Dalecarlien.

Es ist das Eigenthümliche großer Geister und unternehmender Köpfe, daß Schwierigkeiten ihren Muth nicht schwächen, sondern vielmehr ihre Thätigkeit spannen und erhöhen. Erichson konnte leicht voraussehen, daß sich seinem großen Beginnen zahllose Hindernisse in Weg legen, und daß immer neue Gefahren sein Haupt umschweben würden. Der ungünstige Anfang konnte ihn nur ermuntern, ernstlich darüber nachzudenken, wie er am sichersten seinen Zweck erreichen könnte. Indem er darüber Betrachtungen anstellte, schien es ihm, daß er in keiner schwedischen Provinz eher Proselyten für sein großes Unternehmen machen

machen könnte, als in Dalecarlien. Sobald er darüber mit sich einig geworden war, packte er sein Geld und seine Kostbarkeiten zusammen, und machte sich in Begleitung eines Bedienten auf den Weg dahin.

Die Thäler oder Dalecarlien liegen zu äußerst an den norwegischen Gebürgen. Sie haben einen Umfang von vierzig schwedischen *) Meilen in der Länge und sechs und zwanzig in der Breite. Das ganze Land ist mit Bergen, Thälern, Waldungen, Heiden und Seen durchschnitten, und hat einen reichen Vorrath an Bergwerken, an Silber-, Kupfer-, Eisen-, Schleif- und Mühlsteingruben. Städte gab es in dieser Provinz gar nicht, sondern nur Dörfer, die in der Nähe von Wäldern oder an den Ufern stehender Seen und Flüsse lagen; andere lagen in unwegsamen und zum Theil unzugänglichen Gebürgen, und diese besonders waren mit rauhen Menschen bevölkert. Die ältesten Bewohner dieser Dörfer waren, so wie bei mehreren wilden Völkerstämmen in Nordamerika, die Richter und zugleich die Anführer im Kriege. Weiter aber hatten sie keine Gewalt über die andern. Die Verfassung dieser Bauern war im Ganzen demokratisch: die ganze Dorfmasse war im Besitz der Macht; daher versammelten sich auch sämmtliche Einwohner an allen Festtagen, und entschieden über die Angelegenheiten des Orts. Die ihnen auferlegten Abgaben waren sehr geringe, weil man sich fürchtete, ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen. Auch Edelleute lebten in diesen Gegenden, die aber durch Ansprüche und Sitten sich fast gar nicht von den Bauern auszeichneten. Stark, arbeitsam, unverdrossen und streitbar, waren diese Leute von jeher Feinde der

*) Zehen und eine halbe schwedische Meile machen fünfzehn deutsche.

der Unterdrückung. Sie essen Brod von Hafer und Erbsen, und, ist die Erndte schlecht, von zerstossener Baumrinde. Sie hangen fest an den Sitten, Gebräuchen und der Kleidung ihrer Vorfahren, und sprechen eine Sprache, welche der Schwede nicht versteht.

Zu diesen Dalecarle oder Thalleuten wandte sich Erichson. Aber ach! schon unterwegs verlor er einen Theil seiner Hofnungen. Sein treuloser Diener verlies ihn in der Nacht, und gieng mit aller ihm anvertrauten Bagage davon. Vergebens setzte ihm Erichson so lange nach, bis sein Pferd vor Mattigkeit hinsank; er mußte endlich auch dieß Pferd im Stiche lassen. Er schnitt nun sein Haar rund ab, setzte einen runden Hut auf den Kopf, und zog ein Wammes von grobem Tuch an. Mit der Axt auf der Schulter wanderte er als ein Bauerkerl umher, und suchte Arbeit. Nachdem er lange einsam in diesen rauhen Gegenden öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er nach Fahlun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Um sein Leben zu erhalten, arbeitete er einige Zeit in den Kupferbergwerken als Handlanger, setzte dann seinen Wanderstab weiter, verdung sich bei einem reichen Manne und drosch *). Seine Mitdrescher fanden an ihm etwas besonderes, und eine Magd entdeckt einen unter dem Wammes hervorragenden seidenen Kragen, und eilt mit dieser Entdeckung zu dem Herrn. Dieser läßt den verkappten Knecht rufen, und erkennt in ihm mit großer Verwunderung einen alten Universitätsfreund. Erichson gab ihm von den blutigen

*) Diese Scheune ließ der schwedische König Karl der Eilfte im Jahr ein tausend sechshundert und acht und sechzig aufsuchen, und wies eine Summe Geldes zu ihrer beständigen Erhaltung an.

blutigen Vorfällen in Stockholm Nachricht, wovon noch nichts in diesen Gegenden bekannt worden war, und beschwur ihn sich seines bedrängten Vaterlandes anzunehmen, wobei er sich erbot, an die Spitze des kleinsten Haufens zu treten, in der Zuversicht, daß er bald größer werden würde. Allein der reiche Mann hatte dazu keinen Muth, und es schien ihm Vermessenheit, ohne alle Mittel einen so mächtigen Feind anzugreifen; er wollte seinen Gastfreund nicht einmal länger bei sich behalten, sondern rieth ihm, sich weiter ins Gebürge zu flüchten.

Erichson wanderte weiter, gieng über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich mit Lebensgefahr, und erreichte einen andern Edelhof, dessen Besitzer ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm. Aber das war ein spekulativer Kopf. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christiern erhalten könne, wenn er diesen gefährlichen Gast auslieferte, und so setzte er sich denn, nachdem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem nächsten dänischen Statthalter anzuzeigen. Dieser gab ihm sogleich zwanzig Mann mit, aber zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Des Edelmanns mitleidige Gattinn hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Isale, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seiner Kirche versteckt hielt, und ihn dann bei einem Bauer, Namens Swen Nilson, unterbrachte. Als er hier einmal in gewöhnlicher Bauernkleidung in der Stube steht, kommen ganz unvermuthet hundert dänische Aufpasser, und fragen den Bauer, ob ihm kein junger Edelmann vorgekommen sey, welcher sich in dieser Gegend aufhielte,

hielte, um Aufruhr gegen den König zu stiften? Der Bauer antwortete mit Nein. Seine Frau aber, um ihnen allen Argwohn zu benehmen, ergreift einen Spathen, und giebt dem Erichson einen ziemlich harten Schlag, und schilt ihn, daß er hier so müssig stehe, und sich nicht hinaus mache zu dem übrigen Gesinde, in der Scheune zu arbeiten. Erichson folgt ihrem Befehle und entgeht dadurch seinen Verfolgern, welche sich nichts weniger vorstellten, als daß gerade derjenige, den sie suchten, unter einer solchen Person verborgen seyn könnte. Er beschloß hierauf noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von umherstreifenden Dänen. Da hatte sein Wirth einen listigen Einfall. Er legt ihn auf einen Wagen, bedeckt denselben mit Stroh, und fährt so verborgen weiter. Die Dänen, welche alle Pässe und Brücken mit Wache besetzt hatten, stechen mit ihren Spießen in das verdächtige Fuder Stroh, und treffen Gustaven so tief ins Bein, daß das Blut auf den Weg tröpfelt. Der Bauer bemerkt dieses, und schneidet sein Pferd so behend in den Fuß, daß er die Wachen überreden konnte, das Blut tröfle aus der Wunde des Pferdes.

Als Erichson in dem Kirchspiele Rättwick angekommen war, beschloß er sogleich einen Versuch zu machen, die Dalecarlen zu den Waffen aufzumuntern. Zum Glück war seine Wunde nicht gefährlich. Er nahm sich jedoch keine Zeit sie zu heilen. Sobald sie verbunden war, mischte er sich unter die Bauern, und erzählte ihnen von den schröcklichen Greuelthaten, die in Stockholm vorgefallen waren, wovon man in diesen entfernten Thälern noch nichts wußte. Er schilderte ihnen den Charakter des Königs mit gräßlichen Farben, und weissagte ihnen ein schröckliches Schicksal, wenn sie sich nicht, wie ihre ruhmwürdi-

gen Vorfahren, zuerst aufmachen würden, das fremde Joch abzuwerfen, wozu jetzt die beste Zeit wäre.

Die Bauern waren bewegt, und meinten, wenn ihre Nachbarn anfangen wollten, so würden sie nicht die letzten seyn. Der erfreute Erichson gieng nun nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiele in den Thälern. Hier findet er in den Weihnachtsfeiertagen eine große Menge Bauern versammelt; er steigt auf einen Hügel, und redet die Gemeine mit diesen Worten an: „Redliche Thalleute! ich sehe eure zahlreiche Versammlung mit eben so großem Vergnügen, als mein Herz bei unserm Zustande leidet. Mit welcher Gefahr ich euch meinen Namen nenne, das wißt ihr; denn ihr seht und hört ja täglich, wie man meinem Leben nachstellt. Aber die Rettung eures und meines bedrängten Vaterlandes rührt mich zu sehr, als daß ich auf mich selbst sehen sollte. Wie lange wollen wir Sklaven seyn, wir, die wir zur Freiheit gebohren sind? Die Alten können sich noch erinnern, was für Zwang, Unruhe und Plage und Verfolgung die Schweden von den dänischen Königen haben leiden müssen. Die Jungen müssen sich darum befragen, und von der Kindheit an lernen, eine solche Regierung zu hassen, und sich ihr zu widersetzen. Euer Eigenthum, euer geringes Vermögen und eure Kräfte sind diesen Tyrannen aufgeopfert. Habt ihr schon vergessen, mit wie schweren Auflagen sie unserm Lande das Mark ausgesogen haben? wie ihr nichts mehr übrig habt, als leere Hände, magere Aecker und ein unsicheres Leben? Unser Land schwimmt in dem Blute seiner Einwohner. Einige hundert Schweden haben eines schändlichen und unschuldigen Todes sterben müssen. Die Bischöffe und Räthe des Reichs sind jämmerlich ermordet worden. Ich habe unter ihnen meinen Vater verloren. Aller dieser Männer Blut ruft um Rache,

und

und fodert eure Tapferkeit auf. Die Thalleute sind jederzeit für ihr Vaterland unverdrossen gewesen. Dieserwegen seyd ihr in den Geschichtbüchern berühmt, und die andern Einwohner des Königreichs Schweden, eure Landsleute, welche gewohnt sind, euch für Beschützer der Freiheit anzusehen, haben jetzt ihre Augen auf euch gerichtet. Ich will mit euch ziehen, und weder Gut noch Blut für die Freiheit sparen. Wollt ihr mit, so soll der Tyrann erfahren, daß die Schweden eben so beherzt, als ihrem Vaterlande treu sind, und sich wohl durch Gesetze regieren, aber nicht unterjochen lassen."

Die Bauern fühlten das Wahre in diesen Vorstellungen; aber sie waren noch nicht eines Sinnes. Einige riefen Rache, und wollten ihm sogleich folgen; andere hingegen schwatzten von Vorsichtigkeit. Die Freigebigkeit Christierns bei seiner ersten Ankunft in Schweden lag ihnen noch in Gedanken. Neue Steuren waren ihnen noch nicht auferlegt. Ein langwieriger Krieg, welcher erst kürzlich geendiget worden, machte sie der Waffen überdrüssig. Die gedachten Verfolgungen betrafen bis jetzt den Adel, nicht die Bauern. Sie kannten überdieß den Fremdling nicht mit Gewißheit, welcher zu ihnen gesprochen hatte. Ihr Entschluß war mithin dieser, sie wollten mit ihren Nachbarn darüber sprechen, und Erichson sollte indeß ihrer guten Meinung versichert seyn.

Die Bauern waren noch nicht aus einander gegangen, als ein Trupp von hundert Dänen, die von dem Zweck der Versammlung Nachricht erhalten hatten, und daher den gefährlichen Flüchtling aufheben wollten, auf Mora losstürzte, und dieß mit solchem Geschrey und wildem Benehmen, als wenn sie den Ort ausplündern wollten. Den Thalleuten war in ihren friedlichen Wohnungen dergleichen Auftritt neu;

ſie hatten gewiſſe edle, leider jetzt unmodiſche, Begriffe von der Gaſtfreiheit, und hielten es für ſchimpflich, einen Fremden, der ſeine Zuflucht zu ihnen genommen hatte, vor ihren Augen wegſchleppen zu laſſen. Sie wurden daher ſehr aufgebracht und läuteten ſofort die Sturmglocke; und da der Wind den Schall nach den nächſten Kirchſpielen trieb, ſo wurde dort ebenfalls Sturm geläutet. In Kurzem kamen einige tauſend bewafnete Bauern herbeigeeilt, ſtürmten den umzäunten Pfarrhof, wo ſich die Dänen gelagert hatten, und wollten ſie alle todtſchlagen. Nur allein durch das Verſprechen, den Erichſon ruhig fortziehen zu laſſen; und indeß zu verweilen, retteten ſie ihr Leben. Der Verfolgte dankte ſeinen Befreiern, und nahm ſeinen Weg nach den Weſterthälern, um im Nothfall ſeine Sicherheit in den Wildniſſen zu ſuchen. Kaum war er fort, ſo kam ein anderer ſchwediſcher Edelmann, der dem ſtockholmiſchen Blutbade entronnen war, Namens Lars Oloſſon, nach Mora, und erneuerte das vorige Thema. Er gab den Bauern umſtändliche Nachricht von den Greuelthaten, die der Tyrann in der Reſidenz verübt hätte, verſicherte ihnen, bald werde der Wüterich eine blutige Reiſe antreten, und der Befehl ſey ſchon da, bei jedem Lehnhofe Galgen aufzubauen. Man ſage auch, es ſolle jedem Bauer ein Arm und ein Fuß abgehauen werden, um ſie untauglich zu Kriegsdienſten zu machen. Es wäre eine neue Schatzung ausgeſchrieben, und dieſe würde auch in Kurzem nach Dalecarlien gebracht werden.

Dieſer Bericht weckte die Bauern aus ihrer Unthätigkeit. Es kamen nach und nach mehrere geflüchtete Edelleute, welche das nemliche erzählten, und nun beſchloßen die Bauern Krieg. Erichſon ward aufgeſucht, und als er zurückkam, ſchworen ihm auf

der

der Stelle zweihundert Gehorsam und Treue. Die erste Unternehmung, von welcher immer viel abzuhängen pflegt, gelang, indem man sich eines Hofes, wo ein dänischer Vogt lag, bemächtigte. Flüchtlinge eilten aus den Wäldern herbei, und Erichson hatte in kurzer Zeit ein Heer von dreitausenden, die entschlossen waren, ihm zu folgen, wohin er sie führen würde.

8.

Die Dänen kommen ins Gedränge, und werden in Stockholm belagert.

Als die Machthaber in Stockholm erfuhren, die Thalbauern haben zu den Waffen gegriffen, und Erichson stehe an ihrer Spitze, wurden sie sehr unsanft aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt. Ihre Truppen waren umher zerstreut, ohne Disciplin, geübt im Raub, ungeübt im Kampf, und verhältnißmäßig in schwacher Anzahl. Auf die fremden Hülfstruppen konnte man sich nicht verlassen, und noch weniger auf die vielen Schweden, die nothgedrungen bei der dänischen Armee Dienste genommen hatten. Ueberdieß erfuhr man mit Schrecken, daß Erichson's Macht täglich zunehme, und man kannte den jungen Helden als einen Mann, der zu großen Unternehmungen fähig wäre. Besonders war dem Erzbischoff Trolle nicht wohl zu Muthe, und er trat mit dem Vicekönige Baldenake und den übrigen Häuptern der Regierung zusammen, um ernstliche Anstalten zu treffen, das Ungewitter zu beschwören.

Während die Herren Berathschlagungen anstellten, und sich zum Kampfe rüsteten, gewann Erichson Zeit, sich gehörig zu verstärken, und sein rohes

Landvolk zu einer bessern Kriegszucht abzurichten. Er lehrte sie bessere Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Disciplin, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. In seinem Betragen war Würde und Gefälligkeit so schön vereinigt, daß man nicht wußte, ob man ihn mehr lieben oder fürchten sollte. Er benahm sich schon durchgängig als Herrscher, und ließ sogar Münzen schlagen. Um seine Person gegen Nachstellungen zu sichern, hatten sich sechzehn Leute zu einer Art von Leibwache verbunden. Erichson hatte dieß anfangs bewilliget, jetzt aber wollte er diese Leibwächter entlassen, mit der Aeusserung, daß er in der Treue seiner Landsleute Sicherheit genug habe; allein es kamen Abgeordnete vom Volk, die ihn baten, dieß nicht abzuändern, vielmehr seine Vorsicht zu vermehren, da von seiner Person alles abhienge. Dieses Zutrauen wuchs beständig durch sein kluges, in aller Absicht preiswürdiges Benehmen. Alle Maaßregeln wurden von ihm so genommen, daß mit der möglichsten Schonung des Landes, seine Soldaten ihren Sold immer regelmäßig erhielten; wobei er sein eigenes Vermögen hergab, alles von seinen Vorfahren hinterlassene Silber ausmünzen ließ, und sehr selten etwas von der Beute für sich behielt. Dem geringsten seiner Soldaten war beständig der Zutritt zu ihm offen; er entschied liebreich ihre Klagen, und wenn von ihnen schwere Arbeit gefodert wurde, so legte er selbst mit Hand an, so wie er immer an den gefährlichsten Orten mitkämpfte.

Im May des Jahres ein tausend fünfhundert und ein und zwanzig, da seine Macht bereits auf fünfzehn tausend Mann gestiegen war, kündigte er dem dänischen Tyrannen durch eine Proklamation förmlich den Krieg an, worinn er unter andern sagte: „Christiern

stiern habe sich durch Betrug auf den dänischen Thron geschwungen; er habe keine Ansprüche auf die Krone, da seine Vorfahren das Recht dazu durch ihre Verletzung der Tractaten schon verwirkt hätten; die Schweden wären durch seine Truppen gezwungen worden, in seine Krönung zu willigen; er aber, Erichson, hätte ihm nie den Eid der Treue geleistet; ferner habe Christiern nicht eine einzige seiner, durch Eid und Sakrament bestätigten, Versprechungen erfüllt, und endlich foderte das von ihm vergossene Blut so vieler braven Schweden Rache."

So wagte es also Erichson an der Spitze seiner Tapfern, in einem Alter von dreissig Jahren, den gewaltigen Christiern anzugreifen, das Blut der Schweden zu rächen, und sein Vaterland von der Unterdrückung zu befreien. Und in weniger als zwei Jahren war dieses große Werk vollendet. Freilich waren die Zeitumstände diesem Unternehmen günstig. Christiern ward täglich verhaßter, und konnte ohne Gefahr Dänemark nicht verlassen. Aber in Schweden war sein Anhang dessen ohngeachtet sehr stark, und Trolle, der an dessen Spitze stund, bot alles auf, ihn zu vergrößern. Der boshafte Prälat wußte sehr wohl, daß er mit dem Tyrannen stehe und falle. Alle Festungen des Reiches waren mit fremden Kriegsvölkern besetzt, die Hauptstadt Stockholm konnte ohne eine Flotte gar nicht erobert werden, und Erichsons Bauern waren der strengen militairischen Subordination gar nicht gewohnt. Aber Erichson meinte, das alles würde sich schon von selbst finden, wenn ihm nur erst eine wichtige Unternehmung gegen den Feind gelungen wäre. Dieses sollte die Eroberung der Stadt und des Schlosses Westeräs in Westermanland seyn. Die Stadt war leicht erobert. Aber Erichsons Leute hätten, ohne die Vorsicht ihres Führers, die Frucht

ihrer

ihrer Tapferkeit verloren. Sie zerstreuten sich, sobald der Feind aus der Stadt gewichen war, schlugen die Kaufladen auf, und plünderten. Andere, welche den Trunk liebten, versteckten sich in die Keller. Andere schleppten ganze Fässer in den Rathhaussaal, setzten sich rund umher und zechten. Die Feinde merkten es und brachen wieder in die Stadt ein. Erichson, welcher alles dieses vermuthete, hatte einige Mannschaft bei sich behalten, mit welcher er den Feind zum zweitenmal schlug, und die Seinigen rettete. Nun gieng er in der Stadt selbst umher, stellte den Bauern ihre Thorheit und Gefahr vor, schlug die Bänder von allen Fässern, welche er noch in den Kellern fand, und brachte die Seinigen wieder in Ordnung.

Dieser Sieg zog viele Leute von der dänischen Parthey ab. Die Bauern verließen Hauß und Hof, und liefen Schaarenweise Erichsons Heere zu. Viele Edelleute thaten ein Gleiches an der Spitze ihrer Vasallen; auch verließen auf einmal siebenzig Offiziere die Armee des Vicekönigs und verbanden sich mit den Vaterlandsbefreiern. Dadurch wurde ihre Armee so ansenlich, daß sie sich theilten, und an mehreren Orten zugleich operiren konnten. Ja, als sich Erichson von eigentlichen Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen, und ihre Erndte besorgen konnten. Er zog indessen mit einem Korps seiner Armee nach dem erzbischöflichen Sitze Upsala, einer alten, aber unbemauerten Stadt. Hier kam ihm der Erzbischoff Trolle mit einer weit überlegenen Macht entgegen, und Erichson gestand in der Folge selbst, er wäre so schwach, und zu einer Schlacht so wenig vorbereitet gewesen, daß er keine Rettung gesehen, wenn ihn Trolle sogleich angegriffen hätte. Aber er war ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Trolle zauderte,

derte, Erichson erhielt Zeit sich zu verstärken, und Upsala fiel in seine Hände. Von der Zeit an war diese Stadt der Mittelpunkt seiner Operationen, von wo aus er alle Unternehmungen seiner Unterbefehlshaber leitete. Ihm selbst legten die Seinigen den Titel eines Reichsfeldherrn bei.

Je näher das Heer der Vaterlandsbefreier der Hauptstadt kam, desto größer wurde das Schrecken der Machthaber. Erichson gieng nach der Einnahme von Upsala gerade auf dieselbe los, wohin sich auch Trolle mit seinem geschlagenen Haufen geflüchtet hatte. Der erste Anblick, welcher sich den patriotischen Schweden in der Nähe von Stockholm darbot, waren noch vier Galgen, welche noch voll von ihren Landsleuten hiengen. „Kameraden, sprach Erichson, hier seht ihr die Spuren der dänischen Regierung.“ Diese wenigen Worte wirkten hier mehr, als die ausstudierteste Rede. Seine Leute bissen die Zähne zusammen und schwuren durch ein gräßliches Geschrei der dänischen Herrschaft den Untergang. Auf des Feldherrn Befehl wurden die Körper von den Galgen herunter genommen und begraben.

Die Dänen, welche Stockholm besetzt hielten, waren zu wenige, als daß sie die Belagerer hätten vertreiben können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Erichson keine Flotte hatte, so konnte Christiern von der Seeseite noch so viel Truppen und Proviant hinein bringen, als er wollte. Mit der größten Sehnsucht warteten die belagerten Dänen auf diese Unterstützung aus Kopenhagen, aber sie kam nicht! Der tyrannische Christiern war auch in Dänemark im höchsten Grade verhaßt, und im ganzen Lande zeigten sich revolutionaire Bewegungen. Um indessen doch etwas für die Stockholmer Besatzung zu thun, nahm er

seine

seine Zuflucht zu einer grausamen List. Er hatte eine Anzahl vornehmer schwedischer Damen als Geissel mit nach Dänemark genommen; unter diesen war auch Erichsons Mutter Cecilia. Da der Tyrann des Sohnes kindliche Liebe kannte, so ließ er ihm wissen, daß seine Mutter den schmerzlichsten Tod leiden müßte, wenn die Belagerung von Stockholm nicht augenblicklich aufgehoben würde. Diese Drohung war dem Feldherrn schrecklich; allein seine Pflichten gegen das Vaterland hiessen die Stimme der Natur schweigen. Die Belagerung wurde ununterbrochen fortgesetzt. Der Wüterich zeigte seinen Ernst; er ließ die Mutter und ihre beiden Töchter, Erichsons Schwestern, umbringen. Viele andere schwedische Damen, auch seine Gefangenen, Gattinnen und Töchter der hingerichteten Edlen, sollten ersäuft werden; sie mußten auch die Säcke dazu selbst nähen, allein die Fürbitte der Königinn Isabelle rettete sie von diesem schmählichen Tode.

Die Belagerung von Stockholm wurde zwar mit unermüdetem Eifer und großer Thätigkeit fortgesetzt, aber der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, und Erichson sah wohl, daß die Eroberung dieser Stadt unmöglich wäre, so lange sie auf der Seeseite nicht gesperrt werden könnte. Eine dänische Flotte unter dem Admiral Norby versorgte die Stadt von dieser Seite mit allen Nothwendigkeiten, und deckte zugleich die beiden nächstwichtigsten Städte Calmar und Abo. In dieser Verlegenheit wandte sich Erichson an die Lübecker, gab ihnen von seinem Waffenglück Nachricht, und erinnerte sie an die ihm in diesem Falle versprochene Hülfe. Sie unterstützten ihn zwar mit einer Flotte, aber Lübeck wollte nicht, daß Gustav so schnell Herr von Schweden werden sollte. Es wünschte die Verlängerung des Krieges, um sich unent-

unentbehrlich zu machen, und dadurch ihrer Handlung alle selbstbeliebigen Vortheile zu schaffen. Erichson konnte sich daher ihrer Flotte nicht so bedienen, wie er wünschte, und er mußte die Gelegenheit ungenutzt vorbei gehen lassen, die dänische Flotte des Admiral Norby gänzlich zu verderben. Denn die Lübecker wollten unter dem nichtigen Vorwande der Vorsichtigkeit nicht fechten.

Der Vicekönig und der Erzbischoff Trolle, die sich beide in der belagerten Hauptstadt befanden, konnten sich es nicht verbergen, daß ihre Aussichten nicht die angenehmsten wären. Sie hatten keine Hülfe von ihrem Könige, und wenig vom Glücke zu hoffen, alles aber von Erichsons Waffen zu fürchten. Daher waren sie nur darauf bedacht, ihre Personen in Sicherheit zu setzen. Sie benutzten die Gelegenheit, da die See noch offen war, nach Dänemark zu fliehen, unter dem Vorwande, die Ankunft der Hülfstruppen von dort zu beschleunigen. Vorher aber gaben sie die nöthigen Befehle zu einer Vertheidigung, deren Gefahr sie nicht länger theilen wollten.

Die Dänen, die in Stockholm ihre ganze Stärke vereinigt hatten, und deren Schicksal von der glücklichen Vertheidigung dieser Stadt abhieng, wehrten sich fortdaurend wie Verzweifelte. Beständig geschahen Ausfälle, die oft zu hartnäckigen Gefechten wurden, wobei das Kriegsglück veränderlich war. Ein Vorfall war sehr blutig; die Dänen lagen in einem Hinterhalt und brachten so die Schweden zwischen zwei Haufen, wobei diese viele Menschen verloren. Diese Unfälle schwächten den Muth der schwedischen Bauern, denen überhaupt bei den langsamen Operationen der Belagerung die Zeit lange wurde. Sie liefen daher haufenweise davon, und giengen nach Hause. Diese Desertionen und die Schwächung durch

nichts-

nichtsentscheidende Gefechte bewog den Reichsfeldherrn, die Belagerung aufzuheben. Er schränkte sich auf eine Blokade ein, und zog sich zwei Meilen nach Rotebro zurück. Dieß war bei weitem nicht die einzige Unannehmlichkeit, die er hatte. Viele Edelleute betrachteten seine Fortschritte mit neidischen Augen, oder trauten seinem Glücke nicht; andere fürchteten immer noch die Macht Christiern's, und weigerten sich daher ihren Vertheidiger zu unterstützen; mehrere umgaben sogar ihre Landschlösser mit Wällen, um ihre bewafneten Landsleute im Nothfalle abzutreiben. Hiezu kam die Erichsonen sehr abgeneigte Geistlichkeit, die seine ungünstigen Gesinnungen gegen die Klerisey kannte; daher selbst die Patrioten des Priesterstandes in ihm nicht den Wohlthäter Schwedens, sondern ihren größten Feind sahen.

9.

Reichstag in Wadstena. Revolutionen in Dänemark und Christierns Absezung.

So viel Erichson bisher zur Befreiung seines unterdrückten Vaterlandes gethan hatte, so sah er doch voraus, daß ihm noch sehr viel zu thun übrig bleibe. Es mußte ihn daher sehr kränken, als er sah, daß seine Armee durch Desertion immer mehr geschwächt wurde, und daß die Zahl der Unzufriedenen eher zu- als abnahm. In dieser Verlegenheit foderte er die sämmtlichen schwedischen Großen auf, sich im August des Jahres ein tausend fünfhundert und ein und zwanzig auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier Abgeordnete aus allen Provinzen. Er redete sie ernsthaft und freund-

freundlich an, führte ihnen die Schmach zu Gemüthe, Sklaven eines fluchwürdigen Tyrannen zu seyn, und zeigte ihnen ihre Verpflichtung, ihm die Krone Schwedens zu entreissen. Schon hätten die Thalbauern unter seiner Anführung einen großen Schritt dazu gethan, und das übrige würde leicht seyn, wenn sie nur ihre Kräfte mit ihm vereinigen wollten. Vor allem aber müßten sie einen mit der nöthigen Autorität ausgerüsteten Reichsvorsteher wählen; sie hätten hierinn ihre völlige Freiheit, ohne Rücksicht auf seine Dienste zu nehmen, die er dem Vaterlande gewidmet hätte; auch würde er der erste seyn, den Gewählten für seinen Oberherrn zu erkennen.

Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen, auch ohne Neid ihn zum Throne zu führen. Mit unverstellter Bescheidenheit lehnte er die Königswürde ab, die man ihm anbot, und nahm blos den Titel eines Großvorstehers und Oberhauptmanns des Königreichs an. Dabei erhielt er von den Ständen eine größere Gewalt, als je ein Reichsvorsteher gehabt hatte. Mit dieser konstitutionsmäßigen Macht ausgerüstet nahm er nun nachdrücklichere Maaßregeln. Da es an Geld fehlte, verkaufte oder verpfändete er seine sämmtlichen Güter, und nun gieng alles rasch seinen Gang fort. Allenthalben umher wurden Kriegshaufen ausgesandt, die mit Dänen oder Dänischgesinnten besetzten Schlösser zu belagern. Viele derselben streckten jetzt die Friedensfahne aus, sobald die Soldaten sich nur zeigten. Mehrere Städte griefen unaufgefodert zu den Waffen, und verjagten die Dänen. Erichson reiste selbst von einem Truppenkorps zum andern, und leitete alle Unternehmungen. Oft durchzog er mit einer geringen Bedeckung Gegenden, die vom Feinde noch besetzt waren, und wagte

sich

sich bis unter die Kanonen ihrer festen Schlösser. Das Geheimniß seiner Route und die Geschwindigkeit seines Marsches sicherten ihn zum Theil vor der Gefahr, der er sich unterzog. Der Besitz der Hauptstadt war jedoch sein großes Ziel. Er rückte daher jetzt wieder auf Stockholm los, und belagerte es von drei Seiten. Nirgend herrschte mehr Verwirrung und Unordnung, als in den Mauren dieser unglücklichen Stadt. Die Besatzung war durch Gefechte und Krankheiten sehr geschmolzen, und bei dem Mangel an Allem verbreitete sich eine widrige Stimmung unter den Soldaten. Ein großer Theil der Stadt lag wüste; eine Menge Einwohner war entflohen, oder sie waren als Verdächtige gefangen gesetzt worden, und bei den übrigen herrschte Kleinmuth. Alles empörte sich gegen den Vicestatthalter Slaghöck, der durch sein Benehmen Freunde und Feinde gegen sich aufbrachte. Die Besatzung hatte seit einigen Monaten keinen Sold bekommen, und nur mit Mühe wurde ein Aufruhr gestillt, der unter den deutschen Truppen ausbrach, die einen großen Theil der Garnison ausmachten.

Da die Aussichten immer trüber wurden, und aus Dänemark keine Unterstützung kam, ließen die Dänen in Stockholm den König Christiern durch einen eigenen Gesandten von ihrer traurigen Lage benachrichtigen. Der Tyrann gerieth darüber in die äußerste Wuth, und stat die Vorstellungen und Bitten des Botschafters zu beherzigen, ließ er ihn gefangen nehmen und aufhenken. Sein Gemüth ward von allen Seiten so bestürmt, daß er keinen Ausweg fand, und aus Unbesonnenheit sein eigenes Unglück beschleunigte. So wie in Schweden, ward auch in Dänemark sein Name immer mehr ein Gegenstand der öffentlichen Verwünschung; die Dänen seufzten unter

einem

einem eben so harten Joche als die Schweden. Unerschwinglich waren die Abgaben, die der unbarmherzige König ihnen auflegte, um die Heere zu erhalten, die er von Zeit zu Zeit gegen Schweden geführt hatte; aller Handel lag darnieder, weil er entweder die Waaren mit ungeheuren Auflagen belegte, oder den Hanseestädten, die den Handel des Nordens in ihren Händen hatten, die Handelsfreiheit um die höchsten Preise verkaufte. Den ersten Grund zur Unzufriedenheit legte er durch die Hinrichtung des Schloßvoigts in Kopenhagen, den die allgemeine Stimme für unschuldig erkannte. Noch unzufriedener wurden seine Unterthanen, daß er der Mutter seiner Maitresse, der erwähnten Holländerinn Sigbritte, fortdaurend einen so großen Einfluß in die wichtigsten Unterhandlungen und Beschlüsse des Staats zugestand. Alles, was dieses böse Weib nur angab, mußte geschehen. Christiern wäre vielleicht der verabscheuungswürdige Tyrann nicht geworden, wenn nicht dieses Weib ihn durch die Reitze ihrer Tochter so zu fesseln gewußt hätte, daß er in alles willigen mußte, was sie nur immer wünschte und verlangte. Was Sigbritte durch die Reitze ihrer Tochter bewirkte, das bewirkte der königliche Beichtvater Slaghök durch die Religion, die ihm immer zum Deckmantel seiner schändlichen Absichten dienen mußte. Anfangs hatten die Dänen ihren König bedauert; sie verabscheuten nicht sowohl ihn, als die schändlichen Rathgeber, deren er sich bediente. Seitdem er aber die Schweden auf eine so grausame Weise behandelt, und ihre Edeln, gegen sein eidliches Versprechen, alles Geschehene zu vergessen, hatte hinrichten lassen; seitdem er selbst an hülflosen Weibern seinen Blutdurst zu stillen gesucht hatte, war an die Stelle der Mitleidens Verachtung und Haß getreten. Diese ungünstige Stimmung der

Dänen

Dänen erweckte Christiern viele Besorgnisse. Hierzu kam die Unzufriedenheit des Pabstes, der über die Art der Bannexekution in Stockholm sehr aufgebracht war, und der Kaltsinn seines mächtigen Schwagers, Kaiser Karls des Fünften, dessen Schwester der unwürdige Monarch auch mißhandelt hatte. Dieser Kaltsinn machte ihm den meisten Kummer, wegen seiner Erhaltung und fernern Entwürfe, die er, zumal in seiner jetzigen Lage, ohne des Kaisers Autorität nicht ausführen könnte. Er that deshalb selbst eine Reise nach den Niederlanden, wo sich Karl damals befand, allein sie war fruchtlos, und er kam mit der Ueberzeugung nach Dänemark zurück, daß er von seinem Schwager keinen Beistand erwarten dürfte.

Da Christiern merkte, daß seine dänischen Unterthanen immer schwieriger wurden, versuchte er allerhand Mittel, den Sturm abzuwenden, und das Volk zu gewinnen. Er gab einige gute Gesetze, schränkte die Macht der Bischöffe ein, schob alles gethane Böse von sich ab, und da man die in Schweden ausgeübten Regierungsgreuel allgemein verwünschte, so opferte er jetzt auch seinen Beichtvater und Günstling Slaghök auf. Es wurde diesem Böswicht der Proceß gemacht, und obwohl er sich auf die bestimmten Befehle des Königs berief, so wurde er doch ohne viele Untersuchung zum Tode verurtheilt, und sein Verbrechen mit den Worten bezeichnet: „weil er den König zu den in Schweden verübten Mordthaten verleitet hätte.“ Der Elende gieng zum Richtplatz in Sammt und Scharlach aufs prächtigste gekleidet; er wurde in Kopenhagen erst an einer Galgenleiter aufgehenkt, sodann vom Henker lebendig ins Feuer geworfen. Allein dieses Opfer konnte den König nicht retten. Eine große Anzahl dänischer Edelleute zog

jetzt

jetzt öffentlich die Larve ab; sie versammelten sich in Verbindung mit den Reichsräthen und Bischöffen bei Wiburg, und entsetzten den König seines Throns durch einen förmlichen Beschluß, den sie ihm selbst zusandten. Dabei wurde das Volk aufgerufen zu den Waffen zu greifen, und der Herzog Friedrich von Holstein als König anerkannt.

Der Tyrann, durch diese entscheidenden Schritte in Schrecken gesetzt, schrieb an die Versammlung in Wiburg, erkannte sein Unrecht, gelobte Besserung, und flehte in kriechenden Ausdrücken um die Widerrufung der Akte. Die Antwort war aber noch demüthigender: man warf ihm seine Missethaten und gebrochenen Eidschwüre vor, die ihn keines Zutrauens würdig machten. Indessen nahmen verschiedene Provinzen an dieser Revolution keinen Antheil. Hierzu kamen die dem Könige ergebenen Truppen nebst der Flotte, so wie der Gedanke an seinen Schwager, den in ganz Europa so gefürchteten Kaiser Karl, und an dessen muthmaßliche Rache für eine solche Schmach. Selbst in Kopenhagen, wo dieser noch kürzlich so mächtige König jetzt öffentlich weinte, das Volk mit kläglichen Geberden um Hülfe anflehte, und alles versprach, was man nur wünschte, bekam er viele Anhänger; er hätte daher noch einen kühnen Versuch machen können; allein sein Muth war so tief gefallen, daß er nicht einmal einen glücklichen Erfolg unter die Möglichkeiten zählte, und auf nichts, als auf seine Flucht dachte. Er ließ alle seine Kostbarkeiten, alle Geräthschaften von Werth in den öffentlichen Gebäuden, ja selbst die vergoldeten Spitzen einiger Kirchthürme auf zwanzig dazu ausgewählte Schiffe bringen. Da seine Rathgeberinn Sigbritte, wegen des großen Volkshasses, sogar in einer Verkleidung sich nicht getraute, das Schloß zu verlassen,

so wurde sie in einen Kasten gelegt, und auf diese Weise auf ein Schiff gebracht. Hier fand sich Christiern nebst seiner Gemahlinn und Kindern ebenfalls ein, voll der Hofnung einer baldigen Rückkehr, und nicht ahnend, daß er nun seine Staaten auf ewig verließ. Seine Flucht geschah am zwanzigsten April des Jahres ein tausend fünfhundert und drei und zwanzig.

In der Zwischenzeit hatte Erichson alles aufgeboten, um der Belagerung von Stockholm ein Ende zu machen. Da der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten wurde, so sah man sich genöthigt, alle Greise, alte Weiber, Kinder, Mönche und andere unbrauchbare Personen aus der Stadt zu schaffen. Erichson erbarmte sich der Elenden, und nahm sie liebreich auf. Da aber dennoch die Hungersnoth dadurch wenig gemindert wurde, so beschlossen die Dänen zu kapituliren. Allein ihr Antrag wurde nicht angenommen, weil sie ihre Foderungen zu hoch spannten, und weil man ohnedieß einer baldigen Uebergabe der Stadt entgegen sah. In der Verzweiflung wollten sie sich mit Gewalt einen Weg durch die schwedische Armee öffnen, allein sie wurden mit großem Verlust zurück geschlagen. Da sie endlich von den revolutionairen Vorgängen in Dänemark hörten, und nicht wußten, für wen sie fochten; da der Mangel aufs höchste gestiegen war, und die Einwohner mit Empörung drohten, so übergaben sie die Stadt, zwei Monate nach Christierns Flucht. Die Besatzung behielt ihre Bagage, Waffen und Kriegsgeräthe, und da man sich mit Gefangenen nicht belasten wollte, so erhielt sie einen freien Abzug unter der Bedingung, in sechs Monaten nicht gegen Schweden oder gegen dessen Bundesgenossen zu dienen; man sagte auch diesen abziehenden Soldaten Schiffe zu, um sie nach Wismar

oder

oder Lübeck zu bringen; dagegen aber mußten sie alle, dem Könige Christiern und seinen Statthaltern gehörigen, Papiere und Effecten ausliefern. Die Einwohner von Stockholm, die alles in Schweden Vorgefallene nur sehr unvollkommen wußten, und weder ihren neuen Herrscher, noch die politische Lage ihres Landes kannten, bedungen sich nur die Erhaltung ihrer Freiheiten aus, welches ihnen auch ohne Einschränkung sogleich zugestanden wurde.

10.

Erichson wird König. Christierns letzte Schicksale.

Ein Reichstag zu Strengnäs, im Anfange des Junius ein tausend fünfhundert und drei und zwanzig gehalten, sollte nun über die letzten Maaßregeln zur Sicherstellung der Reichsfreiheit entscheiden, und hier kam man bald aufs Reine. In einer der ersten Versammlungen zeigte der neue Erzbischoff Kunt den Ständen die Nothwendigkeit, sich einen König zu wählen, mit den einleuchtendsten Gründen. „Jetzt, sagte er, müsse die Zwietracht verbannt, alles Geschehene vergessen werden, und aller Partheygeist verschwinden. Dieß zu bewirken, sey ein Friedensstifter von großem Ansehen erforderlich, und auf wen konnte man hier wohl anders denken, als auf den erhabenen, mit so viel Geistesgaben ausgerüsteten Patrioten, der durch Weisheit und hohen Muth vieler Tausenden Wohlfahrt und Leben gerettet, und Schweden seine verlorne Freiheit wieder verschafft hätte?“ Der Redner berief sich ferner auf die Ungewißheit der Zukunft, da der jetzt umher irrende Christiern, vielleicht durch

Hülfe seiner mächtigen Verwandten, einen Versuch machen könnte, wenigstens eine seiner verlornen Kronen wieder zu erlangen; auch wären die Gesinnungen des neuen Königs von Dänemark gegen Schweden noch unbekannt; sie hätten also einen Beschützer nöthig, der im Nothfall das Schwerdt führen könnte. Alles dieß zeigte das dringende Bedürfniß der schleunigen Wahl eines Königs, der den Grund zu einem dauerhaften Nationalglück legen könnte.

Keiner in der Versammlung widersprach. Man wollte nun zur Wahl schreiten, allein diese wurde entbehrlich. Der Name Gustav Erichson strömte von allen Lippen; alle drängten sich an den Gewählten, um ihn mit Lobreden und Segenswünschen zu überhäufen.

Gerührt dankte Erichson seinen Landsleuten für ihre Liebe, sprach mit Bescheidenheit von seinen Diensten, die weit mehr durch ihr Zutrauen belohnt würden, als durch die Krone selbst, die er aus wichtigen Gründen ausschlagen müsse. Diese Worte waren keine Grimasse. Erichson gehörte zu den höchstseltenen Menschen, bei denen Vaterlandsliebe die größte Leidenschaft ist, und die selbst den hohen Stand eines gekrönten Herrschers unter sich erblicken. Er hatte das damit verbundene Glück genugsam würdigen gelernt, er kannte den Stolz und Neid der Edlen und die Kabalen der Geistlichen, so wie die Veränderlichkeit der Volksgunst. Dabei stand ihm das lehrreiche Beispiel der Sturen vor Augen, die auch anfangs vom Volke abgöttisch verehrt wurden, deren Tugenden, Regierungstalente und große Nationaldienste aber sie nicht hatten gegen thätigen Undank schützen können. Erichson hielt es für eine größere Ehre, eine verdiente und angebotene Krone auszuschlagen, als sie zu tragen.

Es war rührend, zu sehen, wie das laute Freudengeschrey, mit welchem Edelleute, Geistliche, Bürger und Bauern den Namen König Gustavs feierten, plötzlich verstummte, und auf sein Weigern sich in allgemeine Traurigkeit verwandelte. Seine Worte waren für die Versammlung ein Donnerschlag. Die Abgeordneten brachen in Thränen aus, fielen auf die Knie, und beschwuren ihn, doch jetzt seine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päbstliche Nuntius selber ermahnte sie, mit Bitten nicht abzulassen, und so konnte der edle Mann, dessen Augen selbst von Thränen glänzten, nicht länger widerstehen. Ein lauter Freudentaumel ergrieff jetzt die ganze Versammlung; alle schwuren dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den schwedischen Gesetzen regieren zu wollen. Ein lateinisches Manifest machte diese Regierungsveränderung allen Mächten Europens bekannt. Der neue Monarch hielt unter dem Jubelgeschrey des Volks, in Begleitung aller Senatoren, Kriegsbefehlshaber und einer großen Menge Edelleute, sämmtlich in ihren Prachtkleidern, zu Pferde seinen feierlichen Einzug in Stockholm. Zuerst begab er sich nach der großen Kirche, wo er sich vor dem Altare niederwarf, und mit lauter Stimme für die Rettung seines Vaterlandes Gott dankte; worauf sodann Feste und Gastmähler folgten. Großmüthig verzieh Gustav allen seinen Beleidigern; desto mehr gefiel er sich in der Ausübung solcher Handlungen, durch die er seinen guten Willen, seine Unterthanen glücklich zu machen, und seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter an den Tag legen konnte. Keiner von den guten Menschen, die ihn auf seiner Flucht unterstützt hatten, blieb unbelohnt, und da der Pfarrer zu Isala, der ihn einmal acht Tage in seiner Kirche beherbergt hatte, nicht

mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Der Zustand des Reiches, an dessen Spitze der neue König stund, war der kläglichste, und nie fand vielleicht ein Regent bei seiner Thronbesteigung mehr Schutt aufzuräumen, als Gustav. Allenthalben herrschten Unordnung und Verwirrung. Elende Justizpflege, Ungehorsam der Edelleute, Widersetzung der Geistlichkeit gegen alle weltliche Verordnungen und höchst mangelhafte Zahlung der Abgaben, dieß war die Geschichte des Tages. Dabei waren die Staatsbedürfnisse dringend. In dem öffentlichen Schatze befand sich kein Geld, und die Soldaten mußten bezahlt werden. Die Bauern, die im Felde Dienste gethan, hatten ihre Aecker vernachläßigen müssen, und konnten daher ihre Steuren nicht entrichten. Fremde Krämer überschwemmten das Land, und zogen mit Waaren umher, die sie als unentbehrliche Artikel nach Willkühr zu hohen Preisen verkauften. Es fanden sich auch falsche Münzer, die Bleistücke für Silbermünze in Umlauf brachten. Der Reichsrath war nicht besetzt, die Tribunäle waren nicht im Gange, und die Bisthümer ledig; die ungezügelten Geistlichen lebten ganz wie sie wollten. Eine verworrene Gesetzgebung, eine unbesoldete Flotte und ein fast ganz vernichteter Handel machten es auch dem thätigsten und weisesten Regenten schwer, in dieses Chaos Licht zu bringen. Der klägliche Zustand des Reichs erhellet unter vielem andern auch daraus, daß Gustav, weil er nicht im Stande war, den Lübeckern ihre Foderung von acht und sechzig tausend sechshundert und ein und achtzig Mark Silbers zu bezahlen, sie durch folgende Bedingungen besänftigen mußte: den Hanseſtädten im Nothfall mit Schiffen

und

und Truppen beizustehen; ohne den Willen der Lübecker mit keiner Macht einen Vertrag zu schließen; den Schaden zu ersetzen, den Christiern etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hanseſtädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Schiffshäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlaſſung in Schweden zu geſtatten, ja ſogar den Schweden ſelbſt jeden andern Handel als mit den Hanseſtädten zu unterſagen. Einen ſolchen Sklavenzwang mußte ſich das Königreich Schweden von einer einzelnen deutſchen Handelsſtadt auflegen laſſen!

Guſtavs ganzes Regentenleben bis an ſeinen Tod im Jahr ein tauſend fünfhundert und ſechzig iſt ein ununterbrochener Kampf mit Hinderniſſen und Beſchwerden ohne Zahl. *). Der edle Mann ermattete nicht unter den vielfachen Laſten, die ihn drückten, ſondern arbeitete ſich glücklich zu ſeinem Ziele hindurch. Er zeigte zuerſt den Schweden, was ſie unter einer weiſen und herzhaften Regierung vermöchten; er lehrte ſie Grundſätze der Regierungskunſt, welche vorher entweder unbekannt waren, oder nicht befolgt wurden; er hielt mit einer Hand den König von Dänemark in Ehrfurcht, und mit der andern tilgte er einländiſche Empörungen; er zerbrach das Joch, welches die Geiſtlichkeit auf den Nacken des armen Volkes gelegt hatte, nutzte den Ueberſchuß ihrer Einkünfte zu den Bedürfniſſen des Staats, und zur

*) Zu einem Beweiſe davon dient unter andern die Bauern-Empörung, welche im erſten Bande dieſer Revolutionsgemählde S. 319 — 340 erzählt worden iſt.

zur Erleichterung der weltlichen Unterthanen; und verbesserte die Religion, troz allen Geschreyes des aufgewiegelten unwissenden Mannes, welcher seine lateinische Messe und seine Mönche nicht aufgeben wollte. Er brach den Uebermuth des Adels, und entrieß ihm die usurpirten Krongüter; er öffnete seine Häfen, und gab dem lübeckischen Alleinhandel, welcher das Land aussog, den ersten Stoß; er suchte die Wissenschaften in einem Lande in Aufnahme zu bringen, in welchem er beim Antritte seiner Regierung kaum einen tüchtigen Sekretair finden konnte; er machte die Krone in seiner Familie erblich, und ob er wohl oft mit Strenge strafen mußte, so ehrte doch der beste Theil der Nation sein Andenken, und segnete seine Asche.

Ein hartes Schicksal traf den entthronten König Christiern. Er flüchtete mit seiner Familie nach den Niederlanden, zu seinem Schwager, dem mächtigen Kaiser Karl dem Fünften, und hofte nun von ihm eine so ansenliche Hülfe zu erhalten, daß er nicht nur vermögend wäre, Dänemark und Norwegen, sondern auch Schweden zu erobern. Mit diesen angenehmen Hofnungen kam er bei dem Kaiser an; aber gar sehr hatte er sich getäuscht. Karl war gerade damals in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und mußte alle Kräfte anstrengen, diesem mächtigen Reiche zu widerstehen, und war also nichts weniger als im Stande ihn zu unterstützen. Und wenn er auch in keinen Krieg verwickelt gewesen wäre, so würde er ihn doch nicht unterstützt haben, da er doch immer der Gefahr ausgesezt war, von dem herrschsüchtigen Könige Franz von Frankreich angegriffen zu werden, der gewiß eine so günstige Gelegenheit nicht aus den Händen gelassen hätte, seinen Nebenbuhler zu demüthigen. Alles, was Karl für seinen entthronten Schwager

that,

that, bestand darinn, daß er Drohbriefe nach dem Norden erließ. Er schrieb an den König Friedrich, als Herzog von Holstein, folglich als Vasall des deutschen Reichs, und befahl ihm alle Gedanken auf die nordischen Kronen aufzugeben, wenn er nicht seinen ganzen Zorn erfahren wollte; den Lübeckern verbot er, den Rebellen in Dänemark und Schweden Hülfe zu leisten; desgleichen allen deutschen Fürsten, dem Herzoge Friedrich oder seinen Bundesgenossen, die Werbung in ihren Staaten zu gestatten. Die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen, um dem Kaiser zu gefallen, nahmen sich auch des abgesetzten Königs an; sie schrieben ebenfalls an den Herzog, der aber bereits den Königstitel angenommen hatte. Da ihre Vorstellungen nichts fruchteten, so brachten sie in Verbindung mit andern Reichsfürsten Truppen zusammen, die Christiern zu unterhalten versprach. Eine Armee, die man zwanzig tausend Mann stark angiebt, rückte bis an die Elbe vor. Nun aber wollten diese, im eigentlichen Sinne Kriegsknechte, erst Sicherheit wegen ihres Soldes haben; sie legten ihre Waffen nieder, und wollten nicht eher über den Fluß gehen. Es war aber weder Geld noch Bürgschaft da. Die Soldaten wurden wüthend, und drohten Christiern zu ermorden, der in der Nacht verkleidet aus dem Lager entfloh, worauf sich am folgenden Tage alle Truppen zerstreuten.

König Friedrich hatte dem Anmarsche der fremden Truppen nicht ohne bange Besorgniß entgegen gesehen, denn noch hatte Christiern viele geheime und öffentliche Anhänger in Dänemark und Norwegen, und er selbst war nur von einem Theile des Reichs als Regent anerkannt. Jetzt aber, da die feindliche Expedition so unglücklich geendet hatte, bemühte er sich mit dem besten Erfolge, seine Herrschaft zu befestigen.

festigen. Verminderung der Abgaben, und andere große Freiheiten waren der Preiß, um den die dänische Krone verkauft wurde. Friedrich ließ sich darauf krönen, und schloß mit dem Könige Gustav (im Jahr ein tausend fünfhundert und vier und zwanzig) einen Vertrag, der die völlige Auflösung der calmarschen Union bewirkte. An Dänemark schloß sich Norwegen an, und beide Staaten haben seitdem immer nur Einen König gehabt.

König Christiern gab indessen die Hofnung nicht auf, die drei nordischen Kronen wieder auf seinem Haupte zu vereinigen. Da er bei seinem Schwager Karl keine Hülfe fand, so reiste er zum Könige Heinrich dem Achten nach England, um diesen Monarchen für seine Angelegenheit in Thätigkeit zu setzen, allein er fand sich auch hier in seiner Hofnung getäuscht. Eben so nutzlos war die Klage, welche er gegen den König Friedrich, als Herzog von Holstein, bei dem Reichskammergerichte erhob. Sein unruhiger Geist trieb ihn allenthalben umher; bald war er bei seinem Schwager, dem Churfürsten von Brandenburg, bald in Sachsen, bald in Mecheln, wo ihm die Generalstatthalterinn der Niederlande einen besondern Hofstaat errichtete. In Wittenberg hörte er den Doktor Luther oft predigen; dieß wirkte so sehr auf ihn, daß er dieselbe Lehre annahm, deren Anhänger er bisher so eifrig verfolgt hatte; auch vermochte er seine Gemahlinn Isabella, und seine Schwester, die Churfürstinn von Brandenburg, der katholischen Religion zu entsagen. Der Kaiser, auf den er doch immer am meisten baute, war hierüber äußerst aufgebracht, und da ihn nichts zu besänftigen vermochte, so reiste Christiern zu ihm nach Augsburg, und schwur hier förmlich die lutherische Lehre wieder ab. Aller Orten war er ein sehr lästiger Gast;

seine

seine mächtigen Beschützer beschlossen daher aus seinem ehemaligen Königreich Dänemark etwas Bestimmtes für seinen künftigen Unterhalt auszuwirken. Dieß fand aber Schwierigkeiten. Es wurde deshalb der alte Plan wieder hervorgesucht, Christiern's Ansprüche auf die dänische Krone mit Gewalt geltend zu machen.

Als man damit umgieng, zeigten sich in Dänemark, und noch mehr in Norwegen, allerlei unruhige Bewegungen, welche die Hofnung nährten, daß eine kriegerische Unternehmung die Wiederherstellung der Dinge in ihren alten Zustand bewirken könnte. Die Veranlassung zu diesen unruhigen Bewegungen gab die lutherische Reformation, welche Friedrich in seinen Staaten einführte. Er verkannte die Vortheile nicht, die aus der Einziehung der geistlichen Güter für seine Finanzen entstanden, und gieng nur allzu rasch bei der Ausrottung des Katholicismus zu Werke. Dieß kränkte besonders die Norweger, die der alten Lehre am eifrigsten anhiengen, und so manches andere gegen den König Friedrich einzuwenden hatten. Diese Stimmung benutzte vornemlich der verjagte Erzbischoff Trolle, der im Lande umher reiste, und die Einwohner für den entthronten König gewann. Dieser war darüber hoch erfreut, und schmeichelte sich sogar auch schon wieder mit der schwedischen Krone, weil die Reformation, die Gustav einführte, auch in diesem Reiche viele Unzufriedenheit erweckte. Einige entflohene Schweden, die zu ihm kamen, stellten ihm die Unterjochung ihres Vaterlandes als sehr leicht vor; da nach ihrer Behauptung hier das ganze Volk wegen der Religionsveränderung in Verzweiflung wäre und auf Christiern als seinen Erlöser hoffte; sie versicherten ihm auch, daß selbst die Soldaten ihm haufenweise zulaufen würden, da Gustav's Anhänger

nur

nur in einigen durch geistliche Beute bereicherten Hofleuten, und in einer Anzahl lutherischer Offiziere bestünden. Diese Vorspiegelungen machten Eindruck auf den abgesetzten Monarchen, der sich in dem Grade täuschte, wirklich zu glauben, daß seine abscheuliche Tyranney in Schweden schon vergessen wäre.

Im Oktober des Jahres ein tausend fünfhundert und ein und dreissig wurde das Heer in Bewegung gesetzt, das die drei nordischen Reiche erobern sollte. Es bestund aus fünf und zwanzig Schiffen und sieben tausend dreihundert Mann, die von Westfriesland absegelten und ihren Lauf nach Norwegen nahmen, welches Reich die leichteste Eroberung versprach. Die Norweger selbst schickten dem entthronten Könige Schiffe und Kirchensilber; aber die heitern Aussichten, die sich ihm zeigten, wurden plötzlich wieder getrübt, als ein Sturm ihm sieben Schiffe mit schwerem Geschütz versenkte, und er selbst die größte Gefahr lief, von den Wellen verschlungen zu werden. Inzwischen landete er bald darauf an der norwegischen Küste, und seine Erscheinung wirkte besonders auf die Bischöffe, die Reichsbeamten und obrigkeitlichen Personen, die zahlreich zu ihm eilten und ihm ihre Unterwürfigkeit bezeugten. Die ersten Befehle, die Christiern gab, waren, seine vornehmsten Feinde einzukerkern, und die Landeseinkünfte in seinem Namen zu erheben. Hierzu war aber eine größere Ausdehnung seiner bewafneten Macht nöthig; allein bald hinderte der strenge Winter die kriegerischen Unternehmungen, und Christiern schloß sich während desselben in Obslo ein, einem den dänischen Inseln gegenüber liegenden festen Orte. Als er mit dem Anfange des nächsten Frühlings wieder etwas unternehmen wollte, konnte er seiner Söldner nicht Herr werden, die schon längst keine Bezahlung mehr erhalten hatten. Auch

die

die Bürger von Obslo wollten seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen; er war also gezwungen, am zwölften May mit dem dänischen Bevollmächtigten, dem Bischoff von Odensee, zu kapituliren.

Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bittet Christiern den Bischoff, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohnmächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, räth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und verspricht ihm Kraft seiner Vollmacht sicheres Geleit zurück, wenn die persönliche Unterredung mit dem Könige fruchtlos ausfallen sollte.

Als die Schiffe darauf in Kopenhagen angekommen, läßt der Reichshofrath sie in der Abwesenheit des Königs, der furchtsam nach Holstein entflohen war, fünf Tage auf der Rhede liegen, rathschlagt über das Schicksal des Gefangenen, und beschließt, angefeuert von persönlicher Rachsucht, ihn als Beleidiger des dänischen und schwedischen Adels zu bestrafen. Das Geleit des Bischoffs wird darauf für nichtig erklärt, und der arme Betrogene auf die schleswigische Insel Alson gebracht, wo er von nun an in einem unterirdischen Kerker schmachten mußte. Hier gönnte man ihm nur das Licht eines einzigen Fensters; die Thüre wurde sogleich zugemauert, und der unglückliche Christiern erhielt die wenigen Bedürfnisse, die sein elendes Leben fristeten, durch eine kleine in der Mauer gemachte Oefnung. Sein einziger Zeitvertreib an diesem traurigen Orte blieb das Bilderschnitzen.

Die Freude über das Schicksal dieses bösen Fürsten war in den nordischen Staaten allgemein. König Gustav selbst war nicht gleichgültig dabei, die Thätigkeit eines so wichtigen Gegners gehemmt zu sehen;

hen; er drang daher, in Verbindung mit den Ständen von Schweden, Dänemark und Holstein, in den König Friedrich, und ließ nicht eher ab, bis dieser sich durch eine förmliche Verschreibung verbindlich machen mußte, den Tyrannen nie wieder los zu lassen; auch die Hanseſtädte stimmten damit überein. Der Kaiser und seine andern mächtigen Anverwandten überließen ihn nun seinem Schicksale, und thaten nicht einmal etwas selbiges zu mildern. Seine Anhänger in Norwegen fielen von ihm ab; Trolle und die übrigen schwedischen Unruheſtifter aber flüchteten nach verschiedenen Gegenden, und der erste endigte sein ehrloses Leben erst, nachdem er viele Jahre lang unstät und flüchtig umher geirrt war. Christiern selbst starb nach einer fünf und zwanzigjährigen Gefangenschaft im Jahr ein tausend fünfhundert und neun und fünfzig, in einem Alter von acht und siebenzig Jahren. Er endigte sein armseliges Leben auf dem ihm angewiesenen Schlosse Kallundborg, wo er in den letzten neun Jahren viele Freiheit, und einen anständigen Unterhalt genossen hatte. Nach der Versicherung eines seiner Biographen soll er als — frommer Christ gestorben seyn, und dennoch brandmarkten seine Schandthaten ihn ewig!

IX. Rettung des Vaterlandes durch den Ritter Bayard.

Im Jahr 1521.

Es ist bekannt, daß der Muth und die kluge Entschlossenheit eines einzigen Mannes öfters die größten Gefahren vom Vaterlande entfernt, und der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gegeben hat. Züge dieser Art verdienen vorzüglich im Andenken zu bleiben; es ist der Tribut, welcher dem Verdienste gebührt, und es sind zugleich Exempel zur Nachahmung. In keines Helden Leben finden sich Züge der Art vielleicht häufiger, als in dem Leben des berühmten Bayard, den seine Zeitgenossen nur den Ritter ohne Furcht und Tadel nannten. Aechter Heldensinn und hohe moralische Würde zeichnen ihn in gleichem Grade aus. Sein edles Betragen gegen das schöne Mädchen zu Grenoble, die ihre eigene Mutter in seine Arme führen wollte, und wodurch er sich zum Scipio der neuern Zeiten erhob, ist bekannt; weniger, daß er während seines kurzen Lebens über hundert verwaiste Mädchen vom Adel und Bürgerstande aussteuerte. Jedem derselben wünschte er ein Glück, „das weder Regen noch Sturm, weder Menschengewalt noch Ungerechtigkeit zerstören könnte: Weisheit und Tugend.“ Von seinem Heldenmuthe, wodurch er das Vaterland rettete, hier ein Beispiel.

Als Kaiser Karl der Fünfte plötzlich den Frieden mit dem Könige Franz dem Ersten von Frankreich

reich brach, ließ er fünf und dreissig tausend Mann auf Champagne los marschiren. Die Grenzstädte dieser Provinz waren nicht im Stande, Widerstand zu leisten, und die Kaiserlichen konnten so ohne alle Mühe in kurzer Zeit bis ins Innerste des Reichs eindringen.

Der französische Monarch versammelte nach erhaltenem Berichte den Kriegsrath, um mit einander zu berathschlagen, was man in dieser dringenden Angelegenheit für eine Parthey ergreifen sollte. Nach allerhand Vorschlägen wurde endlich beschlossen, die kleine Festung Mezieres an der Maas zu verbrennen, einen Platz, der damals noch nicht sonderlich fest war, aber so vortheilhaft lag, daß die kaiserliche Armee, sobald sie Meister davon war, in Champagne eindringen konnte, wo sich kaum noch ein anderer Ort fand, der ihren weitern Fortgang hätte aufhalten können. Zugleich sollte die ganze Gegend um Mezieres her verheert werden, um den Feind durch den Mangel an Lebensmitteln zum Rückzuge zu zwingen. Bayard wohnte dem Kriegsrathe bei, in welchem dieser verzweifelte Entschluß gefaßt wurde. Er war der einzige, der ihm nicht beistimmte. „Sire, sagte er zu dem Könige, es giebt keine einzige schwache Festung, so lange noch brave Soldaten da sind, sie zu vertheidigen. Ich selbst will mich in Mezieres einschließen, und Ihnen für den Platz stehen.“ Alles gab dem großmüthigen Entschlusse des unerschrockenen Ritters Beifall. Ein großer Haufe tapferer Männer und der Kern des Adels stritten sich um die Ehre, ihm zu folgen. Sie machten sich auf den Marsch und kamen nach wenigen Tagen in Mezieres an, das sie außer Stand fanden, die ihm drohende Belagerung auszuhalten.

Es iſt ein Kennzeichen eines guten Oberhauptes, wenn er in ſeinen Untergebenen eine ſolche Liebe zu ihrer Pflicht zu erwecken weiß, daß jeder ſich beeifert, den andern zu übertreffen, und des Aufſehers Augen auf ſich zu ziehen. So gieng es in Mezieres; mit Bayards Ankunft verbreitete ſich die regſte Thätigkeit in der Feſtung. So ſchlecht der Ritter die Feſtungswerke fand, ſo grief er doch das Werk ſo lebhaft an, daß in Kurzem ſchon alles in beſſerem Stande war; und ſo wenig er fürs erſte abſah, wie ein ſo ſchlechter Ort ſich gegen eine Armee von fünf und dreiſſig tauſend Mann halten wolle, ſo hatte er doch guten Muth, und rechnete auf unvorherzuſehende Fälle, die demjenigen, der ſie klug zu nutzen weiß, allerdings oft das unmöglich ſcheinende möglich machen.

Bayard hatte kaum die nöthigſten Anſtalten zur beſſern Befeſtigung und Vertheidigung des kleinen Ortes gemacht, als man die kaiſerliche Armee von zwei Seiten her anrücken ſah; dieſſeits der Maas unter der Anführung des Generals Sickingen, und jenſeits unter dem Kommando des Grafen von Naſſau. Am folgenden Morgen ſchickten ſie einen Herold an Bayard, der ihn zur Uebergabe der Stadt auffoderte. Der Herold ſagte ihm: daß diejenigen, die ihn abgeſchickt hätten, die große und löbliche Ritterehre, die ihn belebe, hochſchätzten, und daß es ihnen ſehr leid thun würde, wenn man die Stadt durch Sturm erobern müſſe; denn ſeine Ehre würde darunter ſehr leiden, und es könnte ihn wohl gar das Leben koſten. — „Saget denen, die euch geſchickt haben, antwortete der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel lächelnd, daß, wenn ich einen Ort, den mir der König, mein Herr, anvertraut hat, verlaſſen ſoll, ich mir keine andere Brücke, als aus den auf einander gethürmten Leichnamen ſeiner Feinde, bauen kann;

kann; denn nur auf die Art wäre mir es erlaubt, herauszugehen.“ So wurde der Herold abgefertiget, der nun Bayards Antwort seinen Herren in Gegenwart eines französischen Offiziers überbrachte, welcher sagte: „Meine Herren, ich kenne Bayard; ich habe unter ihm gedient. Hoffen Sie nur nicht, in Mezieres einzuziehen, so lange er lebt. Ich wollte lieber, es wären zwei tausend Mann Besatzung mehr darinn und er wäre draußen.“ — „Hm! Hauptmann Picard, (so hieß der Franzose), fragte der Graf von Nassau: ist dieser Seigneur Bayard von gegossenem Erze oder von Stahl? Wenn er so tapfer ist, so mag er sich vorbereiten, es uns zu zeigen, denn nach vier Tagen will ich ihm so viel Kanonenkugeln zuschicken, daß er nicht wissen soll, wo er sich hinzuwenden hat.“ — „Ganz gut, sagte Picard, aber Sie bekommen ihn nicht so, als sie denken.“

Die kaiserlichen Generale ließen sogleich die Batterien aufwerfen, und in weniger als zwei Tagen fielen schon an fünf tausend Kugeln in die Stadt. Von außen sah man nichts als Kanonaden, Bomben und feurige Kugeln. Von innen regnete es Lanzen und Sturmreifen, siedendes Oehl, Pechkränze und Raketen, welche überall Feuer verbreiteten. Bei der ersten Ladung ergreifen tausend furchtsame Memmen die Flucht. „Desto besser, sagte Bayard, dergleichen Schelme seh' ich lieber draussen als drinnen. Solch Pack ist nicht werth, sich mit uns Ehre zu erwerben.“

Schon seit drei Wochen ward die Stadt aufs lebhafteste beschossen. Durch das unaufhörliche Kanoniren war ein Theil der Mauren eingestürzt, und die Feinde schmeichelten sich schon, den Ritter mit den Soldaten bald in ihren Händen zu haben. Aber Bayard, der die beiden Haupteigenschaften eines gro-

ßen

ßen Feldherrn, Muth und Verschlagenheit, in einem hohen Grade in sich vereinigte, ersann jetzt das sonderbarste Mittel, um den General Sickingen, der ihm sehr beschwerlich fiel, los zu werden. Er hatte erfahren, daß die beiden feindlichen Anführer sich vereinigt hatten, und daß Sickingen den Grafen von Nassau in Verdacht habe, als wolle er die Franzosen absichtlich schonen. Diesen Verdacht zu nähren, fertigte er einen Bauer ab, um dem Robert von der Mark, der sich zu Sedan aufhielt, einen Brief folgenden Inhalts zu überbringen: „Es ist mir, als ob Sie mir vor einem Jahre gesagt hätten, Sie wären gesonnen, den Grafen von Nassau, Ihren Anverwandten, zu überreden, in die Dienste des Königs, unsers Herrn, zu treten. Da er in dem Rufe eines braven und rechtschaffenen Mannes steht, so wünschte ich dieß eben so sehr als Sie. Wenn Sie glauben, daß es sich noch thun lasse, so bitt' ich Sie, lieber noch heute als morgen daran zu arbeiten; denn ehe noch vier und zwanzig Stunden vergehen, wird er mit seinem ganzen Lager in Stücken gehauen seyn. Ich habe Nachricht bekommen, daß zwölf tausend Schweizer nebst achthundert bewafneten Männern drei Stunden von hier übernachten, und morgen mit Anbruch des Tages über ihn herfallen werden, während ich meiner Seits einen tapfern Ausfall thun werde; so daß derjenige, der uns entwischen wird, von großem Glücke wird sagen können. Ich habe für nöthig erachtet, Ihnen dieß zu melden; allein Sie müssen mein Geheimniß bei sich behalten."

Auf des Ritters Befehl nahm der Bauer seinen Weg vor Sickingens Lager vorbei. Kaum hatte er sich ein wenig von der Stadt entfernt, so ward er angehalten. Man führte ihn zum Generale; man verhörte ihn und fieng an zu drohen. Der gute Mann

ließ sich in Furcht jagen und entdeckte sein Geheimniß, um dem Tode zu entgehen, den er schon über seinem Haupte schweben zu sehen glaubte. Er gab Sickingen den Brief. Dieser las ihn und theilte ihn voll Unwillen seinem Kriegsrathe mit. Alle wurden darüber im höchsten Grade aufgebracht. Man schrie, der Graf von Nassau sey ein Verräther; man rührte die Trommel, man nahm die Fahnen, und es hätte nicht viel gefehlt, daß die beiden kaiserlichen Generale ihre Truppen gegen einander angeführt hätten.

Bayard benutzte indessen ihren Zwist vorläufig dazu, eine ansehnliche Verstärkung aus Troyes einzunehmen. Dadurch wuchs die Verdrossenheit der Belagerer nur noch mehr, und beide Anführer sehnten sich nach dem Abzuge. Um sich indessen erst von dem Zustande der Festung genauer zu unterrichten, befahl der Graf von Nassau einem seiner Offiziere, der einen Freund unter der französischen Besatzung hatte, sich von diesem eine Flasche Wein ausbitten zu lassen, und den Boten abzurichten, sich bei dieser Gelegenheit ein wenig in der Festung umzusehen. Bayard, dem die Ankunft des Boten nicht entgieng, ließ in größter Eil eine Menge leerer Fässer mit Wasser füllen, und dann mußte der Offizier den Bedienten seines Freundes in den Keller führen. Dieser überzeugte sich nun durch ein heimliches Anklopfen, daß die Fässer alle voll seyen, und brachte ganz treuherzig seinem Herrn diese Nachricht. Dadurch noch mehr bewegt, an einem glücklichen Erfolg zu verzweifeln, hob der Graf von Nassau sofort die Belagerung auf, und Bayard hatte die Ehre, vier Wochen lang einen Ort vertheidigt zu haben, den mancher andere Feldherr vielleicht der Vertheidigung ganz unfähig geglaubt haben würde. Frankreich wurde dadurch aus der drohendsten Gefahr gerissen; denn man hatte gerade damals

mals keine einzige Armee, die im Stande gewesen wäre, die kaiserlichen Truppen aufzuhalten.

Die schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen und Danksagungen des Königs waren des Ritters Lohn, ihm so süß, daß er Thränen der Rührung darüber vergoß, und seinem Herrn gelobte, für ihn zu leben und zu sterben.

X. Unruhen und Empörungen in Deutschland, zur Zeit der Reformation.

In den Jahren 1517 bis 1525.

I.

Luther, der Reformator, in der ersten Epoche seines Wirkens.

Lange hatte die Menschheit unter dem Drucke geschmachtet, den Päbste und Geistlichkeit, von Herrschsucht und niedrigen Leidenschaften geleitet, ihr aufgelegt hatten; lange hatte der Wunsch, die eingerissenen Mängel und Mißbräuche der Religion abgeschafft zu sehen, die Brust manches Redlichen erfüllt, und mit froher Hofnung für eine bessere Zukunft belebt; lange war schon darauf hingearbeitet worden und Vorbereitungen geschehen, die das Werk einer Religions- und Kirchenverbesserung erleichtern und befördern mußten, — als auf einmal, mit dem Anfange des sechzehenten Jahrhunderts, der erwünschte Zeitpunkt schnell

und unerwartet herannahete, der dem Menschen seine Denk- und Gewissensfreiheit wieder schenken sollte, die ihm seit Jahrtausenden grausam entrissen worden war. Schön und alles erwärmend stieg die Sonne der Aufklärung, nach jener langen, furchtbaren Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens, am deutschen Himmel auf, und erleuchtete bald, durch ihre wohlthätigen Strahlen, den größten Theil Europa's.

Ein Mann, nicht in der großen, feinen Welt erzogen und gebildet, gering und unbedeutend, aber voll deutscher Kraft und Redlichkeit, war dazu bestimmt, eine Veränderung zu bewirken, woran die Großen der Erde Jahrhunderte hindurch vergeblich gearbeitet hatten. Unbesiegbarer Muth, unerschütterliches Vertrauen auf Gott und seine gute Sache, so wie das Licht der heiligen Schrift und der darinn enthaltenen göttlichen Belehrungen, waren der einzige Führer, der ihn auf dem rauhen und beschwerlichen Pfade zu jenem Ziele leitete, der ihn unter allen Beschwerden stärkte, und ihm endlich den schönsten Sieg erringen half. Dieser Mann war **Luther**; für sein Zeitalter ein wahrhaft großer Mann! Er hatte den Muth und die Entschlossenheit, nach den Bedürfnissen seines Jahrhunderts etwas außerordentliches zu unternehmen. Mit ungemeiner Geisteskraft bekämpfte er Schwierigkeiten ohne Zahl, und mit Verleugnung aller Privatvortheile vollendete er das große Werk, das er unternommen hatte. Er schwang sich über herrschende Vorurtheile und Finsternisse empor, und leistete weit mehr, als sich für sein Zeitalter erwarten ließ. Mit einem von Natur offenen Kopfe, verband er viel ausgebreitete Wissenschaft, eine damals seltene Sprachkenntniß, und war nach damaligen Begriffen ein sehr gelehrter Mann, von unermüdeter, gemeinnütziger Wirksamkeit. Dabei besaß er das redlichste

lichste Herz, durchdrungen von Eifer für die Ehre Gottes, voll heroischer Standhaftigkeit, um den Verderbnissen entgegen zu arbeiten, und voll glühender Wahrheitsliebe. Frei von aller Menschenfurcht zeigte er sich überall gleich und offen in Worten und Thaten. Freilich war er ein Mensch, und darum auch von menschlichen Schwachheiten nicht frei. Manches rechnen wir nun auch, nach unsern jetzigen Sitten oder aus vorgefaßten Meinungen, für Fehler, was es an sich nicht ist. Der zierliche, nachgebende, zurückhaltende, weltkluge Mann war Luther nicht; aber das durft' er auch nicht seyn, wenn er sein großes Werk vollenden wollte. Vielleicht zu hitzig und zu feurig, auch bei manchen Gelegenheiten wohl zu eigensinnig und rechthaberisch war er; aber dessen ungeachtet doch ein großer Mann, der reinsten Verehrung aller Zeiten würdig.

Der niedrige Stand, in dem Luther gebohren wurde, gab ihm wenig Hofnung zu der großen Rolle, die er künftig spielte. Sein Vater, ein Bergmann, wohnte in dem zwischen Eisenach und Salzungen liegenden Dorfe Möra. Der ergiebige Zustand der mansfeldischen Bergwerke, der ihm reichlichere Nahrung versprach, lockte ihn oft nach Eisleben, und hier wurde ihm sein nachmals so berühmter Sohn am zehenten November des Jahrs ein tausend vierhundert und drei und achtzig gebohren. Sein Vater ließ sich in der Folge in Mansfeld nieder, wo er als einer der wohlhabendsten und klügsten Bürger in den Stadtrath aufgenommen wurde. Wenigstens besaß er die Klugheit, seines Sohnes Anlage zu den Wissenschaften, die er frühzeitig äußerte, zu bemerken. Er sandte ihn auf eine Schule nach Magdeburg, und dann nach Eisenach, wo seine Mutter Verwandte hatte. Im achtzehenten Jahre hatte der junge Luther

schon

schon so viel gelernt, daß er die Universität zu Erfurt beziehen konnte. Anfangs widmete er der Rechtsgelehrsamkeit und der Tonkunst seinen Fleiß; ein fürchterliches Gewitter machte aber auf sein Gemüth einen so lebhaften Eindruck, daß er auf einmal ein Theolog zu werden beschloß, und daß ihn alle Vorstellungen seines Vaters nicht davon abzuhalten vermochten. Nun wurde er Augustinermönch, und studirte scholastische Philosophie und Theologie, wo er aber einen Abscheu gegen diese Lehrart einsog, der sein ganzes Leben hindurch mit gleicher Heftigkeit fortwährte. Für den Eckel und den Zwang, den ihm die Scholastiker gekostet hatten, glaubte er sich durch den bittersten Haß nicht genug rächen zu können. Sein Blut kochte vor Unwillen, wenn der Name Aristoteles genannt wurde; er würde, sagte er in einem seiner Briefe, sich nicht scheuen, den Aristoteles für den Teufel zu halten, wenn er nur kein Mensch gewesen wäre. Statt dieser Studien, die ihm so wenig zusagten, wählte er die heilige Schrift zum Gegenstand seiner eifrigsten Forschungen, und zugleich das Studium der ältesten Kirchenväter. Seine Emsigkeit, seine Wissenschaft und sein gutes Herz erwarben ihm nicht nur die Achtung seines Ordens, sondern auch die Liebe und das Zutrauen aller, die ihn kannten. Als daher unter den Klöstern seines Ordens in Deutschland sich Zwistigkeiten erhoben, hielt man ihn für den tauglichen Mann, der die Beilegung derselben beim Pabste bewirken könnte. Er kam voll Eifer für die Kirche und ihr Oberhaupt nach Rom, aber eben diese Reise mußte Gelegenheit geben, ihm die Augen erst recht zu öffnen. Wenige Personen sahen in Rom auf ihn, aber er sah im Stillen auf alles. Er bemerkte die üppigen Sitten des Hofes, das ausschweifende Leben der Geistlichkeit und

einen

einen verfallenen Gottesdienst. Solche Erfahrung mußte er sich sammeln, damit er nachher mit desto größerer Zuversicht und Gewißheit sprechen konnte.

Das Kloster war aber nicht der Ort, wo er frei wirken, und das Licht der Wahrheit verbreiten konnte. Der Churfürst Friederich der Weise von Sachsen, aufmerksam gemacht auf den frommen und gelehrten Ordensmann, berief ihn als Lehrer der Theologie auf die neugestiftete Universität zu Wittenberg. Mehr aus Gehorsam als aus Neigung übernahm Luther dieses Amt, dessen treue Verwaltung ihm so viele Ehre brachte. Er hielt es nun für seinen eigentlichen Beruf, die Wahrheit frei und offen zu verbreiten. Daher bestritt er nun die aristotelische Philosophie und die scholastische Lehrart, die er für die gefährlichsten Feindinnen der Wahrheit hielt, mit verdoppeltem Eifer, und studirte mit dem größten Eifer die Bibel, Kirchenväter und Sprachen. Den Entschluß, die Bestreitung seiner Gegner zum vornehmsten Geschäfte seines künftigen Lebens zu machen, äußerte er bei allen Gelegenheiten mit einer Heftigkeit, welche gleichsam eine Auffoderung zum Streite schien, in seinen Schriften und Vorlesungen. Die letztern, welche sich nicht allein durch seinen guten, von einer schönen Stimme begleiteten Vortrag, sondern auch durch seine lichtvolle und gründliche Erklärungsart auszeichneten, erhielten sehr bald einen solchen Ruf, daß sie eine Menge fremder Studenten auf die neue Universität hinzogen. Der seltene Freimuth, mit dem er eingerissene Irthümer bestritt, erregte viel Aufmerksamkeit, und brachte ihn in Verbindung mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit. Da er aber seine Grundsätze, und besonders seine Lieblingslehren vom freien Willen und von der Gnade überall aufstellte, und da er die Scholastiker ohne die geringste Schonung

nung behandelte, so gab er zu Streitigkeiten Anlaß, die ihn dem Haß und der Eifersucht anderer aussetzten.

So wie Luther auf dem Katheder und in Schriften, alles, was ihm wahr dünkte, frei und ohne Menschenfurcht äußerte, so auch auf der Kanzel und in seinen sonstigen Verhältnissen. Ob er dadurch anstoßen, und etwa einen großen Herrn beleidigen könnte, das kam bei ihm nicht in Betracht. Einen Beweis davon giebt folgende Geschichte. Der Churfürst von Sachsen hatte eine Verordnung gegeben, die Luther für schädlich und nachtheilig hielt. Er schrieb also an einen der churfürstlichen Räthe folgendes: „Eurem Churfürsten gefällt viel und glänzet schön, was Gott misfällig und zuwider ist. Ich läugne nicht, daß der Mann in weltlichen Sachen überaus klug sey, aber ich erkenne ihn fast siebenfach blind in den Dingen, die Gott und die Wohlfahrt der Seelen betreffen. Ich will dieses nicht im Winkel als ein Verleumder geredet haben; verlange auch nicht, daß ihr es heimlich halten sollt; bin vielmehr bereit, ihm es ins Gesicht zu sagen.“ Der Churfürst erfuhr diese Freimüthigkeit und (ein seltener Fall!) schützte Luthern nur immer mehr und mehr. Als ihm der Churfürst kurz darauf neues Tuch zu einem Kleide geschenkt hatte, welches dazumal ein Geschenk von großem Werthe war, so schreibt er folgendes an den Beichtvater desselben zurück: „ich danke für die Kleidung, und zwar von besserem Tuch, als es sich für eine Kutte schickt; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde ich es nicht tragen: Daß ihr mir Nachricht gebt, daß der durchlauchtige Fürst meiner oft und im besten gedenke, darüber freue ich mich eben nicht. Ich bitte aber, daß Gott der Herr seine Demuth mit Ehre vergelte. Denn ich bin nicht werth, daß ein Mensch an mich gedenkt, geschweige ein Fürst.“

2.

Der Ablaßkrämer Tetzel. Luthers kühne Schritte.

Alle merkwürdige Revolutionen, in der physischen und moralischen Welt, werden durch eine Zusammenverkettung von Umständen vorbereitet. Auch so die Reformation. Die vorhergegangene Erfindung der Buchdruckerey, und das wiederauflebende Studium der alten Litteratur hatte zu dieser großen Veränderung überaus viel beigetragen. Ohne jene würden Luthers Schriften nie in einen solchen Umlauf, besonders unter dem gemeinen Volke, gekommen seyn; da die geschriebenen Bücher überaus kostbar waren, und nur von Bemittelteren und Vornehmeren etwa benutzt und gelesen werden konnten. Und mit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften faßte man nur auch wieder mehr Geschmack am Schönen, wobei freilich die alten scholastischen Grillen, worinn so mancher Mißbrauch des Pabstthums vorzüglich seine Stütze fand, vieles von ihrem bisherigen Ansehen verlieren mußten.

Die erste Veranlassung zum öffentlichen Ausbruche des Kampfes gab das unverantwortliche Ablaßgewerbe, das nie so schaamlos getrieben wurde, als jetzt, da Luther in seinen Forschungen nach Licht und Wahrheit immer mehr den Ungrund vieler Kirchenlehren einsehen lernte.

Zu den Zeiten der Kreuzzüge hatten die Päbste den Ablaß erfunden, um jene rüstigen Streiter, die das gelobte Land erobern sollten, zu erwecken und zu belohnen. Seitdem man einmal die Wirksamkeit und den mächtigen Einfluß des Ablasses auf eine abergläubische

bische Welt kennen gelernt hatte, bedienten sich in der Folge die Päbste dieses Mittels bei mehreren Gelegenheiten zu Ausführung ihrer Absichten und Entwürfe. Wer etwa zu andächtigen Werken mit beitragen half, wurde dafür mit Ablaß beschenkt. Seit dem Jahr ein tausend fünfhundert und dreizehn saß Leo der Zweite, ein Freund der Künste, aber eben so sehr der Vergnügungen und der Eitelkeit, auf dem päbstlichen Stuhl. Sein unmäßiger Hang zur Pracht, und der übergroße Aufwand zerrüttete die päbstlichen Finanzen. Der Pabst suchte daher alle ersinnlichen Mittel hervor, Geld zusammen zu bringen, und dazu schien der Ablaß der allerbequemste und leichteste Weg. Der Pabst legte damit einen förmlichen Handel an — der allersonderbarste und einträglichste Papierhandel, der je auf dem Erdboden geführt worden ist. Zu einem so wichtigen Geschäfte wurden gewisse Oberkommissarien oder Generalpachter bestellt, wozu selbst Erz- und Bischöffe sich brauchen ließen. Für einen Theil der deutschen Christenheit besorgte den Großhandel der Churfürst Albrecht von Maynz, ein Prinz aus dem Hause Brandenburg, und den Kleinhandel übertrug er dem Johann Tezel, einem Dominikaner aus Leipzig, der zu einem solchen Geschäft alle Geschicklichkeit besaß: viel Popularität und Ueberredungskunst, seine Ablaßzettel bei dem Volke geltend zu machen. Mit einer marktschreierischen Frechheit und Unverschämtheit bot er, wohin er kam, seine lose Waare feil und gebrauchte alle niedrigen Künste pöbelhafter Possenreisserey, um das unwissende Volk zum Kaufe anzulocken. Unter dem Geläute der Glocken, dem Gesange der Schulchöre und mit Vortragung eines Kreutzes zog er gewönlich in Begleitung der Geistlichkeit, der Mönche und der Rathsherren ein, und schlug in den Kirchen öffentlich seine Bude auf.

auf. Nun ertönten die übertriebensten Lobpreisungen seiner Waare, die hinreissendsten Auffoderungen von der dargebotenen Gnade Gebrauch zu machen. Nicht nur die kirchlichen Strafen sollten durch seinem Ablaß den Menschen erlassen seyn, sondern er rühmte sich auch, daß damit die Sünden bei Gott vergeben, und die Seele aus dem Fegefeuer errettet würde. Sein Wahlspruch soll daher immer gewesen seyn: „Sobald das Geld im Kasten klingt, sobald die Seel im Himmel springt.“ Jeder konnte kaufen, so viel er bezahlen konnte. Für alle Arten von Sünden und Vergehungen, und auf so viele Jahre als jeder wollte, war in bestimmten Preisen und Taxen Ablaß feil. Nicht nur für sich, sondern auch für seine lebenden oder verstorbenen Verwandten konnte man Vergebung der Sünden erkaufen; ja Sünden, die man in Zukunft noch zu begehen sich vorgenommen hatte, konnte man hier schon im voraus gut machen und tilgen.

Das arme blinde Volk lief in großen Haufen herbei, um Ablaß zu kaufen, und der Pabst schickte ganze Ladungen der papierenen Waare nach allen Ländern und Gegenden. Mancher Arme gab lieber seinen letzten Groschen hin, als diese Gelegenheit zur Erlangung der Vergebung seiner Sünden ungenutzt vorbei gehen zu lassen.

Der Ablaßprediger Tetzel fand bei dem schändlichen Handel, obgleich nur ein Unterpachter, seine Rechnung vortrefflich. Er bekam, außer freier Kost und Kleidung, monatlich neunzig Goldgulden, fuhr in einem neumodischen Wagen und hatte ein Gefolge von drei Reutern. Nachdem er schon manche Gegend durchwandert und mit seinen Zetteln betrogen hatte, kam er in die Gegend von Wittenberg, und hatte auch hier außerordentlichen Zulauf und Absatz.

Die

Die Großen sahen mit dem innersten Verdruß das Vermögen ihrer Unterthanen in den Seckel dieses geistlichen Händlers wandern. Alle redlich gesinnte und aufgeklärte Männer der katholischen Kirche beklagten die leichtgläubige Andacht unwissender Menschen, welche durch die gewinnsüchtige Bosheit selbst derer, die Lehrer der Wahrheit seyn sollten, auf eine so unwürdige Art mishandelt wurden. Es bedürfte bei diesem allgemeinen Aergerniß nur einen Mann, der Kraft und Muth besaß, diesen himmelschreyenden Mißbräuchen sich zu widersetzen. Dem frommen Luther blutete das Herz, da er alle diese Greuel mit Augen sehen mußte. Bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit konnte er nicht schweigen; es war für ihn Beruf, das verführte und geblendete Volk zu belehren und zu warnen. Er predigte mit Heftigkeit gegen den Ablaß, und stellte alle die nachtheiligen und gefährlichen Folgen für Religion und Tugend vor, welche dieser unsinnige Wahn von der Kraft und Wirksamkeit des Ablasses nach sich ziehen müßte. In der That war es nicht zu verwundern, wenn die Menschen sich nun wenig um thätige Tugend bekümmerten, und um so leichter allen Lastern und Ausschweifungen sich preis gaben, da sie durch Ablaß auf eine so leichte Art alles wieder gut zu machen glaubten. Und wie viel mußte dabei die Gesellschaft verlieren, da der Geitz und Eigennutz einiger Geistlichen das sauer erworbene Vermögen der Unterthanen verschlang.

Als das Unwesen fortdauerte, so schlug Luther am ein und dreissigsten October des Jahres ein tausend fünfhundert und siebenzehen an der Schloßkirche zu Wittenberg fünf und neunzig Sätze gegen den Ablaß an, und foderte die Gelehrten auf, mündlich oder schriftlich darüber zu disputiren. Noch wußte er nicht, wozu die Vorsehung ihn bestimmt hatte,

und

und was durch ihn geschehen sollte. Sein Eifer war zuerst nur gegen die herrschenden Mißbräuche gerichtet. Noch glaubte er selbst an den Pabst, und dachte noch nicht an eine solche Trennung von ihm, als nachher wirklich erfolgte. Seine weitern Entdeckungen waren die Früchte fortgesetzter Meditation und eines unterhaltenen Studiums. Kaum hatte er einen Irthum aufgedeckt, so traf er wieder auf einen andern, der mit jenem in Verbindung stund. Eine Wahrheit entwickelte sich aus der andern. Und wie ein Grundstein nach dem andern ausgehoben wurde, so fieng zuletzt das ganze Gebäude an zu wanken. Der Mißbrauch des Ablasses führte Luthern auf andere damit verwandte Dogmen der Kirche, von Wallfahrten, vom Heiligendienst, vom Fegefeuer ꝛc. Ganz natürlich traf Luther endlich auf diejenige Auctorität, welche dieß ganze System unterstützte und aufrecht zu halten suchte; er sah sich gedrungen, den Pabst selbst, als Statthalter Christi auf Erden, zu verwerfen.

Die Sätze, welche Luther gegen Tetzeln angeschlagen hatte, waren, ehe vierzehn Tage vergiengen, in ganz Deutschland umhergekommen, und der Name ihres Verfassers allgemein bekannt geworden. Aber Luther hatte nicht nur Beifall, sondern auch Unterstützung erwartet, hatte gehofft, mehrere Freunde der Wahrheit würden hervortreten, und sich mit ihm für die gute Sache vereinigen; allein diese schwiegen, ob sie gleich im Herzen seinen Schritt billigten. Indeß sank Luthers Muth nicht, sondern erwachte aufs neue, als seine Gegner wider ihn auftraten.

Das meiste Interesse, Luthern zum Schweigen zu bringen, hatte Tetzel, und bald setzte er sich gegen ihn in Positur. Er verbrannte nicht nur seine Sätze gegen den Ablaß, sondern ließ auch von einem Lehrer der Theologie zu Frankfurt an der Oder, Conrad

Wimpina, mehrere Gegenschriften unter seinem Namen verfertigen, worinn er Luthern eines Bessern zu belehren suchte. Diese Schriften enthielten die übertriebensten Behauptungen von der Gewalt des Pabstes im Himmel und auf Erden, die unverschämtesten Anpreißungen des Ablasses, und die gröbsten Verketzerungen aller, die nicht darinn übereinstimmten. Luthers Freunde in Wittenberg ahmten Tetzels Beispiel nach und verbrannten mehrere dieser Schriften, die unter dessen Namen gegen Luthern erschienen waren. Aber es währte nicht lange, so tönten auch von allen Kanzeln herab, auf denen Dominikaner auftraten, die abscheulichsten Beschimpfungen und Verketzerungen gegen Luthern und seine Freunde. Selbst einer seiner ehemaligen Freunde, Johann Eck, Professor der Theologie zu Ingolstadt, trat wider ihn auf, und suchte ihn seiner Irthümer, wie er glaubte, zu überführen. Am lautesten und unverschämtesten aber ließ sich der päbstliche Büchercensor und Glaubensrichter Prierias gegen Luthern hören, und reitzte damit letztern nur noch mehr, die Wahrheit seiner Lehre mit Ernst und Nachdruck zu behaupten. Seine Predigten, die er jetzt hielt, machten das, was bisher blos Beschäftigung des Gelehrten gewesen war, auch zur Sache des Volks. Denn mit überzeugender Deutlichkeit stellten diese Predigten das Schädliche und Verderbliche der Misbräuche, die er bestritt, dem gemeinen Manne vor Augen, und setzten ihn so in den Stand, selbst darüber urtheilen zu können. Eine Menge Studierender strömte aus allen Gegenden nach Wittenberg hin, und Luther war das Idol Vieler, die nach Aufklärung strebten.

Der Pabst achtete anfangs nicht sonderlich auf die kühnen Neuerungen des wittenbergischen Lehrers. Er hielt den ganzen Streit für ein theologisches Gezänke,

zänke, in das er nicht nöthig fand, sich zu mischen. Als aber die Klagen lauter wurden, berief er Luthern nach Rom. Diese Citation war in Luthers Lage eben so viel, als eine förmliche Verdammung; auch sah man aus dem Briefe des Pabsts an den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, genugsam, was man mit ihm vorhatte. Der Churfürst bat sich daher von dem Pabst aus, daß Luthers Sache in Deutschland abgethan werden möchte. Um eben diese Gefälligkeit bat die Universität Wittenberg für ihren Lehrer. Der Pabst willigte darein, da eben sein Abgesandter, der Kardinal Cajetanus, sich auf dem Reichstage zu Augsburg befand.

Im Anfange des Octobers des Jahrs ein tausend fünfhundert und achtzehn kam Luther nach Augsburg, woselbst man ihm noch vor dem Verhör sicheres Geleite ausgewirkt hatte. Der Kardinal war ein Hofmann, empfieng ihn sehr herablassend, und verlangte, daß er ein paar Irthümer, die in seinen Sätzen stünden, widerrufen sollte. Luther gab zur Antwort: er könne diese Sätze nicht eher widerrufen, als bis ihm gezeigt würde, daß sie wirklich Irthümer wären. Nun hob sich der Streit zwischen ihnen an, und jeder lernte seinen Mann, mit dem er zu thun hatte, recht kennen. Der Kardinal verlangte endlich gar, kraft der ihm übertragenen apostolischen Macht, daß Luther schlechterdings widerrufen sollte. Aber das war ziemlich verkehrt angefangen, denn ein Mann, der zu denken und zu forschen gewohnt ist, läßt sich nicht zwingen. Luther wollte auf die aus päbstlichen Decreten geführten Beweise des Kardinals nicht widerrufen und appellirte von dem übel berichteten Pabst an den Pabst, wenn er besser von seiner Sache würde unterrichtet seyn. Das Mittel war sehr gelinde, aber es half doch zu nichts. Noch vor sei-

nem

nem Gespräche mit dem Kardinal war er schon durch ein päbstliches Breve für einen Ketzer erklärt. Zugleich erschien eine neue Bulle, worinn der Pabst die Kraft des Ablasses ungemein pries. Da nun Luthers Appellation nichts nützte, so that er noch einen Schritt, der ihn freilich in Rom sehr verhaßt machen mußte, er appellirte von dem Pabst an eine allgemeine Kirchenversammlung, wodurch er also öffentlich bezeugte, daß er sich nicht von der Kirche trennen wollte.

Cajetan, der sich in seinen Erwartungen, die seinem Ehrgeiz und seiner Eigenliebe bisher geschmeichelt hatten, so gewaltig getäuscht sah, hatte nun gegen Luthern keine andern Gesinnungen, als Gesinnungen der Rache. Er schrieb sogleich an den Churfürsten von Sachsen, und beschwur ihn, bei seiner Ehre, bei dem Ruhme seiner Vorfahren und bei seinem Gewissen, den Bruder Martin nach Rom zu schicken, oder aus seinem Lande zu jagen. Der Churfürst schickte den Brief des Legaten sogleich an Luthern, und dieser sandte seinem Herrn eine Antwort, welche mit aller jener Kunst geschrieben war, die nur ein Eigenthum der Naturberedsamkeit ist. Auf den Churfürsten wirkte die darinn so nachdrücklich gesagte Wahrheit um so stärker, da er bereits durch das Verfahren des Legaten für denselben empfindlicher geworden war. Den unschuldigen Mann nach Rom zu schicken, und ihn dem Hasse seiner Feinde preiszugeben, dazu konnte er sich nicht entschließen. Der Professor war überdieß zu wichtig für die Universität Wittenberg. Eine unglaubliche Menge Studierender strömte aus allen Gegenden Deutschlands dahin, um den Mann zu sehen und zu hören, dessen Ruhm ganz Europa erfüllte, dessen Lehrart ein ganz neues Feld der Erkenntniß zu eröffnen schien.

Als

Als der Pabst sah, daß seine geschärfte Bulle wider Luthern und seine Anhänger nichts fruchten wollte, suchte er seine ganze Staatsklugheit hervor, und erwählte solche Mittel, die den Schein der Gelindigkeit hatten. In dieser Absicht schickte er einen seiner Kammerherren nach Sachsen, der das wieder gut machen, was Cajetan verdorben, und überhaupt die Sache friedlich beendigen sollte. Und dieß war ein sächsischer Edelmann, Karl von Miltitz, der gegen das Ende des Jahrs ein tausend fünfhundert und achtzehn in Sachsen in dieser Absicht wirklich ankam, und zugleich den Auftrag hatte, dem Churfürsten die goldene Rose, ein besonderes Gnadenzeichen des Pabstes, zu überreichen. Miltitz war ein kluger und menschenfreundlicher Herr, und überhaupt gerade der Mann, dem so eine Sache mit Erfolg aufgetragen werden konnte. Er kam zum Churfürsten und stellte ihm vor, das Volk werde durch Luthern gegen den Ablaß aufgebracht, und dadurch das Ansehen des Pabstes gefährdet, wiewohl auch Tetzel selbst durch seine Ausschweifungen dazu Anlaß gegeben habe. Zugleich bat er ihn um die Erlaubniß, sich mit Luthern zu Altenburg besprechen zu dürfen. Dieß bewilligte der Churfürst, und Luther erschien an dem eben genannten Orte. Miltitz fieng die Sache sehr freundschaftlich an, und suchte Luthern durch alle ersinnlichen Vorstellungen zu bewegen, seiner bisherigen Lehre zu entsagen. Luther blieb unbeweglich, stellte aber ein Schreiben an den Pabst von sich aus, worinn er zwar seine persönliche Hochachtung für den Pabst zu erkennen gab, aber den römischen Hof und die römische Kirche wie ein Sodom und Babel vorstellte, übrigens aber die Versicherung gab, sich ruhig zu halten, wenn nur der Pabst auch seinen Feinden Stillschweigen auflegen, ihn nicht zum Widerruf sei-

ner Lehre zwingen, noch ihm wehren wolle, das Wort Gottts nach seinem wahren Sinn und Verstand zu lehren und zu erklären.

Diese Erklärung sagte im Grunde nichts anderes, als: der Pabst sollte die Reformation nicht hindern. Aufgebracht über diese Hartnäckigkeit, wie es genannt wurde, schleuderte nun Rom eine fürchterliche Bannbulle gegen den verruchten Ketzer. Ein und vierzig Punkte aus Luthers Schriften wurden darinn für ketzerische und ärgerliche Sätze erklärt. Luther bekam noch eine Frist von sechzig Tagen, und wenn er binnen dieser Zeit nicht selbst seine Lehre widerrufen und seine Schriften verbrennen würde, so erklärte ihn der Pabst für einen unverbesserlichen Ketzer und Verbannten der Kirche. Allen Obrigkeiten wurde geboten, seine Lehre und seine Schriften zu vertilgen, und seiner Person sich zu bemächtigen, um die verschuldete Strafe an ihm zu vollziehen.

Allgemein war der Lärm und das Aufsehen, das dieser Bannfluch erregte; aber er verfehlte seinen Zweck. Das Verbot, Luthers Schriften zu lesen, hatte gerade die entgegen gesetzte Wirkung, wie es immer der Fall ist. Jedermann las und studirte sie. Ganz Deutschland lernte daraus, wie unrechtmäßig die Gewalt des Pabstes sey, wie viele Irthümer die Lehren der römischen Kirche enthielten, und wie nöthig eine allgemeine Veränderung und Revolution sey. Etliche hundert Edelleute in Franken und Schwaben boten Luthern ihren Schutz an, da es schien, als wollte der Churfürst von Sachsen sich seiner nicht mehr annehmen. Das alles gab Luthern neuen Muth und neue Kraft, so daß er allen Gefahren trotzen konnte. Es hatte ganz das Ansehen, als ob er in dem Grade kühner würde, in welchem Ungewitter von allen Seiten über ihn hereinzubrechen drohten. Er erklärte sich

nunmehr

nunmehr frei und öffentlich gegen den Pabst, als den Antichrist, und ermahnte Könige und Fürsten, dieß schimpfliche Joch einmal von sich abzuwerfen. Auch dabei ließ er es noch nicht bewenden. Luther nahm jene Bannbulle und das päbstliche Recht dazu, begab sich unter einer zahlreichen Begleitung von Studenten und Professoren vor die Thore von Wittenberg, und warf Bulle und kanonisches Recht zusammen ins Feuer. Ueberdieß verfertigte er einen kleinen Auszug aus den päbstlichen Schriften, welcher die allerausschweifendsten Sätze von der Allgewalt des Pabstes und seiner angemaßten Hoheit über alle weltlichen Herrschaften enthielt, um der Welt die Augen zu öfnen, bis zu welchen Anmaßungen der römische Hof fortgeschritten sey. Auf der einen Seite hatte er das Vergnügen, daß in mehreren Städten das Volk der Publikation der Bannbulle sich öffentlich widersetzte: auf der andern aber auch die Kränkung, daß die Universitäten zu Löwen, Cölln, Maynz, in Befolgung des päbstlichen Gebots, seine Schriften wirklich verbrennen ließen. Nichts desto weniger breitete sich Luthers Lehre zum Erstaunen aus: wogegen das kanonische Recht so verächtlich wurde, daß kaum noch jemand sich zum Doktor desselben ernennen lassen wollte.

Der Zorn, den der Pabst über diese Vereitlung seines Plans empfand, lösete sich nun in eine neue Bannbulle auf, die Luthern nicht nur in den fürchterlichsten Ausdrücken verdammte, sondern auch alle seine Beschützer und Anhänger mit dem Banne bedrohte; die unter anderm verordnete, daß Luther, unter Läutung der Glocken, für einen verfluchten Ketzer erklärt werden sollte. Aber diese Bulle konnte Luthern nur wenig Nachtheil bringen, da der größere Theil der deutschen Nation schon für ihn gewonnen war.

3.

Luther auf dem Reichstage in Worms und auf der Wartburg.

Da der Pabst sein Ansehen und seine Macht so heftig angegriffen, auf eine so profane und ungewohnte Art gekränkt sah, so wußte er sich jetzt nicht anders zu helfen, als daß er den Kaiser Karl den Fünften dringender als jemals angieng, an Luthern und seinen Anhängern die durch den Bann angekündigte Strafe vollziehen zu lassen. Der Kaiser befand sich in nicht geringer Verlegenheit. Auf der einen Seite wollte er den Pabst nicht beleidigen, mit dem er überdieß in solchen Verhältnissen stand, wo er seine Gunst brauchte. Und wenn er ihm jetzt nicht zu Gefallen war, so hatte er des Pabstes Freundschaft verloren. Auf der andern Seite, nicht einmal angenommen, sein Gerechtigkeitsgefühl habe ihn abgehalten, dem Verlangen des Pabstes nachzugeben, so rieth ihm schon sein eigener Nutzen zu Maaßregeln, die den päbstlichen entgegengesetzt waren. Er sah es zu gut ein, wie nöthig es sey, die Anmaßungen, Plünderungen und Gewaltthätigkeiten des päbstlichen Hofes, einzuschränken. Hierzu kam noch dieses, daß er durch Hülfe des Churfürsten von Sachsen Kaiser geworden, und ihm also Dankbarkeit schuldig war. Vollzog er nun den päbstlichen Befehl, so hatte er zu befürchten, daß eben gedachter Churfürst, der Luthern einigermaßen beschützte, sich dadurch beleidigt finden würde. Dieß alles überlegt, wollte er es mit keinem Theile verderben, und foderte Luthern, in der Hofnung, die Sache gütlich beizulegen, zur Verantwortung auf den

den Reichstag zu Worms, der eben im Jahr ein tausend fünfhundert und ein und zwanzig gehalten wurde.

Der Churfürst von Sachsen hatte Luthern von dem Verlangen des Kaisers vorläufig Nachricht gegeben, und ihn gefragt, ob er wohl erschiene, wenn man ihn ausdrücklich rufen würde? Er gab sehr heldenmüthig zur Antwort: „Wenn ich zum Gehen zu schwach bin, so werd' ich mich dahin führen lassen, denn ich zweifle nicht, daß ich von Gott selbst nach Worms berufen werde, sobald mich der Kaiser dahin berufen wird. Wenn sie dort gewaltsam verfahren wollen, denn wahrscheinlich werden sie mich nicht berufen, um sich von mir belehren zu lassen, so muß die Sache Gott befohlen werden. Eben der Gott lebt und regiert noch, der die drei Männer im feurigen Ofen des Königs zu Babel erhalten hat. Wenn er mich nicht erhalten will, so ist es ein kleines um mein Leben. Wir dürfen auf keine Gefahr, die uns nur drohen kann, Rücksicht nehmen, sondern dafür müssen wir sorgen, daß die Wahrheit, die wir vertheidigen, nicht dem Spott ihrer und unserer Feinde ausgesetzt, und uns nicht der Vorwurf von ihnen gemacht werden kann, daß wir nicht Muth genug haben, dieser Wahrheit, die wir bekannt und gelehrt haben, auch unser Leben aufzuopfern. Noch können wir gar nicht entscheiden, ob mein Leben oder mein Tod dem Evangelium und dem allgemeinen Besten mehr oder weniger nutzen oder schaden wird. Gottes Wahrheit war immer ein Stein des Anstosses, gesetzt zum Fall und zum Auferstehen vieler in Israel. Dieß ist mein Rath und meine Gesinnung. Man erwarte alles von mir, nur nicht Flucht oder Widerruf, denn fliehen werd ich nie, noch viel weniger widerrufen."

So

So antwortete Luther; und was er versprach, das hielt er auch. Denn sobald der kaiserliche Ruf an ihn ergieng, reiste er in Begleitung des kaiserlichen Herolds und einiger Gelehrten nach Worms ab. Er war überzeugt, daß er dem unvermeidlichen Tod entgegen gehe, und doch konnte ihn nichts zurücke halten. Als er unterwegs den päbstlichen Befehl und seine Verbannung in einigen Städten angeschlagen sah, fragte ihn der kaiserliche Herold: „Herr Doctor, wollt ihr fortziehen?“ — „Ja, antwortete er, unangesehen, daß man mich in den Bann gethan.“ Wenn er in eine Stadt kam, lief ihm das Volk entgegen, um den Wundermann zu sehen, der so kühn wäre, sich wider den Pabst aufzulehnen. Ueberall gab man ihm die Versicherung, man werde es mit ihm wie mit Huß machen, der in Costnitz verbrannt worden. Man rieth ihm heimlich umzukehren, und sich nicht der Wuth seiner Feinde preiszugeben. Allein hier war seine Antwort: „Christus lebt, darum wollen wir hinein nach Worms zu Trotz aller hölliſchen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch, weil ich erfordert worden, im Namen des Herrn erscheinen, und zwischen die Zähne meiner Feinde treten, Christum bekennen, und ihn walten lassen.“ Noch kurz vor Worms schrieb man ihm, da man die Erbitterung daselbst gegen ihn sah, er möchte zurück bleiben. „Nein, rief er aus, und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein.“

Am sechzehenten April des Jahres ein tausend fünfhundert und ein und zwanzig zog Luther in Worms ein. Er fuhr auf einem offenen Wagen, in seiner Mönchskappe, der kaiserliche Herold ritt voran, und

viele

viele vom Adel und andere Vornehme, die ihm entgegen geritten und gefahren waren, begleiteten ihn in der Stadt. Fast mehr noch lief das Volk in vollen Haufen herbei, Luthern zu sehen, als den Kaiser selbst. Sein Haus und seine Zimmer waren fast täglich mit Fürsten und Personen vom höchsten Range gefüllt. In ausgestreuten Schriften und öffentlichen Anschlägen wurde denen, die an seiner Person sich vergreifen würden, Tod und Rache gedroht.

Als Luther vor den versammelten Ständen auftrat, bekannte er freimüthig seine Sätze und seine Schriften; weigerte sich aber, sie zu widerrufen, weil er dadurch die Tyranney des römischen Hofes nur noch größer machen würde, und verlangte zuerst Ueberzeugung seiner Irthümer aus der Schrift. Da kein Widerruf von ihm zu erhalten war, so trat der Kaiser in Berathschlagungen mit den versammelten Fürsten, und erklärte in einem eigenhändigen Aufsatze: „daß er die katholische Kirche bei ihrer bisherigen Verfassung schützen, und dieser Ketzerey ein Ende zu machen, ernstlich gesonnen sey.“ Indessen wollte man nicht durch Verletzung des sichern Geleits, das Luthern zugesagt worden war, die Ehre des deutschen Namens bei Auswärtigen beschimpfen. Man beschloß, Luthern zu entlassen, und dann erst gegen ihn vorzuschreiten. Doch wurde vorerst noch eine Unterredung mit ihm versucht, wobei Luther aber diese endliche Erklärung von sich gab: „Ist es Menschenwerk, so wird es nicht bestehen: ist es aber Gottes Werk, so wird keine Menschenmacht es stöhren können.“

So gieng Luther von Worms. Noch ein und zwanzig Tage wurden ihm zu seiner Sicherheit bestimmt. Aber kurz nach seiner Abreise erschien jenes berühmte Wormser Edict, wodurch Luther als ein Geächteter vogelfrei gemacht, und jedem die Gewalt

gegeben

gegeben wurde, seiner Person sich zu bemächtigen, und seine Lehre und seine Anhänger zu verfolgen. Luther kam dadurch in große Gefahr. Seine Freunde, welche diese Gefahr mehr kannten und fürchteten als er selbst, mußten jetzt auf Mittel zu seiner Rettung und Erhaltung denken, wenn es nicht seinen Feinden gelingen sollte, ihn ganz zu unterdrücken. Es wurde daher noch vor seiner Abreise von Worms vom Churfürsten von Sachsen und andern beschlossen, ihn vor der Hand heimlich zu verwahren und vor allen Nachstellungen und Gewaltthätigkeiten zu sichern. Zum geheimen Orte seines Aufenthalts wurde das Schloß Wartburg bei Eisenach bestimmt. Diese Anstalt wurde Luthern kurz vor seiner Abreise von Worms entdeckt, und so geheim gehalten, daß nur sehr wenig Vertraute des Churfürsten, und der Schloßhauptmann von Wartburg davon wußten. So wie Luther den Thüringerwald betrat, wurde er und die mit ihm waren, von zwei verkleideten Rittern angefallen, die ihn aus dem Wagen rissen und mit sich fortnahmen. Einige seiner Begleiter retteten sich durch die Flucht, den andern gab man die Erlaubniß ihres Weges fortzureisen; Luther aber wurde als ein Ritter verkleidet, auf ein Pferd gehoben und des Nachts auf das Schloß Wartburg gebracht. Hier lebte er in der Stille und ungekannt, unter dem Namen des Junkers Jörge. Da niemand von seiner Gefangennehmung etwas wußte, so verbreitete sich allgemein das Gerüchte, daß er aus dem Wege geräumt worden sey. Seine Feinde frohlockten über diese Nachricht, indeß seine Freunde sich darüber bekümmerten. Jedermann aber, der bisher an seinen Unternehmungen Antheil genommen hatte, sah mit schüchterner Ungewißheit der Zukunft und den Schicksalen entgegen, die die gute Sache nun erfahren würde. Doch Luthers

thers Aufenthalt blieb nicht so gar lange ein Geheimniß. Er selbst sorgte dafür, der Welt zu zeigen, daß er noch lebe, und trotz der Gefahr, der er kaum entgangen war, noch Muth und Kraft genug besitze, einem Unternehmen fortzuhelfen, das jetzt mit ihm in gleicher Gefahr war. Auf einmal trat er gegen seine Feinde, die bisher in der Freude über seine Unterdrückung fast übermüthig geworden waren, mit einem Eifer und einer Unerschrockenheit auf, die er auch in der glücklichsten Lage seines Lebens und seiner Unternehmungen kaum so sichtbar von sich blicken ließ. Die Gefahr hatte ihn nur kühner gemacht, und seine gegenwärtige Lage, die nun schwerlich schlimmer werden konnte, schien ihn nur noch mehr anzureitzen, jedem Hinderniß, das sich ihm entgegen stellte, standhaft Trotz zu bieten. Hierzu kam, daß ihm seine gegenwärtige Lage, das unthätige Leben, das er auf der Wartburg führen mußte, mit jedem Tage unausstehlicher wurde. Insbesondere schrieb er auf der Wartburg ein äußerst heftiges Buch gegen eine sehr elende Brochüre des Königs Heinrich des achten von England über die sieben Sakramente. Nicht gelinder schrieb er gegen den Churfürsten Albrecht von Maynz, der die Verdammung Luthers dazu benutzte, daß er in seinen Landen von neuem einen Ablaßhandel anfieng. Seine angelegenste Arbeit aber war die Bibelüberseztung, das wichtigste und fruchtbarste aller lutherischen Werke. Da Luther die heilige Schrift, mit Verwerfung aller menschlichen Zusätze, menschlicher Autoritäten und Ueberlieferungen nur einzig zum Richtmaaß seiner Lehre machte, so sollten nun auch Hohe und Niedere mit eigenen Augen sehen, bis zu welchem Abstand das damals herrschende Religionssystem von der ächten und einfachen Christusreligion sich entfernt habe, und sollten hiernach seine Lehre prüfen und rich-

richten. Luther hatte dabei so viel guten Geschmack und Kenntniß der deutschen Sprache, und eine so innige Bekanntschaft mit dem Geist jener Schriftsteller gezeigt, daß dieß Werk billig für die damaligen Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung werden mußte, und noch bis auf den heutigen Tag für ein klassisches Werk gehalten zu werden verdient. Luthers deutsche Bibel, die nach und nach erschien, wurde mit aller der Aufmerksamkeit, die eine so große und seltene Erscheinung hervorbringen mußte, gelesen und mit unbeschreiblicher Begierde verschlungen.

4.

Carlstadts und Münzers Schwärmereyen und Unruhen.

Wie der Schwindelgeist bei jeder Revolution rege wird, so war er's auch bei dieser, welche Luther unternommen hatte. Die allgemeine Freiheit, welche durch dieselbe den Christen angeboten wurde, die Religion selbst zu prüfen und zu beurtheilen, mußte unzählige, auch denen es an den nöthigen Fähigkeiten dazu fehlte, reitzen, sich zu Richtern über ihren bisherigen Zustand aufzuwerfen, kühne Verbesserungen desselben vorzuschlagen, oder ihr ganzes Gebäude umzustossen. Unter den Schwärmern, die schon in den ersten Jahren der Reformation ihr Haupt erhoben, waren die Wiedertäufer die vornehmsten. Sie erhielten ihren Namen daher, weil sie die Aufnahme der Kinder in die Zahl anderer Christen durch die Taufe als vernunftwidrig und der Lehre Christi widersprechend verworfen und abgeschafft wissen wollten.

Deswegen

Deswegen behaupteten sie, daß die Kindertaufe ein leerer, nichts bedeutender Gebrauch sey, und daß alle Christen, die in ihrer Kindheit getauft worden, im reifen Alter noch einmal getauft werden müßten, und zwar nicht durch Besprengen, sondern durch Untertauchen. Zu diesem Lehrsatze bekannten sich alle Wiedertäufer ohne Unterschied; in andern Meinungen aber wichen sie von einander ab, und theilten sich daher in mehrere Klassen, nach dem höhern oder mindern Grade der Schwärmerey, von welchem sie beseelt waren. Die am meisten fanatischen waren jene, welche sich für Propheten und Wunderthäter hielten, ihre religiösen Grundsätze mit politischen vermischten, und sich zu Stiftern eines unmittelbaren Reiches Gottes auf Erden aufwarfen. Die auffallendsten Lehrsätze, welche das Glaubenssystem dieser letztern enthielt, waren, außer der Meinung von der Wiedertaufe, folgende: Christen müssen nur den Geist Gottes zum Führer haben, darum ist alle Obrigkeit eine Erfindung des Teufels, und jeder Rechtshandel, jede Eidesleistung sündlich. Kein Unterschied des Ranges und Standes, kein Eigenthum darf unter ihnen statt finden, denn das Wort des Herrn macht alle Menschen gleich, und gebeut Gemeinschaft der Güter. Christus hat seine menschliche Natur nicht durch seine Mutter empfangen, sondern mit aus dem Himmel herab gebracht. Ausser dem Evangelium giebt es noch ein inneres Wort Gottes, welches sich durch Träume und Gesichte in den Glaubigen äußert.

Solche Lehren, besonders die von der politischen Freiheit und Gleichheit und von der Gemeinschaft der Güter, konnten nicht ohne nachtheilige Folgen für die bürgerliche Gesellschaft bleiben. Nicht nur drohten sie, die so lange bestandene Ordnung der Dinge, alle gesellschaftlichen Verhältnisse und Verbindungen,

bindungen, und die ganze Verfassung der Staaten gewaltsam zu zerstören; sie gaben auch der Ehrsucht und dem Eigennutz freien Raum, ihr schädliches Spiel mit den Leidenschaften und Thorheiten der Menschen ungestraft zu treiben.

Wittenberg, welches zuerst das Licht aufsteckte, das die Welt auf's neue erleuchten sollte, sah auch die ersten Schwärmer und Phantasten, welche die Köpfe verwirrten, und zu den größten Verwirrungen Anlaß gaben. Die ersten Unruhen erregte Carlstadt, Luthers vertrauter Freund und Professor der Theologie zu Wittenberg, ein Mann, dem es weder an richtigen Einsichten, noch an Eifer für wichtige Verbesserungen, wohl aber oft an bedachtsamer Ueberlegung fehlte. Mit einer Hitze, die alle Grenzen der Mäßigung überschritt, die selbst wider die ersten Regeln der Klugheit sündigt, trat dieser Mann in Wittenberg als Aufklärer auf, während Luther auf dem Schlosse Wartburg verborgen war. In seinen Predigten hatte er das Volk alles, was Päbste geordnet und eingeführt hatten, ohne Unterschied, als gottlos, unchristlich und verabscheuungswürdig zu betrachten gelehrt, und Schwindeleyen, die ein neues goldenes Zeitalter träumten, hatten sich, von ihm aus, über den größten Theil der Einwohner verbreitet. Man stund in der Erwartung, daß ein zweiter Elias kommen werde, um die Altäre Baals, worunter man die katholische Religion und ihre Gebräuche verstund, zu zerstören, und diesen Zeitpunkt herbei zu führen, wollte Jedermann das Seinige beitragen. Endlich stellte sich Carlstadt selbst an ihre Spitze, und unter seiner Anführung fielen wilde Haufen von Studenten und Bürgern in die Schloßkirche, zerstörten die Bilder und Altäre, verjagten die Geistlichen, die darinn Messe hielten, drangen darauf, daß alle bisher noch

üblichen

üblichen Gebräuche des Gottesdienstes abgeschafft würden und veranstalteten Veränderungen, die einem gänzlichen Umsturz der alten Gewohnheit ähnlich waren. Der Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Messe sollte ganz aufhören, die Beichte sollte als ein Ueberrest des Pabstthums verworfen, das Emporheben des geweihten Brodes unterlassen, und das Abendmahl einem jeden unter beiderlei Gestalt (mit Brod und Wein) gereicht werden. Mönche und andere, die an dem Aufruhr und Sturm keinen Antheil nahmen, setzten sich häufig thätlichen Mißhandlungen aus, oder wurden als Beförderer und Verbreiter der Finsterniß verachtet.

Bald erhielt diese Parthey Carlstadts auch aus der Ferne neue Anhänger. In Zwickau waren bereits ähnliche Auftritte veranlaßt worden, und der Schwindelgeist einiger unberufener Aufklärer hatte dort fast noch mehr Unruhen hervorgebracht als in Wittenberg. Ein Prediger daselbst, Thomas Münzer mit Namen, glaubte selbst von Gott berufen zu seyn, in Sachen der Religion eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, und konnte nicht rasch genug dieß wichtige Werk beginnen, wovon er sich so viel Schönes geträumt hatte. Nikolaus Storch, Markus Thomä, zwei Tuchmachergesellen, so wie Markus Stübner und Martin Keller, vereinigten sich bald mit Münzern, um die Religionsverbesserung von Zwickau aus mit Kraft und Nachdruck zu befördern. Diese Menschen rühmten sich göttlicher Eingebungen; setzten das Ansehen der heiligen Schrift oder des äußern Worts, wie sie es nannten, dem Ansehen des innern Worts, oder ihrer Eingebungen, weit nach; träumten viel von einem weltlichen Reich Christi, das durch sie herbeigeführt werden würde und droheten, indem sie die Reden und Weissagungen der Propheten

des

des alten Testaments nachahmten, Unglück und Verderben Allem, was ihren Absichten entgegen war, oder ihre Entwürfe hätte vereiteln können. Gelehrsamkeit und Kenntnisse verachteten sie, weil das innere Wort, ihre Eingebungen, allein den Menschen leiten und führen müsse. Eben so wollten sie alle Obrigkeit abgeschafft wissen, weil von ihr viel Böses und Ungerechtes begangen würde, und meinten dagegen eine andere, gerechte, heilige und unschuldige an ihre Stelle setzen zu müssen. Storch warf sich zum Oberhaupt in dem neuen Reiche auf, weil, wie er vorgab, der Engel Gabriel zu ihm gekommen und zu ihm gesagt habe: du sollst auf meinem Throne sitzen. Daher wählte er sich aus seinen Anhängern zwölf Apostel und siebenzig Jünger, und ahmte damit dem Beispiel Jesu nach, dem er auch dadurch ähnlich zu werden suchte, daß er sich für einen göttlichen Gesandten ausgab, und sich über seine Freunde eben das Ansehen anmaßte, das Jesus unter seinen Jüngern genoß.

Von Zwickau weg, wo ihre Unternehmungen nicht so recht von statten gehen wollten, begaben sich einige dieser Schwärmer nach Wittenberg. Hier wollten sie ihre Klagen über die Verfolgungen und das Unrecht anbringen, das sie bisher erduldet zu haben glaubten, und hofften natürlich bei den Lehrern der Universität, die doch auch Aufklärung foderten, Gehör und Beifall zu finden. Bei den Gottesgelehrten suchten sie daher vor allen Dingen ihre unmittelbare göttliche Gesandtschaft zu beweisen, die sie zum Lehren und Predigen bestimmt habe, und darzuthun, daß ihre Offenbahrungen und Lehren außerordentliche Wirkungen des Geistes Gottes wären, wodurch sie sich als neue Propheten und Apostel auszeichnen sollten. Und da so eben in Wittenberg die Carlstadtischen

schen Bewegungen die ganze Stadt in Unruhe setzten, so fanden sie einen Beifall und Anhang, der sie hier einen weit glücklichern Fortgang ihrer Bemühungen erwarten ließ, als in Zwickau.

Der geachtetste unter den Lehrern der Theologie in Wittenberg, nächst Luthern, war damals Philipp Melanchthon. Die Deutlichkeit, Klarheit und Anmuth, womit er die Wissenschaften behandelte, hatte man noch nirgends so vereinigt gefunden als bei ihm. Dabei besaß er die edelste und liebenswürdigste Denkungsart. Sanft und liebreich, aufrichtig und ohne Verstellung, großmüthig und nachgebend; dieß war sein Charakter, der bei jedem, der ihn näher kennen lernte, die Hochachtung vermehrte, die man ihm schon wegen seiner Kenntnisse und Gelehrsamkeit schuldig war. Sein sanfter und bescheidener Sinn erlaubte ihm nicht, die Schwärmer, welche in seiner Nähe ihr Wesen und Unwesen trieben, unverhört zu verdammen. So wenig er ihre Schwärmereyen billigte, so bewies er doch eine Schonung gegen sie, die ihn in den Verdacht brachte, als ob er geneigt sey, sich an sie anzuschliessen. Er fand bei ihnen so manche Wahrheit, so manche richtige Behauptung, die ihn ihre anderweitigen Albernheiten übersehen ließen; und Wahrheit zu schätzen war Melanchthon stets gewohnt, wo er sie auch finden mochte. Deswegen gebot er den Studenten, diese Menschen auf keine Weise zu beunruhigen, und schrieb sogar an den Churfürsten, daß man sie nicht verachten, sondern Luthern auftragen möchte, ihre Lehren zu prüfen und zu beurtheilen.

Die Nachsicht und Schonung, die der wilde Schwarm wirklich in Wittenberg genoß; die gelinden und schonenden Urtheile, die Luther selbst in seinen Briefen über sie fällte; noch mehr aber die Duld-

samkeit,

samkeit, die der bedachtsame Churfürst Friedrich ihnen bewies, verursachte aber bald Auftritte, die nicht nur den Feinden Luthers und seinen Lehren zu mannigfaltigen nachtheiligen Urtheilen Anlaß gaben, sondern auch selbst die klügern Freunde der Wahrheit besorgt und ängstlich machten. In Verbindung mit Carlstadts Parthey drohten sie alle äußerlichen Einrichtungen der Religion umzustürzen, verschrieen und verdammten sie alle Gebräuche des Gottesdienstes als päbstliche Greuel, und verachteten jeden als einen Diener des Baals und Götzendiener, die nur noch auf irgend eine alte kirchliche Verordnung und Anstalt einen Werth setzte. Wer ihr rasches und unbesonnenes Verfahren bei ihren Verbesserungen mißbilligte, wurde als offenbahrer Feind Gottes und der Wahrheit angesehen, und setzte sich ihren Verfolgungen und thätlichen Feindseligkeiten aus. Kurz, der Ungestümm dieser unbesonnenen Aufklärer überschritt alles, was Mäßigung und Klugheit bei Betreibung eines wichtigen Geschäftes anrathen können, und ein solches Verfahren mußte gerade unter den damaligen Umständen doppelt gefährlich seyn.

In dieser Verlegenheit wandten sich Luthers Freunde mit den dringendsten Bitten an ihn, daß er zu ihnen eilen, und den Unruhen ein Ende machen möchte, die sie nicht aufzuhalten vermochten.

Luther war schon längst mit seinem Aufenthalt und seiner ganzen Lebensart zu Wartburg unzufrieden. Nichts war ihm daher jetzt wohl lieber, als die Gelegenheit, einen Ort zu verlassen, wo er nach seinen Gedanken so wenig für die Wahrheit thun konnte, und der ihm daher mit jedem Tage unausstehlicher wurde. Keine Gefahr, kein Bitten, kein Zureden des Churfürsten konnte ihn in Wartburg länger mehr halten; er reiste vielmehr, ohne Vorwissen und Erlaubniß

laubniß desselben, am dritten März des Jahres ein tausend fünfhundert und zwei und zwanzig dort ab, und eilte nach Wittenberg. Sobald er angekommen war, war es seine erste Sorge, die Unruhen zu stillen, die während seiner Abwesenheit so viel Aufsehen und Verwirrung verursacht hatten. Er bestieg sogleich die Kanzel, und fuhr acht Tage lang fort zu predigen. Und nie hat sich vielleicht dieser grose Mann ehrwürdiger und liebenswürdiger bewiesen, als in diesen Vorträgen. Mit einer Liebe und Schonung, die ihm so selten eigen zu seyn pflegte, zeigte er die Irrwege, auf die man während seiner Abwesenheit gerathen sey, suchte er seinen Zuhörern darzuthun, wie sehr man bei den vorgenommenen Verbesserungen wider die christliche Liebe verstossen habe. Zwar lobte er ihren Eifer im Wachsthum der Erkenntniß, auch mißbilligte er keineswegs die Aenderungen, die gemacht worden waren; aber das unruhige Verfahren dabei, die Vernachläßigung aller Rücksichten auf die schwächern, noch nicht so weit aufgeklärten Mitbrüder: das war es, was er tadelte und rügte.

Groß war der Eindruck, den Luthers Gegenwart und Predigten auf den schwärmerischen Haufen in Wittenberg machten. Kaum hatte er sich dem wilden Strome entgegen gestellt, so sah man auch Ruhe und Ordnung wieder zurück kehren, und die Gährungen des Volks gedämpft, die so viel Nachtheil und Verderben drohten. Carlstadt fühlte sich zwar gekränkt und gedemüthigt, aber Luther duldete doch mit kluger Mäßigung die unschädlichsten von seinen überspannten Meinungen. Münzer und seine Anhänger, die sich von dem Ungrunde ihrer vorgeblichen Offenbahrungen nicht überzeugen ließen, mußten als Ruhestöhrer und Aufwiegler gegen bürgerliche Ordnung die Stadt verlassen.

5.

Der Bauernkrieg.

Neue Unruhen und revolutionaire Gährungen, ohne allen Vergleich schröcklicher und verheerender, als Carlstadts und Münzers schwärmerische Bewegungen, aber damit zusammen hängend und aus gleicher Quelle entspringend, ziehen nun unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es brach in Deutschland eine Revolution aus, die dem ganzen Adelstande Vernichtung drohte, und vielleicht eben so allgemein geworden wäre, wie die neuere französische, wenn die Häupter der Insurgenten Mannsgenug gewesen wären, um Einheit und Plan in die Unternehmung zu bringen. Ich rede vom Bauernkriege, der in den Jahren ein tausend fünfhundert und vier und zwanzig und fünf und zwanzig wüthete. Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich dieser Aufruhr, von Schwaben aus, durch die Länder am Rhein, an der Donau, am Bodensee, in Franken, bis nach Thüringen und Sachsen. In allen diesen Gegenden rotteten sich, wie von Einem Geiste beseelt, die Bauern in zahlreiche Haufen zusammen, überschwemmten wie eine Fluth die Städte, die zum Widerstande zu schwach waren, zerstörten mit der wildesten Grausamkeit die Schlösser der Edelleute, plünderten und verbrannten die Klöster, vereinigten sich, wenn sie an einem Orte geschlagen waren, an drei andern wieder, und trotzten mit blinder Wuth der überlegensten Macht.

Die Empörung des Landvolks im südlichen Deutschland war eigentlich kein neuer Auftritt. Schon im Jahr ein tausend vierhundert und ein und neunzig hatten die Bauern in den Niederlanden und in Schwa-

ben, und in der Folge zu verschiedenen Zeiten im Bisthum Speier, im Würtembergischen, in Kärnthen und in andern Gegenden zu den Waffen gegriffen. Bei dem drückenden Zustande, in welchem sich damals diese Klasse von Unterthanen in vielen Gegenden befand, war dieß eben nichts Unerwartetes. Zwar hatte die eigentliche Leibeigenschaft, unter welcher sie in ältern Zeiten in Deutschland seufzten, zum Theil aufgehört; aber willkührliche und gehäufte Frohndienste mit schweren Steuern verbunden, richteten viele derselben zu Grunde. In verschiedenen Gegenden machten die Bauern, diese große und achtbare Klasse der Menschen, ein Stück des Inventariums aus, und sie wurden sammt den Grundstücken verkauft. Gefesselt an den Boden, den sie bebauten, durften sie denselben niemals verlassen. Wenn ein Bauer sich in die Ringmauer einer Stadt flüchtete, um seine Freiheit zu gewinnen, so war er damit noch nicht frei: konnte sein Herr ihn binnen Verlauf eines Jahres und Tages auswittern, so hatte er ein Recht, ihn wieder zu fodern, und man mußte ihn ausliefern. Die Fürsten, Edelleute und Geistliche sahen die Bauern nicht sowohl als Unterthanen an, für deren Aufkommen und Wohlstand sie zu sorgen verpflichtet seyen, sondern vielmehr als ererbtes, wohlerworbenes Eigenthum, womit sie nach Gefallen schalten und walten könnten. Der Bauer mußte jedes Jahr an seinen Gutsherrn einen gewissen Tribut für seine Person bezahlen, und starb er, so fielen seine Mobilien, sein Vieh, nebst Grund und Boden der Herrschaft anheim, so daß die Erben des Verstorbenen genöthigt waren, es wieder zu kaufen, und beinahe den vollen Werth davon zu bezahlen.

So hart die Dienstbarkeit der Bauern an sich war, so vermehrten die Gutsherren sie doch noch durch

die außerordentliche Strenge in Ausübung ihrer Gerechtsame. Unter unzähligen Vorwänden und Kunstgriffen suchte man den armen Leuten das Wenige zu entreissen, das sie mit saurem Schweiß errungen hatten. Niemand gieng darinn weiter, als die Geistlichen, die im Besitz der schönsten Ländereyen waren. Statt daß ihr Stand ihre Regierung sanfter und erträglicher hätte machen sollen, waren sie vielmehr die ärgsten Unterdrücker ihrer Unterthanen, und die hartherzigsten in der Eintreibung ihrer Gerechtsame. Weit entfernt, die Billigkeit der Fürsten nachzuahmen, die keine neue Abgaben ohne Einwilligung der Stände auflegten, handelten sie im Gegentheil als unumschränkte Beherrscher, und kannten keine andere Gesetze, als ihre unmäßigen Begierden. Und was noch schlimmer war als der Besitz der schönstrn Ländereyen, das war die schaamlose Anwendung, welche die Geistlichen vor den Augen des ausgehungerten Volks von ihren erpreßten Reichthümern machten. Den Besitz hätte man ihnen noch eher gelassen, aber die Anwendung ihrer Güter konnte man weniger verzeihen. Wer hatte alle Schenkbriefe gelesen? wer kannte die Urkunden, dnrch welche sie zum Besitz derselben gekommen waren? Das wußte niemand! aber ihr unzüchtiges und schaamloses Leben, ihr grobes Sittenverderben, ihre Grausamkeit, ihre fetten Gesichter und die heillose Schaar geistlicher Lanzknechte, die wie Ungeziefer an dem armen Volk hiengen und es aussaugten: die Bettelmönche — diese konnte man nicht vergessen, denn man hatte sie stets vor Augen.

Aus einer so drückenden Lage sehnte sich das arme Landvolk herausgerissen zu werden, und es bedurfte nur eines äußern Anstoßes, um den unter der Asche glimenden Funken in helle Flammen zu setzen: Diesen Anstoß gab die Reformation. Sie hatte eine allge-

allgemeine Bewegung der Gemüther gestiftet, und sie war eben darum so schnell verbreitet, mit so vielem Beifall aufgenommen worden, weil sie sogleich bis in die niedrigern Stände der Nation durchdrang. Allein in jenen Ständen gab es wohl Tausende, welche zwar so viele grobe kirchliche Mißbräuche zu lebhaft fühlten, als daß sie nicht eine Verbesserung derselben gewünscht hätten; aber selbst die Mittel dieser Verbesserung, noch weniger die Begriffe und Grundsätze, nach welchen Luther die Religion selbst gereinigt wissen wollte, gehörig fassen und beurtheilen konnten. Entflammt durch seine Empfehlungen der christlichen Freiheit; durch den Ungestümm, mit welchem er Fürsten, Päbste und den ganzen Klerus behandelte; auch durch das Beispiel, welches er selbst, allem Widerstande zum Trotz, in der Gründung einer völlig neuen Ordnung der Dinge darbot, konnten so viele eingeschränkte Köpfe gar zu leicht auf Mißdeutungen, und besonders auf den Wahn gerathen, daß dem Eifer für Freiheit, Christenthum und gute Sitten auch Gewaltthätigkeiten erlaubt seyen. Die unruhigen Bauern und ihre Anführer zielten auf eine politische Reformation. Luther hatte bei seinem ganzen Unternehmen blos die religiöse Verbesserung zu seinem Gegenstande. Beide Absichten trafen jedoch in einem gemeinschaftlichen Begriff zusammen. Freiheit hatte Luther bei seiner Reformation gleichsam zur Losung gemacht; aber diese Freiheit wurde nachher von vielen übel verstanden, oder viel weiter ausgedehnt, als Luthers Absicht war. Er hatte auch nicht den entferntesten Gedanken, im weltlichen Regiment einige Veränderung zu machen, oder das Ansehen der Obrigkeit und ihre Gerechtsame zu schwächen. Regenten und Obrigkeiten gewannen durch seine Lehre. Seine Absicht war, die Menschen nur von jenem religiösen

ligiösen Joche zu befreien, welches die römische Klerisey ihnen angeschmiedet hatte. Aber der Name Freiheit war nun schon an sich so reitzend und so tröstlich, daß man diesem Begriffe gern die möglichst größte Ausdehnung zu geben suchte. Und da das Beispiel der freien Schweitzer, die in sichtbarem Wohlstande lebten, seitdem sie das Joch ihrer adelichen Tyrannen muthig abgeschüttelt hatten, den Bauern in Schwaben so nahe lag, so hielten sich die Klügern unter ihnen durch göttliche und menschliche Gesetze befugt, auch ihren Peinigern das Messer an die Kehle zu setzen.

In Schwabeh brachen die ersten Unruhen dieser Art im Jahr ein tausend fünfhundert und vier und zwanzig aus, als der Abt von Reichenau seinen Bauern evangelische Prediger verweigerte. Mehrere tausend von ihnen versammelten sich, um einen solchen Prediger, den man gefangen gesetzt hatte, zu befreien. Bald darauf empörten sich einige Bauern der Grafschaft Lupfen (im Hegau in Schwaben) gegen ihren Herrn, wegen der allzugroßen Schatzungen.

Das neue kaiserliche Regiment, welches damals zu Eslingen seinen Sitz hatte, suchte zwar diese Unruhen zu stillen; da man aber nicht an Abhelfung der Beschwerden dieser Leute dachte, so war diese Bemühung fruchtlos. Vielmehr entspannen sich im folgenden Jahre neue Unruhen. Das Kloster und die Kirche in Kempten wurden ruinirt, der Abt auf seinem Schlosse gefangen genommen, nach Kempten geführt und da genöthigt, seine Rechte der Stadt zu verkaufen. Auch rottirten sich alle an der Donau wohnenden Bauern zusammen; anfangs nur auf Hochzeiten und bei andern Feierlichkeiten, bald aber öffentlich. Sie verschworen sich, das Evangelium bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ihrer

rer Knechtschaft ein Ende zu machen. Dabei vereinigten sie sich über zwölf sogenannte Artikel, welche einen Prediger Schappelern in Memmingen zum Verfasser haben sollen. Diese Artikel enthielten folgende Foderungen: Man sollte ihnen erlauben, sich ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes frei von menschlichen Satzungen predigten. Künftig wollten sie keine Zehenden geben, ausser vom Korn, und diese sollten theils unter die Kirchenbedienten, theils unter die Armen vertheilt, theils zu öffentlichen Ausgaben verwendet werden. Man habe sie bisher als Sklaven behandelt, da sie doch alle durch Christi kostbares Blut frei gemacht und erlöset worden seyen; künftig wollten sie zwar nicht aller Obrigkeit sich entziehen, aber doch frei seyn, man erweise ihnen dann aus der heiligen Schrift, daß sie verbunden seyen, das bisherige Joch der Sklaverey zu tragen. Es sey unbillig, und gegen die heilige Schrift, daß man ihnen bisher untersagt habe, zu jagen, Fische und Vögel zu fangen, noch unerträglicher aber, daß sie nicht einmal das Wild verjagen dürfen, welches ihnen ihr Getraide vom Acker wegfresse. Die Wälder, welche nicht von Privatpersonen gekauft worden, sollen der ganzen Gemeine zum Gebrauche frei stehen, denn es sey unbillig, daß sich die Obrigkeit dieselben zueigne, und das Holz daraus dem armen Volke um doppelten Preis hingebe. Sie verlangten, daß die Fürsten die vielen Frohnen und andere Dienste mäßigten, womit sie bisher allzusehr wären beschwert worden. Eben so soll sie Steuren und Abgaben nicht über die Billigkeit erhöhen. Die Obrigkeit sollte ferner keine übertriebenen Geldstrafen auflegen, und überhaupt die Strafen nicht mehr, wie bisher, blos aus Privatgroll verhängen, oder aus Privatgunst nachlassen. Sie seyen auch

dadurch

dadurch gekränkt, daß Manche Aecker und Wiesen, die der Gemeinde gehörten, als Privateigenthum besäßen; diese sollten ihnen zurück gegeben werden. Sollten sie übrigens in irgend einem dieser Punkte geirrt haben, so wären sie erbötig, die bessere Meinung anzunehmen, wofern man sie aus der heiligen Schrift davon überzeugte.

Die empörten Bauern sandten diese Artikel an Luthern, und baten ihn um sein Gutachten. Luther gestand, daß alle diese Foderungen höchst billig wären, tadelte aber das gewaltthätige Verfahren der Bauern, und zeigte ihnen, daß die christliche Freiheit, die er lehre, nur von geistlichen Dingen gelte, und durchaus nicht von einer bürgerlichen Gleichheit zu verstehen sey.

Einen so gemäßigten Ton hatten die Bauern von dem sonst so heftigen Luther nicht erwartet, und da sie einmal unter den Waffen waren, so kehrten sie sich nicht daran, sondern fuhren in ihren gewaltsamen Operationen fort. Die Artikel hatten sich noch nicht lange in und außer Schwaben verbreitet, als plötzlich eine Menge Bauern: ein Haufen bei Biberach, der andere im Allgäu und der dritte am Kostnitzersee unter den Waffen stunden, fest entschlossen, sich ihre natürliche Freiheit mit Gewalt zu verschaffen. Ueberall rauchten die Burgen, die Klöster, die Priestersitze, und die Ställe und Scheunen der Adelichen, und die unerhörtesten Grausamkeiten wurden von der empörten Menschheit spielend begangen. Aber wie muthig auch die Leidenschaft diese Menschen machte, so waren es doch immer nur Bauern, zusammengelaufenes Volk ohne Subordination und Disciplin, mithin einem wohlgeordneten Heere von Soldaten wenig furchtbar. Ein solches brachte der schwäbische Bund in größter Geschwindigkeit gegen sie auf, und

übergab

übergab das Kommando desselben einem seiner Mitglieder, dem Truchses Georg von Waldburg. Zuerst zog er auf das Kloster Elchingen, das unter Ulm nicht weit von der Donau lag, zu, hieb da viele Bauern nieder, und brachte die übrigen gefangen zurück. Von da drang er bis Lippen oder Leipheim, einem Städtchen an der Donau, wo er eine ganze Rotte Bauern überfiel, welche sich da gesetzt hatte, und theils zusammen gehauen, theils in die Donau gesprengt wurde, wo die meisten von ihnen ertranken. Sodann eroberte er das eben erwähnte Städtchen, nahm die meisten dahin geflüchteten Bauern gefangen, und ließ auch viele davon enthaupten: worauf sich die bei Ulm, im Allgäu und am Kostnitzersee befindlichen Bauern ergaben.

Der Bauernaufruhr in Schwaben war jetzt meistens gedämpft; aber nun lermten die Bauern in Franken. Ihr Anführer war ein Gastwirth vom Odenwalde, Namens Metzler, der sein Vermögen mit Spielen und Schwelgen durchgebracht hatte. Er hielt ziemlich gute Ordnung unter seinen Leuten, und die fränkischen Grafen und Herren fühlten seine Uebermacht so nachdrücklich, daß sie ihren Unterthanen die zwölf Artikel zugestehen mußten. Allein die Ruhe ward dadurch keineswegs hergestellt; den Bauern gefiel das lustige Leben, das Plündern, Rauben und Verwüsten der Städte, Klöster und Burgen so wohl, daß immer mehrere Lust zum Herumschwärmen bekamen. So versammelte sich in der Nachbarschaft von Heilbronn ein Haufe von mehr als zwölfhundert Mann, um zu den odenwäldischen bei Oehringen zu stossen. Die vereinigten Haufen nahmen nun Neckarsulm und Weinsberg ein, deren Bürger sich zu ihnen schlugen, und zogen dann fröhlich und wohlgemuth auf neue Abentheuer gegen Klöster und Pfaffen, Städte und

Schlösser,

Schlösser, Adel, Grafen und Fürsten aus. Klöster und feste Burgen blieben immer ihr Hauptaugenmerk; diese zu plündern und zu verbrennen war ihre größte Freude. Sie hatten von ihnen gerade am meisten gelitten, darum traf diese auch ihr größter Haß. Alle verschiedenen Bauernarmeen, wie verschieden auch ihr Zweck oder die Eigenschaften ihrer Anführer seyn mochten, kamen doch hierinn allgemein überein. Da vergieng wo möglich kein Tag, daß nicht ein Kloster oder eine Burg geplündert ward und im Rauch aufgieng. Die Klöster waren ihnen äußerst nützlich, sie waren eben so viel für sie angelegte Magazine, und Mönche und Nonnen, so fand es sich, hatten so fleißig eingesammelt, als stände eine große allgemeine Hungersnoth bevor. Auf den Burgen der Edlen war gewönlich weniger zu holen, aber der Haß war desto größer, und ihrer war eine so unzählige Menge, daß jedes Bauernheer täglich auf einige stieß. War ein Abt oder Ritter nun sehr in böser Nachrede, so blieb ihm nichts als zu flüchten übrig, und Kloster oder Burg preiszugeben. Glaubte er es wagen zu können, den Anmarsch der Bauern abzuwarten, so erkaufte er sich mit Ablieferung eines Frucht- und Weinvorraths und mit der Annahme der zwölf Artikel vielleicht den Besitz seiner Wohnung, und er konnte von Glück sagen, wenn er um diesen Preis einen Theil seines Eigenthums rettete.

6.

Fortsezung.

Das Gerücht von den glücklichen Unternehmungen der rebellischen Bauern durchlief alle deutsche Provinzen

zen mit der Schnelligkeit des Blitzes. Es erfüllte die Herzen der Fürsten und Herren mit banger Erwartung, und hob den Muth der Unterdrückten, die eine so gute Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollten. Als hätte eine unbekannte Hand sie elektrisch getroffen, griefen die Bauern zu den Waffen und rotteten sich in großen Haufen zusammen von den Grenzen Frankreichs bis an die Grenzen von Böhmen, von den Alpen bis an die Harzgebirge. In Franken, in Schwaben nebst dem Würtembergischen, im Mayntzischen, am Rhein, in der Pfalz, im Bißthum Speier, im Badischen, im Elsaß bis nach Lothringen hin stund das Volk allenthalben auf, und wanderte in förmlichen Zügen umher. Auf einer andern Seite war ganz Baiern, Tyrol, Kärnthen und Steiermark in Gährung, und nach Norden hin brach die Empörung in Fulda, Hessen, Sachsen und Thüringen aus. Es war kein hie und da entstandener momentaner Auflauf eines tollen Pöbels, der nicht wußte, was er wollte, sondern es war eine Empörung, die dem ganzen deutschen Staatsgebäude den Untergang drohte. Ein allgemeines Streben nach größerer politischer und religiöser Freiheit war überall sichtbar, und Tausende waren bereit alles zu wagen, um sie zu erringen.

Die Hauptrolle spielte eine geraume Zeit Metzler in Franken und an der schwäbischen Grenze. Es schlugen sich immer größere Haufen zu seinem Heere, und das Glück stund seinen Unternehmungen zur Seite. In einer großen Versammlung faßten die Empörer den Entschluß, keinen Fürsten, Grafen, Herrn, Edelmann, Ritter, kurz, keinen der Sporn trüge, wie auch keinen Pfaffen, Mönch oder andern Müßiggänger leben zu lassen, sondern sie alle, so wie sie ihnen aufstießen, todtzuschlagen. Dadurch

wollten

wollten sie sich für die Härte rächen, mit welcher der Truchses von Waldburg die gefangenen Bauern hingerichtet hatte. Sie wollten zeigen, daß, wenn man die gefangenen Bauern in Zukunft nicht schone, eine edle Geburt die Gefangenen, welche sie machen würden, auch vor dem Tode nicht schützen solle. Um mit der Ausführung ihres grausamen Entschlusses den Anfang zu machen, und dem Adel Furcht und Schrecken einzujagen, machten sie sich den unmenschlichen Zeitvertreib, die gefangenen Grafen, Edlen und Reisigen, einen nach dem andern, durch ihre Spiese zu jagen; eine grausame Todesstrafe, die damals noch nicht ganz aus der Uebung war. Die Bauern standen umher mit Spiesen bewafnet; wohin sich die Unglücklichen wandten, da fanden sie Spiese, die ihrer warteten, und bald fielen sie von tausend Stichen durchbohrt. Die Bauern machten bei der Exekution einen gräßlichen Lärmen mit Trommeln, Pfeifen und Schalmeyen. Ein roher Kerl, der vormals in Diensten des Grafen von Helfenstein als Pfeiffer gestanden hatte, gieng vor seinem Herrn her und spielte ihm zum Tode; er rieß ihm den Hut vom Kopf, setzte ihn auf, und sagte zum Grafen, er habe ihm so oft zur Tafel gepfiffen, es sey billig, daß er ihm auch zu einem andern Tanze vorspiele. Nichts konnte den Adel retten; die Gemahlinn des Grafen von Helfenstein, eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian, folgte ihrem unglücklichen Gemahl. Sie warf sich vor den Anführern der Bauern auf die Knie, sie bat um das Leben ihres Gemahls, sie hielt ihren zweijährigen Sohn in ihren Armen, sie hoffte, daß dieser wehmüthige Anblick die Barbaren rühren würde; aber vergebens! Man mißhandelte sie vielmehr selbst, rieß ihr das Geschmeide ab, verwundete das Kind in ihren Armen, warf sie auf einen Mistkarren,

und

und führte sie in diesem kläglichen Aufzuge nach Heilbronn.

Von hier wandten sich die Rebellen nach Gundelsheim, der damaligen Residenz des Deutschmeisters, der mit seinem Hofstaat nach Heidelberg flüchtete. Der Flecken und das Schloß wurden eingenommen, und das letztere zerstört. Nun gieng der Zug ins maynzische Gebiet, wo das Kloster Amerbach zuerst ihrer Wuth aufgeopfert wurde. Jetzt schlugen sich neun maynzische Städte auf dem Odenwalde und am Mayne, nebst noch andern Unterthanen des Erzstifts Maynz zu ihnen, und Aschaffenburg ward eingenommen. Es blieb dem Churfürsten nichts übrig, als mit den Bauern einen Vergleich zu schließen, bei welchem hauptsächlich die schwäbischen zwölf Artikel zum Grunde gelegt wurden.

Als die Ruhe hier wieder hergestellt war, zogen die rebellischen Bauern weiter und drohten dem benachbarten Bisthum Würzburg mit einem Einfall. Um dieß aber desto sicherer thun zu können, erwarteten sie eine Verstärkung, die an acht tausend Mann stark von Rothenburg an der Tauber herauf gen Würzburg im Anmarsch war. Ein fränkischer Ritter, Florian Geyer, war ihr Anführer, und der wilde Haufe bezeichnete seinen Zug mit grausamen Verwüstungen. Alle Schlösser, auf welche die Rebellen trafen, wurden angezündet; sie leuchteten ihnen auf dem Wege, und verbreiteten Schrecken unter dem benachbarten Adel. Da die Burgen auf Höhen lagen, so konnte man die Flamme weit umher sehen. In einem einzigen Schlosse fanden sie so viel Getreide, daß sie jedem Fähnlein ihres Heers hundert und fünfzig Malter zutheilen konnten. Ein großes Mainschiff, reich beladen, dem Bischoffe von Bamberg gehörig, war ihnen in die Hände gefallen. In Klö-

stern

ſtern und Kirchen hatten ſie nicht nur Vorrath an Lebensmitteln, ſondern auch viel Edelſteine, goldene und ſilberne Gefäße gefunden; Kelche und Hoſtiengefäße und Meßgewänder hatten alle Heiligkeit verloren, und wurden profanen Händen zur Beute.

Adel und Geiſtlichkeit geriethen überall in die größte Angſt, und fürchterliche Gerüchte liefen vor den rebelliſchen Heeren her, die von verſchiedenen Seiten gegen Würzburg anrückten. Bauern und Bürger thaten in ganz Franken nicht mehr gut; kein Ort, keine Gegend in dem ganzen Kreiſe, wo nicht Bürger und Bauern aufgeſtanden wären, ſelbſt da, wo Metzlers oder Geyers Armee noch gar nicht hingekommen war. Nur das Gerücht vom Anmarſch derſelben und von ihrem Glück, hatte die Unterthanen zum Aufſtande gereitzt, und den Obrigkeiten den Muth zum Widerſtande benommen. Man war in Empörung im Würzburgiſchen, noch ehe Metzlers und Geyers Panier daſelbſt wehte; ein Gleiches war im Bambergiſchen, Eichſtädtiſchen, in den Markgrafthümern Anſpach und Baireuth geſchehen. Die kleineren Grafen und Ritter in Franken mußten ſich ohnehin fügen, und der andringenden Macht nachgeben. Unter andern gehörte zu ihren Anführern Götz von Berlichingen, einer der berühmteſten Ritter ſeiner Zeit, den ſie, wie er ſelbſt ſagt, zwangen, „ihr Narr und Hauptmann zu werden.“ Er zog mit ihnen nach Würzburg, deſſen Thore von den Rebellen freudig geöffnet wurden, und half dann das Schloß belagern, welches einen muthigen Widerſtand leiſtete.

Um dieſe Zeit mußten auch der Biſchoff von Speyer und der Markgraf von Baden ihren Bauern nachgeben. Am ganzen Rheinſtrome breitete ſich nun das Feuer der Unruhe aus. Im Würtembergiſchen hatten ſich die Bauern aller Städte und Schlöſſer,

bis

bis auf Tübingen und Hohenasperg bemächtigt. Alle Klöster wurden geplündert und verwüstet. Eben solche Rollen spielten die elsassischen Bauern, und zuletzt rückten alle diese vereinigten Haufen, auf dreissig tausend Mann stark, vor Elsaßzabern, dessen Einnahme ihnen gar keine Mühe machte. Weil nun auch die Unterthanen des Herzogs Anton von Lothringen schon anfiengen, sich mit den Bauern bei Zabern zu vereinigen, so machte dieser ernstliche Anstalten, dem Unwesen bei rechter Zeit Einhalt zu thun. Er bot daher nicht nur seine Lehnsleute auf, sondern bewarb sich auch bei verschiedenen benachbarten Grafen und Herren um Hülfe, und nahm auf sechs tausend Mann niederländische Fußknechte in Sold. Mit dieser Kriegsmacht rückte er vor Zabern, worinn die Bauern lagen. Unvermuthet stieß sein Kriegsvolk in dem Dorfe Lupfstein auf einen sechs tausend Mann starken Haufen von Bauern, die ihren Brüdern zu Hülfe ziehen wollten. Der Herzog ließ sogleich einen Angriff auf die Bauern machen. Diese wehrten sich als Verzweifelte, und thaten aus den Häusern und der Kirche des Dorfs den wüthendsten Widerstand. Aufgebracht darüber, befahl der Herzog, das Dorf an allen Enden anzuzünden, und nun sahen die Bauern nichts als Tod und Verderben vor Augen. Wer den Flammen entspringen wollte, der fiel durchs Schwerdt; einen andern Ausweg gab es nicht. Alle Bauern ohne Ausnahme starben eines jammervollen Todes; alle Einwohner des Dorfes nebst Weibern und Kindern wurden unter dem Schutte der einstürzenden Häuser begraben.

Als diese traurige Bothschaft nach Zabern kam, hielten es die Bauern am gerathensten, auf eine gute Kapitulation bedacht zu seyn, die ihnen auch zugestanden wurde. Sie sollten freien Abzug haben, kei-

ner sollte am Leben gestraft werden, alle sollten sich der allgemeinen Amnestie erfreuen; dafür sollten die Bauern ihre Waffen niederlegen, und hundert Geißeln geben, zum Unterpfand ihres Versprechens, daß sie nach Hause gehen, sich nicht wieder im Felde versammeln, und Ruhe halten wollten. Die lothringische Armee stund zu beiden Seiten der Thore, als die Bauern unbewafnet zwischen ihnen ausmarschirten. Spott und Verachtung traf die Abziehenden, und von Worten kam es bald zu Thätlichkeiten. Das Signal gab ein Bauer, der sich zur Wehre setzte, als ihm ein lothringischer Soldat sein Geld nehmen wollte. Der Lärm verbreitete sich, und plötzlich fielen die lothringischen Soldaten über die wehrlosen Bauern her, und hieben nieder, was ihnen in Weg kam. Aufgebracht über diese schändliche Treulosigkeit, zogen sich alle Bauern, die nahe am Thor waren, wieder in die Stadt zurück. Unglücklicher weise aber konnten sie, weil Freund und Feind zugleich sich eindrängten, den Schlag nicht niederlassen, die Brücke nicht aufziehen, das Thor nicht schließen, und somit waren die waffenlosen Bauern den lothringischen Soldaten preis gegeben. Wenn man denn keinen Vertrag mehr halten wollte, so wollte man sich wehren, so lange man konnte, und so gut als es sich thun ließ; wer in der Eile noch eine Wehre finden konnte, der verkaufte sein Leben theuer; aber der Wehrlosen fielen weit mehr, verfolgend und flüchtend übereilten sie die bewafneten Lothringer, und die Bauern unterlagen endlich vollkommen. Gegen achtzehn bis zwanzig tausend von ihnen verloren in diesem schröcklichen Blutbade ihr Leben. Alle Häuser und Straßen der Stadt standen in Blut, alles war mit Leichnamen bedeckt, auf den öffentlichen Plätzen lagen sie schichtweise übereinander; von den Einwohnern der Stadt

retteten

retteten nur wenige ein jammervolles Leben, denn was nicht umkam, ward alles seines Eigenthums beraubt. Die rohen Sieger wütheten, wie eine Bande losgelassener Hunde, schändeten Weiber und Mädchen, und opferten alles ihrer barbarischen Wuth auf.

Dieses schreckliche Schauspiel hatte die Folge, daß ein Schwarm von Bauern aus dem Bezirke von Weissenburg, der schon viele Gewaltthätigkeiten verübt hatte, und zu den zabernschen zu stoßen im Begriff war, sich schnell wieder zurückzog. Als der Herzog den Rückzug in sein Land antrat, fand er den engen Weg bei Scherweiler mit sechzehn tausend Bauern besetzt. Sein Kriegsvolk grief sie aber so tapfer an, daß abermals auf fünf bis sechs tausend derselben umkamen. Die übrigen rettete die bald hereinbrechende Nacht.

Die Seuche des Bauernaufruhrs hatte indessen auch die benachbarte Pfalz angesteckt. An die Spitze der Rebellen stellte sich hier Antonius Eisenhut, gewesener Pfarrer zu Eppingen auf dem Kraichgau. Dieser foderte die benachbarten Bauern sowohl mündlich als schriftlich zur Empörung auf, und es herrschte in seinen Auffoderungen mehr Gift, als noch in keiner Auffoderung eines Haufens geherrscht hatte. Es sammelte sich bald ein ansenliches Heer um ihn her, das mit Plündern und Verwüsten umherzog. Der Churfürst Friedrich, der mit Recht den Beinamen des Friedfertigen erhielt, bot den Rebellen einen Vergleich an, um das Blutvergießen zu verhindern. Da er aber seinen Zweck verfehlte, so zog er, in Verbindung mit dem Churfürsten von Trier und mehreren Grafen und Herren, gegen die Aufrührer zum Kampfe aus, und stellte die Ruhe glücklich wieder her. Vornemlich gelangen die Unternehmungen, die er in Verbindung mit dem Truchses von Waldburg

vornahm. Dieſer hatte bei Beblingen einen Schwarm würtembergiſcher Bauern von vierzehn tauſend Mann dergeſtalt geſchlagen, daß nur der geringſte Theil durch die Flucht das Leben rettete. Die Stadt Weinsberg, welche er den Rebellen wieder abnahm, ließ er an allen Orten anzünden, und viele umher liegende Dörfer wurden ebenfalls in die Aſche gelegt. Von den Bauern, welche ihm in die Hände fielen, wurden ganze Haufen an den Bäumen aufgeknüpft. Unter andern ließ er den Pfeiffer, der dem Grafen von Helfenſtein zum Tode den Tanz geſpielt hatte, an einen Pfahl ſchmieden und um ihn her ein großes Feuer machen, doch ſo, daß er nicht erſticken konnte, ſondern langſam von der Glut des Feuers ſterben mußte. Wohin die Todesangſt den Unglücklichen trieb, da war Feuer; man hörte ihn bald zu Gott, bald zu dem Teufel um Hülfe ſchreyen; bald ſprang er auf, bald fiel er nieder. Zuletzt brannten ihm die Beine ab, ſo, daß er noch auf den Stürzen herum ſprang, bis er ganz gebraten ſeinen Geiſt aufgab.

Zehenfach ward den Bauern vergolten, was ſie verſchuldet haben mochten. Wohin der Truchſes nach ſeiner Verbindung mit dem Churfürſten kam, da ward alles mit Feuer und Schwerdt verwüſtet. Bei Königshofen, einem anſenlichen Flecken in der Gegend von Würzburg, begegnete das vereinigte Heer einem Haufen Bauern von mehr als acht tauſend Mann, die ſieben und vierzig Kanonen bei ſich führten, und tapfern Widerſtand thaten. Allein da ihnen der Truchſes in den Rücken fiel, verließ ſie der Muth, und ſie flüchteten theils das flache Feld entlang, theils in einen benachbarten Wald. Die erſtern wurden alle durch die ſie verfolgenden Reuter eingeholt und niedergeſtochen: die andern wehrten ſich lange, mußten aber auch endlich unterliegen. Sechs bis ſieben tauſend

send Bauern lagen in ihrem Blute auf dem Feld und im Walde. Von den Einwohnern des Fleckens Königshofen, deren man drittehalb hundert zählte, blieben kaum fünfzehn am Leben. Suchten sich die Rebellen in einem Dorfe zu retten, so ließ es der Truchses anzünden, und nun fanden sie nebst den Einwohnern in den Flammen und den Trümmern der einstürzenden Häuser einen schmählichen Tod. Fünfhundert Bauern, die sich hinter dem Mauerwerk eines alten Bergschlosses, mit fürchterlicher Wuth und Verzweiflung wehrten, wurden alle niedergehauen.

So zogen die Bauern am Ende überall den Kürzern, da sie der schwächere Theil waren, und da der Adel hier von rechtswegen zu recht fürchterlichen Strafexempeln um der Folge willen verbunden zu seyn glaubte. Ein Markgraf Kasimir von Brandenburg-Kulmbach ließ unter andern sechzig Einwohnern des Fleckens Kitzingen die Augen ausstechen. Der Churfürst Richard von Trier und der Bischoff Conrad von Würzburg fanden eine rechte Wollust darinn, ihre Rache im Anblick des Menschenblutes zu sättigen, denn sie durchzogen mit Schaaren von Scharfrichtern und Knechten ihre Länder, da schon alles wieder beruhigt war, und ließen nicht nur noch viele hundert Köpfe abschlagen, sondern köpften zum Vergnügen selber mit. Es fehlte auch nicht an Edelleuten, die der günstigen Umstände sich bedienten, um ein greuliches Räuber- und Mordbrennerhandwerk zu treiben, unter dem Vorwand von Rache für erlittenes Unglück und Schmach. So hatte ein gewisser Adam von Thüngen, aus der edlen Familie des Bischoffs von Würzburg, einen Haufen solcher Räuber an sich gehängt, und in der Gegend der Stadt Rothenburg zehen bis zwanzig Dörfer niedergebrannt, geplündert, Straßenraub getrieben, die Stadt selbst

bedroht und Kugeln hinein werfen lassen. Ein schönes Beispiel, wie sich ein Landesfürst gegen unzufriedene Unterthanen betragen soll, ohne sie vorher zu Tausenden erschlagen zu haben, gaben der Landgraf von Hessen und der Markgraf von Baden. Die meisten Edelleute konnten es aber den Bauern gar nicht verzeihen, daß sie ihre Schlösser geplündert und zerstört hatten, und daß sie sich Freiheiten anmaßen wollten, die mit den großen Vorrechten des Adels so sehr im Widerspruch standen.

7.

Der letzte Akt des Bauernkrieges. Münzers Schwärmereyen.

In keinem deutschen Lande wüthete der Bauernkrieg so anhaltend und so mächtig, als in Thüringen. Hier ward der Freiheitstrieb des Landvolks vornemlich durch den schwärmerischen Münzer angefacht, den wir schon oben als Carlstadts Gefährten in Wittenberg kennen lernten. Ungeachtet die Anführer der neuen Secte, die vor einigen Jahren zu Zwickau und Wittenberg so viele Unruhen erregt hatten, nach Luthers Zurückkunft von der Wartburg sich größtentheils aus Sachsen entfernten, so hatten sie doch noch hier und da einige Anhänger zurück gelassen, und der vornehmste von ihnen war im Lande geblieben. Münzer, der Prediger der Secte, behielt seinen Sitz zu Allstädt, einem Städtchen in Thüringen, und streute dort öffentlich die Lehren aus, durch die sie sich auszeichnete. Schon als Schüler in Halle hatte er, seinem eigenen Geständniß nach, den Entwurf gemacht,

ein

ein Bündniß zur Reformation der Christenheit zu stiften. An jedem Orte, wo er sich seitdem aufhielt, zeigte er sich als einen unruhigen Kopf, und einen wüthenden und fanatischen Gegner des Pabstthums. Am thätigsten aber bewies er sich nun zu Allstädt, wo er im Jahr ein tausend fünfhundert und drei und zwanzig eine Predigerstelle erhielt. Er führte hier eine neue Ordnung des Gottesdienstes ein, worinn manches Gute war, z. B. die Ausschließung der lateinischen Sprache, das Predigen über biblische Bücher, nicht blos über Evangelien und Episteln. Seine Predigten aber bestritten nicht nur die Lehrsätze des Pabstes, sondern auch Luthers mit fanatischer Heftigkeit. Er reitzte die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Obrigkeit, besonders wenn sie ihnen verboten, seine geistlichen Reden zu besuchen, und überredete den Pöbel leicht, daß Gott seine Christenheit bald von dem Joche, unter welchem sie seufzte, befreien würde. Auch durch Schriften suchte er zu wirken, und hielt sich einen eigenen Buchdrucker, da Luther den Druck seiner Schriften in Wittenberg hinderte.

Gleich einem elektrischen Schlage pflanzte sich Münzers kühne Lehre unglücklich schnell überall aus. Ein Bauer sagte zum andern: der Mann in Allstädt hat Recht, nahm seinen Dreschflegel, und gieng nach Allstädt, um den Propheten zu hören. So kamen sie haufenweise von Eisleben, Mansfeld, Sangerhausen, Querfurth, Frankenhausen, Halle, Aschersleben, um den Prediger zu hören. Dieser Beifall machte ihn so dreist, daß er nun seine Anhänger überall hinsandte, die ausrufen mußten: die Zeit der Erlösung ist da, das Reich Christi fängt an. An die Bauern schrieb er allerlei aufrührerische Briefe, worinn er sich rühmte: daß er ihnen Unterricht geben wollte, daß ihnen das Herz viel größer werden sollte, als alle Schlösser;

auch sey er bereit, allen ein Genüge zu thun, die es begehrten. Auf diese Art machte er das schon gegen seine Obrigkeiten aufgebrachte Volk, durch seine Lehren, Predigten und Schriften, noch rebellischer, zumal da er ihnen weiß machte, er spreche durch Antrieb und Eingebung des Geistes Gottes.

Da ihm dieses Verfahren bisher ohne Ahndung gelungen war, so gieng er zu seinem eigentlichen Zwecke über, und wanderte mit einem großen Haufen seiner Anhänger nach Willerbach, einem Dorfe unweit Allstädt, wohin man stark wallfahrtete, plünderte die Kirche aus und steckte sie an, „um, wie er sich ausdrückte, dem Spelunk und der Abgötterey mit den Zeichen, die man von Wachs hintreckt, ein Ende zu machen.“ Bald aber zeigte er seine Absicht noch deutlicher, indem er mit dem zusammen gelaufenen Haufen ein Bündniß machte, dessen Zweck darinn bestand, daß man alle Obrigkeit ausrotten, und ein neues Regiment einführen wolle. Auch schrieb Münzer die Männer alle auf, die sich mit einem Eide verbunden hatten, damit sie, wenn die gottlosen Fürsten und Herren umgebracht worden, an deren Statt neue Fürsten und Herren bestellen könnten.

Der Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen und der Herzog Johann von Weimar sahen diesem Wesen so lange zu, als Münzer blos von Kreuz, von Tödtung des Fleisches, und von Eingebungen sprach. Sie glaubten dieß um so eher thun zu können, weil selbst Luther in einem Briefe an den Herzog Johann für Münzern eine Vorbitte eingelegt hatte, indem er darinn sagte: „er stolzieret in seinem Winkel, ist aber noch nicht reif; es ist besser, man dulde ihn so lange, bis er mit dem, was in ihm steckt, deß viel ist, herausrückt.“ Nach jenem Auftritte zu Willerbach aber ließen ihn der Churfürst

und

und Herzog auf den ersten August des Jahres ein tausend fünfhundert und vier und zwanzig nach Weimar fodern, und da von seinen Lehren und Thaten Rechenschaft zu geben. Er erschien; leugnete vieles geradezu ab, und da er überführt wurde, daß er einem oder dem andern den Rath gegeben, sich wider ihre Fürsten zu verbinden, wenn sie seine Lehre zu hören nicht verstatten wollten, auch von den Abgesandten des Herzogs Georg zu Sachsen Klagen gegen ihn einliefen, daß er aufrührerische Briefe nach Sachsen geschrieben habe, so wurde beschlossen, ihn zwar wieder zu entlassen, aber dem Amtmanne und Rath zu Allstädt befohlen, einen für die öffentliche Ruhe so gefährlichen Schwindelkopf aus ihren Mauern zu entfernen.

Münzer wartete die Folgen dieses Befehls nicht ab, sondern nahm Harnisch, Eisenhut, Krebs und Hellepatten, lief in diesem Aufzuge wie toll in der Stadt umher, und verschwand, ehe man sichs versah, aus derselben. Nun trieb er sich eine zeitlang im Lande herum, und kam endlich nach Nürnberg. Weil er aber auch da allerlei Unfug trieb, und deswegen fortgejagt wurde, so wendete er sich nach Schwaben, gieng nach Schafhausen, an den Bodensee, und kehrte nach einer Entfernung von einem Jahre nach Thüringen zurück. Jetzt wählte er Mühlhausen zum Schauplatz seiner revolutionairen Thätigkeit. Hier hatte sich seit geraumer Zeit ein Mönch aus dem Prämonstratenserkloster Reichenstein, Namens Pfeiffer, der Münzern an Verwegenheit und Tollkühnheit nichts nachgab, einen großen Anhang unter den Bürgern gemacht. Er stieg an einem Sonntage auf den Stein, der Oberpfarre gegenüber, worauf sonst der Bierrufer zu treten pflegte, und hielt eine Rede ans Volk, worinn er sehr auf Mönche und Nonnen loszog, weshalb

halb er auch viel Zulauf vom Pöbel hatte. Gewönlich aber predigte er in der Kirche zu St. Nikolai, die außerhalb der Stadt lag, und an welcher er Pfarrer war. Es gelang auch seiner schändlichen Beredsamkeit, daß auf seinen Antrieb das Volk das Rathhaus und die Klöster plünderte und Mönche und Nonnen verjagte. Zwar wurde er nun auch verjagt, allein er kam nicht lange darauf wieder in die Stadt.

Um die Unruhen noch mehr zu nähren, traf es sich, daß zu dieser Zeit ein eben so unruhiger Kopf, der Magister Hildebrand, einsmals an einem Sonntage in der Johanniskirche, wo eben Ablaß war, und Sündenvergebung verkauft wurde, predigen wollte, aber nicht zugelassen wurde. Dieß verdroß ihn so sehr, daß er mit seinen Anhängern in die Vorstadt lief und vom Giebel eines Hauses herab predigte.

Mühlhausen war also ein wohl zubereiteter Boden, wo Münzers Schwärmereyen leicht Wurzel fassen und aufschießen konnten. Viele Bürger, die ihn schon von Allstädt her kannten, nahmen ihn mit offenen Armen auf. Ein Kürschner hatte ihn in die Stadt gelassen und ein Branteweinschenke in seinem Hause beherbergt. Der unruhige Pöbel fieng nun erst recht an, sein Wesen zu treiben. Der Rath suchte noch bei Zeiten das glimmende Feuer des Aufruhrs in der Asche zu ersticken. Luther schrieb auch an die Mühlhäuser und warnte sie sehr vor diesem gottlosen Aufrührer als vor einem falschen Propheten, der in Schaafskleidern einher gehe, und inwendig ein reissender Wolf sey. Münzer aber vertheidigte sich, und schrieb gegen Luther eine giftige Schrift, worinn er ihn den allergeitzigsten Doctor Lügner, den tükischen Kolkraben, den hochgelahrten Buben und Erzbuben, den schmeichelnden Drachen, den ausgeschämten Mönch bei seinem Malvasier und Hurenkästlein, Junker

Junker Märtin, die keusche babylonische Frau, des Teufels sicherlichen Erzkanzler ꝛc. nannte. Der Rath konnte, da die Sache einmal zu böse war, die Ruhe nicht wieder herstellen. Münzers Lehre hatte die Köpfe der niedern Volksklasse so erhitzt, daß alles in eine unglückliche Gährung gerieth. Eine plötzliche Empörung brach aus. Münzer verjagte die deutschen Herren aus dem Johanniterhofe, schlug selbst darinn seine Wohnung auf, und verlangte, daß ihn der Magistrat zu einem Mitgliede machen sollte. Da dieß nicht geschah, berief er seinen ganzen Anhang in die liebe Frauenkirche, und beschloß nach gehaltenem Rathe, ein ganz neues Regiment aufzurichten. An der Spitze eines zahlreichen Pöbels zog er auf das Rathhaus, setzte den alten Rath förmlich ab, und organisirte aus seinen Anhängern einen neuen, dem die Anwesenden sogleich huldigten.

Münzer schaltete nun in der Stadt und mit der Stadt, als ob sie sein Eigenthum wäre. Er machte eine Menge Verordnungen, die meistens darauf hinaus liefen, sich selbst und das Volk zu bereichern. Vorgegebene Offenbarungen, womit er die leichtgläubige Menge täuschte, dienten ihm zum Vorwande bei seinen neuen Einrichtungen, und zu eigenmächtigen Entscheidungen zweifelhafter Fälle. Offen und ungescheut behauptete er, daß er von Gott Befehl erhalten habe, die weltliche Obrigkeit ganz auszurotten. Am beliebtesten aber machte er sich bei dem Pöbel durch die Einführung einer Gütergemeinschaft. Die Handwerker ließen ihre Arbeit liegen, und zehrten von dem Vermögen anderer, in der Meinung, daß noch genug zu leben übrig sey, ehe die Güter der Fürsten, Grafen, Edelleute, Mönche und Nonnen aufgezehrt wären.

8.

Fortschritte der Empörung in Thüringen.

Wer es vergißt, daß er eine Geschichte aus dem sechzehenten Jahrhundert liest, dem muß es unbegreiflich scheinen, wie Auftritte dieser Art über ein halbes Jahr fortdauern konnten, ehe man nur von Seiten der Landesherrschaft einige ernsthafte Bewegungen machen konnte, dem Unwesen ein Ende zu machen. Zu dieser Zeit war dieß möglich, und in dem Gebiete des Churfürsten Friedrichs, den Vorsichtigkeit und Alter, verbunden mit einem kränklichen Zustande, bis zur Unthätigkeit bedachtsam machten, war es noch leichter möglich, als in einer andern Provinz. Ueberhaupt wünschte der Churfürst, diese Unruhen durch friedliche Mittel beizulegen. Zwar foderte Luther selbst nunmehr seinen Bruder und ihn auf, sich in Bereitschaft zu setzen, daß sie die Schwärmer mit Gewalt dämpfen könnten, sobald sie zu Thätlichkeiten schreiten würden: aber Münzer war klug genug, ausserhalb Mühlhausen noch keine ausbrechen zu lassen, und so glaubte der Churfürst wohl noch zusehen zu können.

Der schwärmerische Betrüger hatte in der Zeit, da er Deutschland durchirrte, die allgemeine Gährung nicht unbemerkt gelassen, welche die Gemüther des Landvolks in den meisten an Sachsen grenzenden Ländern eingenommen hatte. Das baldige Ausschlagen der Flamme ließ sich so leicht als die Schnelligkeit voraussehen, mit der sie um sich greifen würde, und darauf baute nun Münzer seine Entwürfe, wie er die Zeit ihrer Ausführung darnach bestimmte. Diese Ausführung sollte in dem Augenblick angefangen werden,

den, da der Aufruhr in dem benachbarten Franken in voller Wuth losbrechen, und sich den Grenzen von Thüringen näheren würde. Es konnte alsdann nicht schwer seyn, ihn herüberzuziehen; denn die Gemüther der Einwohner waren durch Münzer vorbereitet genug, und eine Verbindung mit den Häuptern der fränkischen Aufrührer ließ sich ohne Mühe eröffnen, wenn nicht bereits eine angelegt war. Nun konnte er sich an die Spitze einer Macht stellen, die den Fürsten furchtbar genug werden dürfte, konnte sich im Fall eines Unglücks auf die Hülfe einer andern verlassen, die ihre Bewegungen nach den seinigen richtete, oder sich nach den Bedürfnissen der Umstände mit ihr vereinigen, und im voraus gewiß seyn, daß sie bei jedem glücklichen Erfolg an Stärke und Menge zunehmen würde. Die Anlage dieses Plans verräth mehr Klugheit, als Schwärmer sonst gewönlich haben, und vielleicht war es ein Glück für Sachsen, daß Münzern die ungeduldige Hitze seiner eigenen Anhänger nöthigte, die Ausführung, und eben dadurch seinen Untergang zu beschleunigen.

Kaum hatte sich in Mühlhausen die Nachricht verbreitet, daß sich in Franken vierzig tausend Mann Bauern zusammen gerottet, hundert und fünfzig adeliche Schlösser und drei und zwanzig Klöster geplündert und den Flammen preis gegeben hätten, so gerieth die ganze Stadt in die unruhigste Bewegung. Münzers Freunde drangen nun ernstlich in ihn, die Feindseligkeiten auch anzufangen. Das Gerücht von den Unmenschlichkeiten, welche die Bauern verübt, von den Klöstern, die sie verbrannt und geplündert, von den Edelleuten, die sie erschlagen hatten, brachte sie in eine Art von eifersüchtiger Wuth, in welcher sie es als Schande für sich ansahen, daß ihnen andere zuvorgekommen wären. Münzer, der sich nicht

eher

ehrt in Bewegung zu ſetzen beſchloſſen hatte, bis ſich das benachbarte Landvolk geregt haben würde, widerſtund eine Weile ihrem Anhalten. Da aber ſein vertrauteſter Gehülfe Pfeiffer ihm mit Bitterkeit vorwarf, daß er das Werk des Herrn ſo läßig treibe, und ihn ſogar aus der Stadt zu jagen drohte, ſo beſchloß er, zur Ausführung zu ſchreiten. Er ſandte Apoſtel aufs Land, welche ausrufen mußten: Hier Schwerdt und Gideon! An die Fürſten ſchrieb er unhöfliche Briefe mit der Unterſchrift: Thomas Münzer mit dem Schwerdte Gideons. Den Harzgrafen ſchrieb er: ſie ſollten fußfällig zu ihm kommen, oder er würde kommen, alles zu verderben. Dem Grafen Ernſt von Mansfeld drohte er ſogar den Tod, und der Graf Botho zu Stolberg durfte ſich um dieſe Zeit gar nicht ſehen laſſen. Bei einer unter freiem Himmel gehaltenen Verſammlung ſprang er mit fanatiſcher Wuth auf einen erhöheten Stein und rief: „Brüder, die Zeit der Freiheit iſt endlich erſchienen, jene glückliche Zeit, wo ihr das Joch, das euch die Tyrannen der Erde aufgelegt haben, abſchütteln und euch in euer natürliches Recht wieder einſetzen könnet. Gott und das Recht iſt mit euch. Auf, Brüder, auf, ſchlagt auf Fürſten und Herren wie auf Nimrods Ambos, ohne zu ſchonen; die Zeit iſt vorhanden, daß Gott nicht länger dulden will den Hochmuth der Tyrannen.“

Münzer gab ſich beſonders viele Mühe, die Bergleute der Grafſchaft Mansfeld zu gewinnen. Das Schreiben, welches er an ſie ergehen ließ, charakteriſirt ſeinen Geiſt beſſer, als jede Beſchreibung. Es lautete alſo:

„Die reine Furcht Gottes zuvor! Lieben Brüder, wie lange ſchlaft ihr? Wie lange ſeyd ihr Gott ſeines Willens nicht geſtändig darum, daß er euch

nach

nach eurem Ansehen verlassen hat? Ach, wie viel hab' ich euch das gesagt, wie es seyn muß! Gott kann sich nicht länger offenbaren, ihr müsset stehen. Thut ihrs nicht, so ist das Opfer ein herzbetrübtes Herzeleid umsonst, ihr müsset darnach von neuem auf wieder in Leiden kommen, das sag' ich euch. Wollt ihr nicht um Gottes willen leiden, so müsset ihr des Teufels Martyrer seyn. Darum hütet euch, seyd nicht verzagt, nachlässig, schmeichelt nicht länger den verkehrten Phantasten, den gottlosen Bösewichtern. Fahet an und streitet den Streit des Herrn, es ist hohe Zeit. Haltet eure Brüder alle dazu, daß sie göttliches Zeugniß nicht verspotten, sonst müssen sie alle verderben. Das ganze Deutsch = Französisch- und Welschland ist wach, der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran. Zu Fulda sind in der Osterwoche vier Stiftskirchen verwüstet, die Bauern zu Klegau in Hegau und Schwarzwald sind auf als dreimal hundert tausend stark, und wird der Haufen je länger, je größer. Allein ist das meine Sorge, daß die närrischen Menschen sich verwilligen in einen falschen Vertrag darum, daß sie den Schaden nicht erkennen. Wo euer nur drey ist, die in Gott gelassen allein seinen Namen und Ehre suchen, werdet ihr hundert tausend nicht fürchten. Nun dran, dran, dran, es ist Zeit, die Bösewichter sind frei verzagt, wie die Hunde. Reget die Brüder an, daß sie zu Fried kommen, und ihr bewogen Zeugniß holen, es ist über die Masse hoch vonnöthen, dran, dran, dran. Lasset euch nicht erbarmen, ob euch der Esau gute Worte vorschlägt, Gen. 33. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, sie werden euch so freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder, laßt es euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat Deut. 7. und uns hat er auch offenbart

daſſelbe. Regt an in Dörfern, in Städten und ſonderlich die Berggeſellen mit andern guten Purſchen, welche gut dazu ſeyn werden. Wir müſſen nicht länger ſchlafen. Seht, da ich die Worte ſchreibe, kam mir Bothſchaft von Salza, wie das Volk den Amtmann, Herzog George, vom Schloſſe langen wollen, um deswillen, daß er drei habe wollen heimlich umbringen. Die Bauern vom Eichsfeld ſind über ihre Junkern fröhlich worden. Kurz ſie wollen ihrer keine Gnade haben, es iſt des Weſens viel, euch zum Ebenbild, ihr müſſet dran, dran, dran, es iſt Zeit! Baltſar und Bartel Krumpf, Balten und Biſchoff geht Seine an. Dieſen Brief laſſet den Berggeſellen werden. Mein Drucker wird kommen in kurzen Tagen, ich hab die Botſchaft kriegt, ich kann es itzeud nicht anderſt machen. Selbſt wollte ich den Brüdern Unterricht ganz geben, daß ihnen das Herz viel größer ſoll werden, denn alle Schlöſſer und Rüſtung der gottloſen Böswichter auf Erden. Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß iſt. Laſſet euer Schwerd nicht kalt werden vom Blut, ſchmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden. Es iſt nicht möglich, weil ſie leben, daß ihr der menſchlichen Furcht ſollt los werden. Man kann euch von Gott nicht ſagen, dieweil ſie über euch regieren. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habt, Gott geht euch vor, folgt. Die Geſchicht ſtehen beſchrieben Matth. 24. erkläret. Darum laſſet euch nicht abſchrecken, Gott iſt mit euch, wie geſchrieben 2 Chron. 2. Dieß ſagt Gott: ihr ſollt euch nicht fürchten, ihr ſollt dieſe große Menge nicht ſcheuen, es iſt nicht euer, ſondern des Herrn Streit, ihr ſeyds nicht, die ihr ſtreitet. Stellet euch fürwahr männlich, ihr werdet ſehen die Hülfe des Herrn über euch. Da Joſaphat dieſe Worte hörete,

rete, da fiel er nieder, also thut auch durch Gott, der euch stärke ohne Furcht der Menschen im rechten Glauben. Amen!

Datum, Mühlhausen, Anno 1525."

Thomas Münzer,
ein Knecht Gottes wider die Gottlosen.

Inzwischen wurde es dem fanatischen Pfeiffer, der Münzern an Tollheit beinahe noch übertraf, in Mühlhausen zu enge, und er sehnte sich nach einem Schauplatze, wo sein großes Talent zum Rauben und Verwüsten sich freier bewegen konnte. Er machte daher bekannt, daß ihm in einem Traume der Befehl ertheilt worden sey, den Adel in Thüringen auszurotten. Den eichsfeldischen sollte die Reihe zuerst treffen. Lange wollte Münzer, der das Unternehmen zur Zeit noch für allzuverwegen hielt, seine Einwilligung nicht dazu geben; aber Pfeiffer ließ sich nicht aufhalten. Er zog mit seinem Anhang auf das Eichsfeld, plünderte Kirchen, Klöster und Edelhöfe, und kehrte mit einigen gefangenen Edelleuten und einer großen Beute nach Mühlhausen zurück.

Alles staunte bei der Rückkehr des jubelnden Haufen, und die glückliche Ausführung dieser Expedition spornte zu neuen Unternehmungen. Der Pöbel fand ein solches herumschweifendes Leben sehr angenehm, und Pfeiffer unternahm bald wieder einen neuen Streifzug. Auch in andern Gegenden rotteten sich große Haufen rebellischer Bauern zusammen, und die Empörer schweiften in ganz Thüringen umher. Beinahe alle Klöster, sowohl in als außer den Städten, wurden von ihnen geplündert und zerstört; namentlich traf das Ungewitter die Klöster in Erfurt, Nordhausen, Eisenach und Sangerhausen. Die Beschreibung, wie die Bauern das ansehnliche Kloster Reinhardsbrunn zerstörten

zerstörten, kann uns von der Art ihres Benehmens bei diesen gewaltthätigen Auftritten überhaupt einen Begriff machen. Der Abt war eben nicht zu Hause, als sich dreihundert Bauern dem Kloster näherten. Sie erstiegen die Mauern, erbrachen Kirchen, Gefängnisse und andere Gebäude, frassen und soffen Tag und Nacht und jagten die Mönche hinaus. Am folgenden Tage kamen noch mehrere Bauern und verwüsteten, was noch übrig geblieben war, zündeten die Kirche an, zerstörten dreizehn Altäre nebst den dazu gehörigen Tafeln, Gemählden und Zierrathen, zerschlugen drei Orgeln und zwölf Glocken, nahmen die heiligen Reliquien aus ihren Schränken, beschimpften die Grabmähler der Fürsten, vernichteten und verbrannten die kostbare Bibliothek, und wütheten vierzehn Tage, ohne daß man ihnen Einhalt thun konnte. Hauptsächlich verbrannten sie in den Klöstern die Archive und Bibliotheken, weil sie glaubten, die Dokumente ihrer Knechtschaft würden hier aufbewahrt. Ein eben so hartes Loos traf die Edelleute. Die Rebellen beschimpften die Weiber und Töchter derselben und legten ihre Schlösser in die Asche.

Münzer begleitete öfters diese rasenden Haufen, hielt dann erst gemeiniglich eine Predigt zu Pferde, worauf man zum Plündern und Stehlen schritt. Von den Meßgewändern und Caseln, die aus den Klöstern geraubt wurden, ließ er seiner Frau Kleider, Jacken und Koller machen. Er ließ auch im Barfüßer- oder Franziskaner-Kloster zu Mühlhausen aus den geraubten Glocken Stücke gießen, und beredete die Bauern, er wollte lauter Herren aus ihnen machen, wenn sie nur treulich bei ihm hielten, und Nimrod nebst Baal ausrotten wollten.

9.

Die Schlacht bei Frankenhausen.

Das Feuer der Empörung, durch die gelungenen Versuche angefacht, verbreitete sich nun immer weiter. Im Mansfeldischen, Stolbergischen, im Schwarzburgischen und dem Eichsfeld, im Braunschweigischen wie in Hessen, in den sächsischen Fürstenthümern, in den Städten Hildburghausen, Meinungen, Weimar, an der Saale, im Voigtland, an der Elbe, im Meißnischen, in Torgau und Leipzig brach der Tumult aus. Münzer selbst glaubte jetzt den Abfall Aller von ihren bisherigen Herren gewiß, und marschirte an der Spitze von dreihundert seiner Anhänger nach Frankenhausen, einem durch seine Salinen berühmten Orte im Schwarzburgischen. Hier fand er eine gute Anzahl Mannsfelder vor, die von ihrem Grafen Albrecht geschlagen und vertrieben waren. Der Graf, der sich indeß für die Folge nicht ganz sicher hielt, suchte die Bauern seiner Gegend mit Güte zu besänftigen, und erbot sich in einem Schreiben an sie, zwischen ihnen und ihren Landesherren einen Vergleich zu stiften. Die Bauern nahmen das Anerbieten an, allein Münzers Darzwischenkunft vernichtete alle Verhandlungen, erhitzte ihre Köpfe aufs Neue so weit, daß sie die angefangenen Tractaten wieder abbrachen, und die Grafen Albrecht und Ernst in einem Schreiben auf das Schimpflichste behandelten. Letztern nennt Münzer unter andern einen elenden dürftigen Madensack, einen schädlichen Staubbesen der Freunde Gottes. Die Unterschrift der Briefe war immer: Thomas Münzer mit dem Schwerdt Gideons.

Als die Grafen sahen, daß mit dem wilden Haufen in Güte nichts auszurichten sey, schritten sie zum Ernst. Während ein Theil der Bauern zu Erfurt wüthete, grief Graf Albrecht einen andern Haufen an, der sich zwischen Osterhausen und Sittichenbach gelagert hatte, ließ den erstern Ort an mehreren Enden anzünden, tödtete zweihundert Bauern und nahm eine große Menge gefangen, die übrigen eilten, gegen acht tausend Mann stark, nach Frankenhausen. Das traurige Schicksal dieser Menschen machte auf viele Bauern einen starken Eindruck, und sie wären gerne wieder in ihre Häuser zurückgekehrt, wenn sie sich nicht vor ihren Brüdern in Frankenhausen geschämt hätten. Der Haufe daselbst nahm von Tage zu Tage immer mehr zu, die ganze benachbarte Gegend schloß sich an ihn an. Sie wurden nur die schwarzen Brüder genannt, und setzten alles in Schrecken um sich her. In Frankenhausen selbst trieben sie großen Unfuge. Sie erbrachen unter Münzers Anführung das dasige Nonnenkloster, aus welchem sich jedoch vorher die Nonnen gerettet hatten, zehrten alles auf, und verübten Gräuel der wildesten Barbarey. Wie sie diese That ausgeführt hatten, griefen sie das Schloß an, eroberten es nach einem kurzen Widerstande und besetzten es. Nun kam die Reihe an das Rathhaus; sie stürmten es, zerschnitten das Raths- und Stadtsiegel, zerrissen die vorhandenen Schuldverschreibungen, Bücher und Urkunden, und plünderten die Häuser der Bürger, welche ihnen nicht beitraten. Hierauf machten sie eine neue Policeyordnung, vermöge welcher sie sich für Herren des Schlosses und der Stadt erklärten.

Während dieser Krise starb der gute Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, am fünften May des Jahres ein tausend fünfhundert und fünf und zwanzig.

zwanzig. Drei Tage vor seinem Hinscheiden rieth er seinem Nachfolger, Johann, Maaßregeln zu ergreifen, um auf das kräftigste dem Bauernaufstande zu entgegnen, und versicherte ihm im Voraus, daß er ihn auch sicher glücklich dämpfen werde. Johann sah die Wichtigkeit dieser Ermahnung auch in ihrem ganzen Umfange ein, und da die benachbarten Fürsten, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, sich in einer gleich mißlichen Lage befanden, so vereinigten sie sich nun mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, ließen ihre Truppen, welche aus fünfzehnhundert Mann zu Pferd und aus einigen Fahnen Fußvolk bestanden, zusammenziehen, und rückten gegen die aufrührerischen Frankenhäuser vor. An Anzahl waren ihnen die Bauern überlegen — gegen acht tausend Mann stark, und auf einer Anhöhe bei Frankenhausen ziemlich vortheilhaft postirt. Eine Wagenburg schützte ihr Lager, allein mit Gewehr waren sie schlecht versehen, und in der Taktik, so unvollkommen sie in den damaligen Zeiten auch war, noch weniger geübt.

Je näher die vereinigten Truppen der Fürsten heranrückten, desto mehr entsank den Bauern der Muth. Sie sahen einem Kampfe entgegen, der im glücklichsten Falle doch sehr blutig werden mußte. Besser, dachten sie jetzt, wir vermitteln den Frieden, als daß wir den Erfolg dem Waffenglücke anvertrauen. In dieser Absicht schrieben sie den Fürsten: „Wir bekennen Jesum Christ! wir sind nicht hier, jemanden etwas leides zu thun, Johann. 2., sondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit, die zu erhalten. So sind wir auch nicht hier, Blutvergießen zu stiften. So ihr nun dessen auch gesinnet seyd, so wollen wir euch auch nichts thun, darnach sich ein jeder zu achten."

Die Fürsten sahen aus diesem Briefe die Einfalt des armen verblendeten Volks, und sendeten einige Edelleute an sie ab, um sie in ihrem Vorsatze zu bestärken, und ihnen unter der Bedingung Verzeihung zu versprechen, wenn sie die Rathgeber und Urheber dieser Unruhe ausliefern würden. Der größte Theil der Bauern hätte sich gerne nach dieser Anforderung bequemt; allein Münzer, der freilich seine Rechnung dabei am wenigsten fand, suchte alles aufzubieten, um die Gemüther stets in einer brausenden Gährung zu erhalten. Von Haß und Grimm entbrannt, sammelte er die rebellischen Bauern um sich her, und hielt an sie folgende Rede:

„Ihr seht, Brüder, wie die Tyrannen in der Nähe sind. Sie haben sich zwar sämmtlich wider unser Leben verschworen; gleichwohl sind sie so muthlos, daß sie es nicht wagen, etwas gegen uns zu unternehmen, sondern uns ungereimte und lächerliche Bedingungen setzen. Nun wißt ihr wohl, daß es nicht mein eigener Einfall, sondern der ausdrückliche Befehl Gottes ist, gegen sie zu fechten. Meine und eure Pflicht ist es daher, diesem Befehle zu gehorchen, und einen Posten nicht zu verlassen, auf welchen euch Gott selbst gesetzt hat. Es ist auch gar kein Zweifel, daß euch alles nach Wunsch von statten gehen werde; ihr werdet es offenbar sehen, daß euch Gott beistehe, und wer sich euch immer als Feind nähern wird, den werdet ihr schlagen. Nicht blos in einer Stelle der heiligen Schrift hat Gott den Unterdrückten Beistand gegen die Ruchlosen versprochen. Dieses Versprechen geht uns zunächst an, denn wir sind von niedrigem Stande, dürftig, gekränkt; und da wir die wahre Erkenntniß Gottes zu erhalten und zu verbreiten suchen, so darf wegen eines glücklichen Fortgangs unserer Waffen, und wegen des Sie-

ges

ges niemand im Zweifel seyn. Erwäget zugleich, wer eure Feinde seyen: Tyrannen, welche sich um euer Wohl nicht im geringsten bekümmern, sondern all euer Vermögen auf die unzulässigste Art von der Welt verschwelgen; welche sich einbilden, der Staat gehe sie nichts an; welche dem niedrigen Manne in seinen Prozessen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, die Strassen von Räubern nicht reinigen, Verbrechen nicht straffen, die Witwen und Waisen nicht unterstützen, stets neue Wege, Geld zu erpressen, erfinden, allen Arten von Schwelgerey und Uebermuth fröhnen, und die Verherrlichung des göttlichen Nameus hindern. Sehet, dieses sind die herrlichen Künste und Eigenschaften eurer Fürsten! Seyd also tapfer, und bringet Gott durch die Ermordung dieser unnützen Schaar ein angenehmes Opfer. Lieber wollen wir sterben, als ihre Bosheit ferner dulden, und uns die wahre Lehre des Evangeliums entreissen lassen. Ich kann es euch mit Gewißheit versichern, daß Gott uns beistehen, und der Sieg unser seyn werde. Er selbst hat es mir in einer persönlichen Unterredung versprochen; er selbst, sage ich, welcher nicht betrügen, noch die Unwahrheit reden kann, hat es mir befohlen, auf diesem Wege gegen sie zu verfahren. Dadurch zeigt sich die Allmacht Gottes am deutlichsten, wann ein geringer Hause eine große Menge der Feinde schlägt. Lasset euch durch den Schein der Gefahr nicht schrecken; bebet nicht vor ihren Kriegsinstrumenten. Jede Kugel, die aus der Kanone fliegt, will ich mit meinem Kleide auffangen. Seht ihr wohl, wie günstig uns Gott ist? Blicket auf zu unserer Fahne, betrachtet das Feldzeichen darauf, den Regenbogen. Klar zeigt Gott dadurch an, daß er in dem Treffen mit uns fechten werde; er verkündiget dadurch unsern Tyrannen den Untergang. Dringet

get also mit Muth auf die Feinde ein, und seyd des göttlichen Beistandes versichert."

Diese Rede weckte viele, denen schon die Natur Verwegenheit und Neigung zu Frevelthaten in den Busen gelegt hatte, zu neuer Kühnheit auf; mehrere hingegen zitterten doch, weil die Größe der ihnen vor Augen schwebenden Gefahr einen tiefern Eindruck auf ihre Seele gemacht hatte. Was aber Münzers Rede nicht vermochte, das bewirkte ein Regenbogen, der sich gerade jetzt am Himmel zeigte. Münzer, als ein Mann von lebhaftem Kopfe und voll Geistesgegenwart, benutzte bei seinen fanatischen Zuhörern dieses Ohngefehr, versicherte, daß dieß ein unverkennbares Zeichen göttlicher Gnade und Hülfe sey, und gab dadurch dem schwärmerischen Enthusiasmus neue Nahrung. Wer konnte hier noch zweifeln? Münzer hatte ja stets von göttlicher Hülfe und göttlichen Zeichen geredet; dieß letzte gieng jetzt in Erfüllung, die erste konnte nicht mehr ferne seyn. War doch dasselbe Zeichen schon in der Schrift als ein Beweis der Versöhnung und der göttlichen Gnade angeführt. Man war bereit den Angriff zu thun, oder die Feinde zu empfangen, man berechnete nicht mehr seine eigenen oder der Feinde Kräfte; dem Herrn ist alles möglich. Einige schrien: „frisch dran, nur drein geschlagen und gestochen, und die Bluthunde nicht geschont!" andere sangen mit hoher Begeisterung das Lied: Komm heiliger Geist. Münzers Raserey gieng so weit, daß er den Grafen Wolf von Stolberg und die übrigen Abgeordneten der Fürsten, welche einen Vertrag hatten abschließen sollen, gefangen nehmen, und einen derselben in einem von den Bauern geschlossenem Kreise erstechen ließ.

Ein solches Verfahren erregte sowohl bei den Fürsten, als bei den Edelleuten, die sich unter ihrer

Mann-

Mannschaft befanden, die äußerste Erbitterung, und beseelte sie nothwendig mit Rachbegierde. Es wurde nun ein förmlicher Angriff auf das Lager beschlossen. Der Landgraf Philipp von Hessen, der jüngste und muthigste unter den Anführern, ritt noch, bevor das Treffen begann, in seinen Gliedern herum, und munterte die Seinigen auf: „Das, was die Bauern den Fürsten zur Last legten, sagte er, sey zwar nicht ganz ohne Grund. Er wolle eben nicht seine, und der übrigen Fürsten Fehler entschuldigen; er gestehe vielmehr freimüthig, daß sie manchen Fehler besäßen, den sie ablegen müßten. Aber Empörungen seyen darum doch niemand erlaubt. Gott selbst habe befohlen, daß man die Obrigkeit ehren soll. Für die Bürden und Abgaben, worüber sie sich beschwerten, genossen sie auch viele Vortheile: den Schutz von der Obrigkeit, und unter demselben verschiedene Mittel, sich ein Vermögen zu sammeln, und selbiges in Ruhe zu genießen. Auch der Vorwand, daß man ihnen die Lehre des Evangeliums nicht gestatten wolle, sey kein Grund, der den Aufruhr rechtfertigen könne. Im Grunde sey es den Bauern nur darum zu thun, daß sie Raub, Mord und andere Verbrechen ungestraft begehen könnten. Es sey nicht daran zu zweifeln, daß Gott eine so abscheuliche Rotte von Bösewichtern züchtigen werde. Sie sollten daher tapfer gegen diese Räuber streiten, damit die öffentliche Ruhe erhalten, und ihre Güter, Frauen und Kinder gerettet werden."

Sobald Philipp diese Rede vollendet hatte, ließ er das Zeichen zum Angriffe geben. Die Bauern behaupteten sich auf ihrer Stelle, allein sie wehrten sich nicht. Ihre Waffen und ihr Muth waren nicht dasjenige, worauf sich ihre Hofnung gründete; sie erwarteten die himmlischen Heerschaaren, die ihnen

zur

zur Seite erscheinen, und für sie kämpfen würden. Fest bauend auf diese göttliche Hülfe sangen sie mit heller Stimme das Lied: Nun bitten wir den heiligen Geist. Da aber, trotz des frommen Gesanges, die übernatürliche Hülfe ausblieb, und die Feuerschlünde der Fürsten ganze Glieder niederrissen; da Münzer die Kugeln nicht, wie er versichert hatte, mit seinem Kleide auffieng, so wurden sie allmählich verzagt, und fiengen an zu weichen. Indessen hielten sie doch noch einige Zeit mit vieler Tapferkeit Stand, und suchten sich mit dem Troste, daß die Getödteten nicht zu der Zahl der Auserwählten Gottes gehört hätten, zu befriedigen, indem sie Münzer versicherte, daß diese unmöglich von den Kugeln getroffen werden könnten. Da aber der Auserwählten immer weniger wurden, so sahen sie sich bald genöthigt, sich in die Wagenburg zurückzuziehen. Wie aber die Mannschaft der Fürsten auch diese angrief und stürmte, in das Lager selbst eindrang, und einzuhauen anfieng, da verwandelte sich der schwärmerische Muth des verblendeten Haufens in sinnlosen Schrecken, und alle suchten sich durch eine übereilte Flucht zu retten. Nur eine kleine Schaar, die sich in einem Thale gesammelt hatte, that einigen Widerstand, und tödtete und verwundete einige einzelne Reuter der Fürsten. Dieß brachte die fürstliche Reuter so in Hitze, daß sie nicht nur den muthigen kleinen Haufen, sondern auch alle Bauern, die ihnen aufstießen, niederhieben. Die Anzahl der unglücklichen Opfer der Verblendung belief sich auf fünf tausend. Noch war das schröckliche Schauspiel aber nicht zu Ende. Die Sieger rückten nun sogleich auf Frankenhausen los, eroberten und plünderten die Stadt, und erschlugen alle wehrhafte Personen. Die Anzahl aller erschlagenen Bürger und Bauern belief sich auf sieben tausend vierhundert und

zwanzig.

zwanzig, und dreihundert starben unter den Händen der Scharfrichter.

10.

Münzers Gefangenschaft und Tod. Ende des Bauernkrieges.

Münzer hatte sich bald nach dem Anfange der Schlacht nach Frankenhausen geflüchtet, und auf dem Boden eines nahe am Thore liegenden Hauses versteckt. Um desto weniger erkannt zu werden, legte er sich in ein Bette, verhüllte den Kopf in ein Tuch, und hofte in der Gestalt eines armen kranken Mannes den Nachforschungen der Feinde am besten zu entgehen. Er würde aber an jedem Orte sicherer als hier haben seyn können; und er würde, sagt man, sehr sicher haben entkommen können, da niemand besonders nach ihm suchte, und ihm völlig Zeit gelassen war, das Freie zu gewinnen.

Zufällig wollte in dem Hause, in welchem sich Münzer versteckt hatte, ein lüneburgischer Offizier sein Quartier nehmen, und ließ es durch seinen Knecht besehen. Bei dieser Durchsuchung kam er auf den Boden, fand Münzern im Bette, und fragte ihn, ob er nicht auch zu den Rebellen gehöre? Mit äußerst schwacher und bebender Stimme erwiederte er, daß er ein Kranker sey, der seit einiger Zeit schon am Fieber darnieder liege. Sicher würde er auch bei dieser Antwort der drohenden Gefahr entschlüpft seyn, wenn nicht seine Reisetasche dem Knecht in die Augen gefallen wäre. In der Hofnung, vielleicht noch einige Beute zu finden, bemächtigte er sich derselben, und fand in ihr, statt der Beute, einen Brief vom

Grafen

Grafen von Mansfeld an Münzer, worinn er ihn ermahnte, von seinem Vorhaben abzulassen. Der Knecht fragte ihn, wie er zu dem Briefe gekommen, und ob er nicht Thomas Münzer selbst sey? Dieser leugnete zwar anfangs, da ihm aber der Knecht heftig zusetzte, so gestand er, daß er es sey. Der Knecht übergab ihn nun Herzog Georgen von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen, und Münzer wurde dem Henker überliefert. Beim ersten Verhör, der mit ihm angestellt wurde, waren die Fürsten selbst zugegen. Als man ihn fragte: warum er so viele Menschen unglücklich gemacht habe? erwachte von neuem sein Grimm, und er antwortete: „ich habe recht daran gethan, daß ich solche Unruhen anfieng, zur Strafe der Fürsten, weil sie dem Evangelium so heftig entgegen sind, und so unbarmherzig gegen die Freiheit handeln; sind die Bauern darüber zu kurz gekommen, so kann ich nicht davor, sie haben es nicht anders haben wollen.“ Da ihm aber der Landgraf darauf erwiederte, und aus der Schrift zeigte, daß man der Obrigkeit gehorchen und sie in Ehren halten müsse, daß aller Aufruhr unrecht und von Gott verboten sey, auch Christen nicht gezieme, sich selbst zu rächen, schwieg er still. Als er auf die Folter gespannt wurde, und ihm der Henker die Daumstöcke ziemlich enge zuschraubte, preßte ihm der Schmerz einen lauten Schrei aus. „Ja, Thomas, sagte der Herzog Johann von Sachsen, thut dir das wehe, so bedenk auch, daß es den armen Leuten ebenfalls nicht wohl gethan, die heute um deinetwillen niedergehauen worden sind.“ Mit lachendem Munde erwiederte der Gepeinigte: „haben sie es doch nicht anders haben wollen.“

Die Fürsten beschlossen, den Gefangenen an den Grafen Ernst von Mansfeld auszuliefern, weil er diesen

diesen am gröblichsten beleidigt, ihm den Tod gedroht, und ihn vor sein Gericht gefodert hatte. Der Graf ließ ihn auf einen Wagen schmieden, nach Heldrungen führen, und daselbst in einen Thurm legen. Es wurden also die Worte erfüllt, mit denen er einst einen Brief an den Grafen schloß: „ich fahre daher!"

Ehe das Todesurtheil über Münzern ausgesprochen wurde, suchte man ihm durch die Quaalen der Folter verschiedene Geständnisse zu erpressen, die über das Ganze seines Plans nähern Aufschluß geben konnten. Man erfuhr aber wenig, was man nicht schon zuvor wußte. Er betheuerte, daß er zwar in Schwaben gewesen, und dort einige Artikel aufgesetzt habe, die aber nachher verändert worden seyen. Die Unruhen seyen daselbst weit früher entstanden, als er in jenen Gegenden gewesen. Er sey dahin gegangen, um zu erfahren, was der Plan und das Vorhaben der Aufrührer sey, allein dieß habe ihm nicht gefallen, auch hätten sie ihn nicht hören wollen. Seine Absicht sey gewesen, daß alle Festen und Schlösser, als der öffentlichen Ruhe und Sicherheit nachtheilig, von Grund aus zerstört werden, und eine allgemeine Gleichheit und Gemeinschaft aller Güter eingeführt werden sollte. Wenn man indessen Fürsten und Herren beibehalten wollte, so müßte die bewafnete Macht genau bestimmt werden, die sie unterhalten dürften. Und welcher Fürst, Graf und Herr das nicht thun würde, und deß ernstlich erinnert wäre, dem sollte man den Kopf abschlagen oder ihn hängen. Wenn alles so gegangen wäre, wie er es gewünscht hätte, so wollte er das Land zehen Meilen um Mühlhausen her eingenommen haben, und das Land zu Hessen, und mit den Fürsten, Grafen und Herren, die sich in ihren Bund nicht hätten begeben wollen, fortgefahren seyn. Er nannte auch seine vornehmsten Bundesge-

desgenossen, die um seinen Plan gewußt und ihn unterstützt hatten.

Aus seinem Gefängnisse schrieb Münzer einen beweglichen Brief an die Mühlhauser, in welchem er mit folgenden Worten schloß: „Mit dieser Handschrift durch Christoph Lamler, befehle ich meinen Geist in die Hände Gottes und wünsche euch den Segen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Helft ja rathen meinem Weib mit Fleiß, und fliehet zum letzten das Blutvergießen, davor ich jetzund treulich warnen will. Wollte euch in der Versammlung und Empörung nicht anhängig machen, sondern Gnade bei dem Fürsten ansuchen. Das will ich jetzt in meinem Abschiede, damit ich die Bürde und Last von meiner Seele abwende, vermeldet haben, keiner Empörung wieder statt zu geben, damit das unschuldige Blut nicht wieder vergossen werde. Gegeben zu Heldrungen in meinem Gefängnisse und Abschiede, Mitwochens nach Cantate, ein tausend fünfhundert und fünf und zwanzig."

Es zog sich wirklich über der Stadt Mühlhausen ein schweres Ungewitter zusammen, denn sogleich nach der Niederlage der Bauern bei Frankenhausen, hatten die Fürsten sich entschlossen, diejenigen zu züchtigen, die an Münzers Schwärmereyen so lebhaften Antheil genommen hatten. Mühlhausen traf die Reihe zuerst. Münzer hatte hier seinen Kumpan Pfeiffer als Statthalter zurückgelassen, und dieser hielt die Stadt mit einer großen Anzahl Aufrührer besetzt, denen Langensalza und Tennstadt nicht wenig beistimmten. Als die vereinigten Fürsten mit gewafneter Hand vor Mühlhausen erschienen, waren viele von der Bürgerschaft gesonnen, sich zu ergeben; Pfeiffer aber, welcher im Fall der Unterwerfung alles für seine Person zu befürchten hatte, brachte sie auf andere Meinung.

Inzwi-

Inzwischen war ihm bei dem jetzigen Gange der Sachen nicht wohl zu Muthe. Er nahm also den glücklichen Zeitpunkt wahr, und floh mit vierhundert seiner Anhänger bei Nachtzeit aus der Stadt. Am andern Morgen erstaunten die Bürger nicht wenig, als sie sich von ihren Anführern verlassen sahen, und beschlossen sogleich die Uebergabe. Reuevoll und demüthig sendeten sie ihre schwangern Weiber und Töchter in das Lager, um für ihre Väter und Männer fußfällig die Fürsten um Gnade zu bitten; allein sie wurden ohne bestimmte Antwort zurück geschickt. Die Mühlhauser erboten sich alles zu tragen, was ihnen die Fürsten auflegen würden; aber auch dieses konnte die Fürsten nicht zur Begnadigung bewegen, sondern sie rückten mit dem Geschütze gegen die Stadt. Nun wagte es der Rath und gegen zwölfhundert Bürger noch einmal, die Fürsten mit bloßen Häuptern und weissen Stäben in der Hand fußfällig um Gnade anzuflehen, die sie ihnen auch unter der Bedingung zugestanden, wenn sie die Rädelsführer ausliefern wollten. Wie gerne hätten die geängstigten Städter dieß gethan, aber Pfeiffer und seine Spießgesellen waren längst über alle Berge. Kaum konnten sie die Fürsten überzeugen, daß dieß ohne ihr Wissen geschehen sey, und erst nach wiederholtem Bitten ward der Bürgerschaft die Erlaubniß ertheilt, daß sie im Lager erscheinen, fußfällig die Schlüssel der Stadt überreichen, und auf Gnade und Ungnade sich ergeben durfte. Die Fürsten setzten sogleich den neuen, von Münzern angeordneten, Rath ab, und den alten wieder ein. Dieser mußte ihnen im Namen der Bürgerschaft versprechen, vierzig tausend Gulden Brandschatzung zu erlegen, jedem Fürsten eine jährliche Abgabe von dreihundert Gulden zu entrichten, denselben alle ihre Dörfer für achtzig tausend Gulden zu verpfänden,

pfänden, ihre Herrschaft zu erkennen, die Festungswerke zu schleifen, und dem Adel den verursachten Verlust zu ersetzen. In der Folge wurden diese sehr harten Bedingungen gemildert; die Stadt aber blieb in der Gewalt der Fürsten, die jährlich bis zum schmalkaldischen Kriege in der Regierung wechselten.

In Mühlhausen erhielten die Fürsten die erfreuliche Nachricht, daß der entsprungene Pfeiffer mit zwei und neunzig seiner Spiesgesellen bei Eisenach gefangen worden sey; bald ward er selbst unter einer starken Bedeckung ins Lager gebracht. Auch Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und nun wurde beiden, nebst fünf und zwanzig andern Aufrührern, das Urtheil gesprochen, daß sie den Kopf verlieren sollten.

Die Annäherung dieses letzten Auftrittes erschütterte Münzers ehemals so großen Muth in dem Grade, daß er ihm fast die ganze Besinnungskraft raubte. Alle Energie war dahin; das Schrecken des Todes überfiel ihn bei seinem Hingange nach dem Richtplatze so mächtig, daß er nicht einmal die Glaubensartikel auszusprechen vermögend war, und ihm solche der Herzog Heinrich von Braunschweig vorbeten mußte. Ein anderer Geschichtschreiber erzählt, er habe auf dem Todtengerüste noch zwölf Maaß Wasser ausgetrunken. Als er in den Kreis geführt wurde, gestand er öffentlich sein Unrecht, daß er die Unterthanen gegen ihre Fürsten zum Aufruhr gereitzt hätte; ermahnte aber auch zugleich die anwesenden Fürsten und Edelleute, daß sie künftig nicht so gar hart mit ihren Unterthanen verfahren möchten, damit sie nicht wieder einer solchen Gefahr gewärtig seyn dürften; sonderlich erinnerte er sie, die Bücher Samuels und der Könige zu lesen, und sich darinn zu spiegeln. Sein Körper wurde, nachdem er enthauptet war, gespießt,

und

und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Pfeiffer hingegen, der an dem Ausbruche der Gewaltthätigkeiten den meisten Antheil hatte, äußerte in den letzten Augenblicken seines Lebens eben die harten und unmenschlichen Gesinnungen, die so viele seiner Handlungen gelenkt hatten. Er gieng ohne die geringste Todesfurcht dem Blutgerüste entgegen, knieete mit großem Bewußtseyn nieder, und ließ sich ruhig den Kopf abschlagen.

Nach der Exekution trennten sich die Fürsten; jeder zog in sein Land, um die noch bestehenden Unruhen entweder durch Güte oder durch Gewalt zu unterdrücken. Dieß hatte jetzt wenig Schwierigkeit, da der Anführer gefallen war. Man machte auch hier die Bemerkung, daß protestantischgesinnte Fürsten weit weniger grausam waren in Strafen, als die strengkatholischgesinnten. Man rühmte die Schonung und Milde des Churfürsten, man tadelte die Grausamkeit des Herzogs Georg von Sachsen, eines strengen, steifkatholischen Mannes, der des Köpfens und Strafens in seinen Provinzen, in Thüringen und Leipzig, nicht müde werden konnte.

So endigte sich dieser Aufstand der Bauern, der für das Wohl jener Länder, in denen er erfolgt war, die traurigsten Folgen hatte. Mehrere hundert Klöster, Schlösser, Dörfer und Städtchen waren im Rauch aufgegangen; in Franken allein zählte man auf drittehalb hundert. Die Zahl der gebliebenen Menschen wird verschiedentlich von fünfzig bis auf hundert und fünfzig tausend angegeben, und dieß alles geschah in dem Zeitraum von zwei bis drei Monaten. Die Ländereyen und Saaten waren durch die Züge verheert, die Schulden der Fürsten waren gestiegen, und das Volk ward mit härteren Abgaben belegt als zuvor, um den angerichteten Schaden zu vergüten.

Un-

Unbarmherzige Strafen hatten die Erbitterung vergröſſert; an Abſtellung von Mißbräuchen, die von beiden Theilen als ſolche vorher erkannt waren, wurde gar nicht mehr gedacht. Das Volk verlor faſt allenthalben, wo es ſich empört hatte, zur Strafe ſeiner vorher genoſſenen Privilegien und Freiheiten; der vorige Wohlſtand war dahin; die Exekutionstruppen und die Strafſteuereinnehmer der Fürſten, die Geiſtlichkeit und der Adel, hatten dem Volke nichts gelaſſen. Alle Laſten, die man hatte abſchütteln wollen, wurden noch beſchwerlicher und fühlbarer.

Niemand litt bei der ganzen Empörung mehr, als Luther und ſein Unternehmen. Er war es, auf den ſeine Feinde die Schuld aller Greuel und ſchauderhaften Auftritte ſchoben, die zum Vorſchein gekommen waren. Seine Lehren und Behauptungen ſollten es ſeyn, die den unruhigen Bauern die Köpfe verdreht hätten, die zu nichts anderm, als zu Aufruhr und Verachtung aller Ordnung und Geſetze der Menſchen verleiten ſollten. Was war alſo natürlicher, als daß der Haß gegen ihn und ſeine Lehre aufs neue entflammt, der Verfolgungsgeiſt dagegen nur noch mehr angeregt wurde? Und doch hatte Luther alles gethan, um dem Aufruhr Einhalt zu thun; doch eiferte er gegen die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die dabei verübt wurden, mit einer Hitze, die es deutlich merken ließ, wie unzufrieden er mit dem ganzen Unternehmen war. Er rieth anfangs, zur Stillung der Unruhen gütliche Mittel anzuwenden, und als dieſe nichts fruchteten, da die Keckheit und Raſerey der Empörer täglich immer höher ſtieg, ſo foderte er, mit dem ganzen Feuer ſeiner Beredſamkeit, alle Fürſten und Obrigkeiten auf, Gewalt zu gebrauchen, und die Frevler wie tolle Hunde todtzuſchlagen. Leider ward dieſes leidenſchaftliche Gebot

nur

nur zu sehr befolgt. Und so hinterließ eine Revolution, die ganz Deutschland umzuwandeln gedroht hatte, keine andere Folgen, als verheerte Dörfer und mit Blut gedüngte Felder, und die armen Bauern, die um ihre ersten Menschenrechte so tapfer gefochten hatten, kehrten vor der Hand in Gottes Namen wieder unter das alte Joch zurück.

XI. Der Ueberfall von Cremona durch den Prinzen Eugen, während des spanischen Successionskrieges.

Im Jahr 1702.

I.

Ursachen, welche den spanischen Successionskrieg herbeiführten.

Der König Karl der Zweite von Spanien, welcher am ersten November des Jahres ein tausend siebenhundert in seinem neun und dreissigsten Jahre starb, war der letzte männliche Sprosse der österreichisch-spanischen Stammlinie. Sein Tod war die Sturmglocke zu einem schröcklichen Kriege, der zwölf Jahre lang die größten europäischen Mächte beschäftigte. Lange schon hatte man's vorausgesehen, daß dieser an Geist und Körper schwache Monarch bald sterben würde — und zwar ohne Erben! Daher war alles auf die Folgen seines Todes begierig, denn die bald ledig wer-

deude ſpaniſche Erbſchaft war die beträchtlichſte in der kultivirten Welt. Sie begrief in ſich Spanien, Neapel, die Lombardie, die Niederlande, beinahe die Hälfte des ſüdlichen Amerika, und die reichſten weſtindiſchen Inſeln.

Die gegründetſten Anſprüche auf dieſe reiche Erbſchaft hatte König Ludwig der Vierzehente von Frankreich, der Karls älteſte Schweſter geheurathet, und mit ihr einen Thronerben gezeugt hatte, von welchem drei erwachſene Söhne vorhanden waren. Unbezweifelte Rechte beſaß aber auch der Churfürſt von Baiern für ſein damals noch unerwachſenes Kind, den Enkel einer jüngern Schweſter Karls, und der Kaiſer Leopold ſuchte des letztern Anſprüche, als Oberhaupt des öſterreichiſchen Hauſes, geltend zu machen. Aber in weſſen Hände auch die ungeheuren Beſitzungen des Königs von Spanien fielen, ſo war das Gleichgewicht von Europa immer erſchüttert, und Frankreichs König mußte eher alles verſuchen, als zugeben, daß eine ſo ungeheure Länderzahl, als einſt Karl der Fünfte zu Frankreichs Schrecken beſeſſen hatte, wieder in einer Hand vereinigt würde. Ludwig der Vierzehente willigte daher in den Theilungstraktat, welchen der König Wilhelm der Dritte von England in Vorſchlag brachte, vermöge deſſen die ſpaniſche Monarchie, ohne die Nation oder den Regenten zu befragen, unter die drei, ſie in Anſpruch nehmenden Mächte, getheilt ward. Der Kaiſer wurde zwar durch dieſes eigenwillige Verfahren aufgebracht, willigte aber doch ſtillſchweigend darein, da Frankreich, England und Holland ſich gegenſeitig verbunden hatten, ihre gemeinſchaftliche Kräfte gegen den zu verwenden, der ſich der Ausführung dieſes Traktats widerſetzen würde.

Vielleicht

Vielleicht wäre hierdurch aller Zwiſt vermieden, und unſerm Welttheil einer der blutigſten Kriege erſpart worden, aber der unerwartete Tod des jungen baieriſchen Prinzen vereitelte alle Hofnungen dazu. Nichtsdeſtoweniger blieb der Theilungstraktat in ſeiner vollen Kraft, und ward nur dahin abgeändert, daß der Erzherzog Karl an die Stelle jenes Prinzen trat.

Indeß hatte Ludwig der Vierzehente nur auf einen ſcheinbaren Vorwand zur Brechung des Traktats gewartet, und durch jenen Todesfall hielt er ſich aller Verbindlichkeiten gegen England und Holland entledigt. Er ließ kein Mittel unverſucht, die ungetheilte ſpaniſche Monarchie einem ſeiner Enkel zu verſchaffen. Das beſtochene ſpaniſche Miniſterium verwendete ſich warm und eifrig für Frankreichs Sache, und der ſchwache König Karl der Zweite, bei deſſen Leben man bereits um den Beſitz ſeines Erbes kabalirte, hatte nicht die Kraft zu widerſtreben. Es fehlte auch nicht an ſcheinbaren politiſchen Gründen, welche für Frankreich ſprachen. Nur ein Umſtand war dem frömmelnden Könige dabei vorzüglich anſtößig. Die ſpaniſchen, nach Frankreich vermählten Prinzeſſinnen hatten nemlich förmlich auf die ſpaniſche Erbfolge Verzicht thun müſſen; und der Gedanke, zu einer Art von Meineid Anlaß gegeben zu haben, erfüllte Karln mit allen Schreckniſſen der Hölle und des Fegfeuers. Aber ſolche Bedenklichkeiten wußte Pabſt Innocenz der Zwölfte recht gut zu heben, und ſo unterzeichnete Karl endlich ein Teſtament, worin der Herzog von Anjou, zweiter Sohn des Dauphins, zum Univerſalerben erklärt ward. Einen Monat hernach ſtarb Karl. Das Teſtament wurde in einer großen Verſammlung des Staatsraths eröfnet, von dieſem im Namen der ganzen Nation angenommen, und ſogleich durch einen Kourier nach Verſailles geſchickt,

um es Ludwig dem Vierzehnten zur Annahme vorzulegen, der es auch, nach einigen scheinbaren Bedenklichkeiten, that. Sogleich nach der Annahme wurden die Bedingungen des Testaments erfüllt. Der Dauphin mußte für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die spanische Krone entsagen. Der neue König wurde in Spanien gekrönt, und von den Statthaltern in allen Theilen des Reichs anerkannt. Sogar die Theilhaber an dem Theilungstraktat schrieben an ihn, als an den rechtmäßigen Beherrscher Spaniens. Nur der Kaiser konnte sich zur Anerkennung dieses Königs von Spanien nicht bequemen. Er hatte auch schon in Madrid gegen das Testament protestiren lassen, und behielt sich alle Rechte vor.

Unter solchen Umständen bedurfte es der schlauen Politik Ludwigs des Vierzehnten nicht, um einen Krieg mit dem Kaiser als unvermeidlich vorauszusehen, und doch hätte ihn niemand lieber verhütet als gerade er. Seine Finanzen waren durch vieljährige Kriege erschöpft, sein Geschmack an Kriegsunruhen hatte sich bereits mit seinem Jugendfeuer verlohren, und in Politik grau geworden, konnte er übrigens wohl voraussehen, daß England und Holland sich gegen ihn erklären würden. Auf der andern Seite war der Kaiser in keiner geringern Verlegenheit. Der Prinz von Vaudemont, spanischer Gouverneur von Mailand, hatte dem Herzog von Anjou bereits gehuldigt; zwischen Savoyen und Frankreich wurde an einem Traktat gearbeitet, und der Churfürst von Baiern, Gouverneur von Flandern, war völlig für Frankreichs Interesse gewonnen, und hatte eine Allianz mit dieser Macht geschlossen, der auch sein Bruder, der Churfürst von Cölln, beitrat, und so schien es fast unmöglich, daß der Kaiser sowohl in Spanien, als in Italien oder Flandern, festen Fuß erlangen

könne.

könne. Inzwischen ließ er es an seinen Bemühungen nicht fehlen, die Mächte Europens gegen Frankreich aufzubringen, und England und Holland kamen ihm dabei auf halbem Wege entgegen. Mehrere Ursachen, unter denen der allgemeine Haß gegen Ludwig den Vierzehenten keine der unwirksamsten war, vereinigten sich, ein Bündniß zwischen diesen drei Mächten zu beschleunigen, welches zur Absicht hatte, den Herzog von Anjou zu entthronen, und den Erzherzog Karl an seine Stelle zu setzen. Holland sollte in allem hundert tausend Mann auf die Beine bringen, England sollte, außer seiner Seemacht, noch vierzig tausend Landtruppen ins Feld stellen, der Kaiser aber mit neunzig tausend Mann sogleich den Krieg gegen Frankreich anfangen.

Die Rheinarmee befehligte der Prinz Ludwig von Baden; für den Krieg in Italien aber, der mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, glaubte der Kaiser keinen fähigern und erfahrnern General wählen zu können, als den Prinzen Eugen. Die französische Armee kommandirte der Marschall Catinat.

Eugen mußte durch die venetianischen Staaten, zwischen den Ausgängen der Alpengebirge, von Deutschland aus, eindringen. Unübersteiglich schienen die Hindernisse, welche sich ihm hier entgegen stellten, und gewiß ist es, hätte sich Catinat vor jene Ausgänge der Alpen gestellt, so würde er dem Prinzen den Eingang in Italien versperrt haben. Aber gebunden durch die gemessensten Befehle seines Hofes, keine Feindseligkeiten anzufangen, und des venetianischen Gebiets zu schonen, blieb er unthätig in seinem Lager, und mußte ruhig zusehen, daß Eugen, wie ein zweiter Hannibal, sich über unwegsame Berge künstliche Wege bahnte, und unangefochten in die Gefilde Italiens einzog. Sobald er dort sein Heer mit

allem

allem Zugehör beisammen hatte, marschirte er gegen Catinat los, der sich nun blos darauf einschränkte, die Etsch gegen ihn zu vertheidigen. Kriegserfahrne wissen, wie vergeblich es ist, einem klugen und kühnen Feinde den Uebergang über einen Fluß wehren zu wollen; auch gelang dieß den Franzosen nicht. Eugen fand Mittel, Catinats Aufmerksamkeit durch mehrere Gegenstände zu zerstreuen, faßte bei Carpi Posto, setzte dann über die Etsch, und zwang ihn, hinter dem Oglio Sicherheit zu suchen.

Dieses beständige Zurückziehen erweckte ihm Tadler am französischen Hofe, und Catinat wurde das Opfer des Verdrusses, den man hier über Eugens Fortschritte empfand. Er mußte die Kränkung erleben, den Marschall von Villeroy, einen Liebling des Königs, und besseren Hofmann als General, sich vorgezogen zu sehen. Dieser wurde als Generalissimus hingeschickt, um Eugens Fortschritte zu hemmen, und Catinat wurde ihm untergeordnet. Sich mehr zutrauend als Catinat, und doch weniger bedachtsam als er, war das erste was er beschlyß, als er im April des Jahres ein tausend siebenhundert und eins bei der Armee ankam, über den Oglioflus zu gehen, und Eugen in seinem vortheilhaften Lager anzugreifen.

Einige Stunden von diesem Fluß liegt eine kleine Stadt Chiary, welche damals den Venetianern gehörte. Vier kleine Flüsse, welche diese Gegend durchströmen, machen den Zugang dieses Postens äußerst beschwerlich, und in dieser Gegend hatte Eugen ein Lager bezogen, welches ihn mit Grund hoffen ließ, von dem zahlreichern Feinde zu keinem Treffen gezwungen zu werden. Aber Villeroy hatte den ausdrücklichen Befehl vom Könige, sich mit dem Feinde zu schlagen; seine Armee war der kaiserlichen an Anzahl überlegen, und das Vertrauen auf seine Fähig-

keit

keit war um so gröſſer, je geringer seine Erfahrung in der Kriegskunst war. Durch List war es ihm gelungen, trotz der Wachsamkeit Eugens, über den Oglioſluß zu setzen, und nun führte er seine Truppen gerade auf die kaiserliche Armee los. Indessen war Eugen von Villeroy's Absichten benachrichtiget worden, und machte Anstalten, ihn gehörig zu empfangen. Das Fußvolk stand in zwei Linien, und hinter denselben die Reuterey. Der rechte und linke Flügel waren durch verschiedene Flüsse gedeckt, die Fronte mit hohen Verschanzungen umgeben, und ein tiefer mit Wasser angefüllter Graben machte sie unzugänglich. Das Geschütz war längs der ersten Linie hinter den Verschanzungen, in den Zwischenräumen der Bataillons, vertheilt. Die Franzosen rückten unterdessen immer weiter vor, und griffen den linken Flügel der Kaiserlichen an. Dieser Angriff geschah mit solchem Ungestümm und so vieler Entschlossenheit, daß die Glieder sich trennten und in einige Verwirrung geriethen. Zu gleicher Zeit griff auch der feindliche linke Flügel den rechten der Kaiserlichen an, aber hier erwartete Tod die Franzosen. Fünfzig Kanonen mit Kartätschen geladen zerschmetterten alles, was sich näherte. Der rechte Flügel der Kaiserlichen hatte sich indeß auch wieder gesammelt, und die Feinde mit vielem Verluste zurückgeschlagen. Ein Angriff, welchen Villeroy auf den Mittelpunkt wagte, fiel eben so unglücklich aus, und nun war schneller Rückzug alles, was ihm übrig blieb. Die Franzosen verloren in diesem kurzen Gefechte gegen drei tausend Todte und viele Verwundete. Die Kaiserlichen büßten nicht mehr als vierzig Mann dabei ein, da sie von ihren hohen Verschanzungen fast völlig gedeckt waren. Eugen fand nicht rathsam, den, an Anzahl ihm immer noch sehr überlegenen Feind zu verfolgen;

zufrieden

zufrieden mit dem Schaden, den er ihm verursacht hatte, blieb er ruhig in seinem Lager, und ließ die Franzosen ungehindert das ihrige beziehen, das nur einige Meilen entfernt war. Diese geringe Entfernung gab zu beständigen Scharmützeln Anlaß, worinn die Franzosen immer den kürzern zogen.

Noch einige Wochen nach dieser Aktion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruche zu nöthigen. Bedenklich war es allerdings, im Angesichte eines braven, thätigen und zahlreichen Feindes zuerst das Lager aufzuheben, aber die Ehre hatte nicht minder Antheil an diesem hartnäckigen Bleiben. Villeroy wollte dem Prinzen die Ehre des Sieges streitig machen; das Treffen, war er schwach genug zu behaupten, wäre unentschieden geblieben, und nur derjenige werde seine Niederlage öffentlich bekennen, der zuerst sein Lager verlassen würde. Ein kleinliches Vorgeben, welches der Verlust von drei tausend Männern laut und schröcklich widerlegte. Ermüdet durch Hunger und Kälte, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit Eugens zu überwinden, hoben die Franzosen endlich ihr Lager auf, und zwar mit solcher Vorsicht, daß Eugen nicht das Geringste unternehmen konnte, ihren Abzug zu stöhren. Der Prinz, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Franzosen nur gewartet, um den seinigen antreten zu können, und beide Theile bezogen längs dem Po her die Winterquartiere.

2.

Blutige Auftritte in Cremona.

Eugen entwarf mitten im Winter eine Unternehmung, die zu den außerordentlichsten seines Lebens gehört. Er wollte die Stadt Cremona durch einen Ueberfall in seine Hände bringen. Diese Stadt liegt nahe am Po, in einer Ebene; sie war gut befestigt, und hatte eine französische Besatzung von acht tausend Mann.

In den ersten Tagen des Jahres ein tausend siebenhundert und zwei brachte dem Prinzen einer seiner Spione die Nachricht, daß Cremona einen unterirdischen Kanal zur Abführung der Unreinigkeiten habe, der auf das freie Feld auslaufe, und groß genug sey, daß ein Mann dadurch in die Stadt gehen könne. Dieser Kanal laufe unter dem Hause des Pfarrers von der neuen Frauenkirche weg, und wenn man diesen gewinnen könnte, so wäre vielleicht etwas gegen die Stadt zu unternehmen. Eugen gewinnt den Pfarrer, Namens Caßoli, und durch denselben einige Bürger. Diese bringen ihm einen genauen Plan der Stadt, und die Nachricht, wie viele Truppen darinn liegen, wo die Generale wohnen, wie viele Mannschaft in jeder Kaserne, auf den Plätzen und Wällen stehe; daß der Dienst sehr nachläßig versehen werde, und der spanische Kommandant nicht in gutem Vernehmen mit den französischen Generalen lebe. Diese waren Villeroy, Crenan, Revel, Mongon und Praslin.

Eugen fieng das Geschäft damit an, daß er nach und nach vierhundert verkleidete Grenadiers in die Stadt schickte, die sich in den Häusern des Pfarrers, der gewonnenen Bürger, und in der Kirche

verbargen. Am acht und zwanzigsten Januar entdeckte er sein Vorhaben den Generalen Commerci, Vaudemont, Stahrenberg und andern. Commerci und Stahrenberg mußten die zur Ausführung bestimmten sechs tausend Mann Truppen vorbereiten, und Vaudemont von der Seite des Po mit drei tausend gegen die Stadt rücken. Am ein und dreissigsten Januar marschirten die Truppen in möglichster Stille, Ordnung und Eilfertigkeit nach ihrer Bestimmung. Sie führten Instrumente mit sich, womit man Mauren einreißt, denn es war verabredet, daß sie das zugemauerte Margarethenthor aufreissen mußten, durch welches die Kavallerie in die Stadt drang. Um halb vier Uhr Morgens am ersten Februar standen die Truppen vor Cremona. Dreihundert Grenadiers giengen zuerst durch den Kanal in die Stadt. Sie horchten, ob alles ruhig sey, fanden es so, und gaben dem Prinzen Nachricht davon, der nach und nach die ganze Infanterie auf diesem Wege hineingehen ließ. Die ersten Grenadiers vereinigten sich mit den vierhundert schon darinn befindlichen Verkleideten, und eilten dann nach dem vermauerten Thor. Man schlug in aller Geschwindigkeit die Mauer nieder, und zündete auf dem Wall dreimal Pulver an: dieß war das Signal, worauf die Reuterey, von Merci und Freyberg geführt, eindrang. Die wichtigsten Plätze und Gassen wurden besetzt.

So weit hatte alles dem gut und kühn ausgedachten Plane entsprochen. Aber jetzt traten Querstreiche ein, die keine menschliche Klugheit vorher sehen konnte. Vaudemont, der von der Seite des Po heranrückte, die vor der Brücke aufgeworfene Schanze und Redoute überwältigen, und über die Brücke in die Stadt einbrechen sollte, verfehlte in der dunkeln Nacht den Weg, und kam also zur bestimmten Stunde

nicht

nicht an seinen Posten. — Entragues, Oberster eines in der Stadt liegenden Regiments, hatte gerade diesen Tag bestimmt, dasselbe zu mustern, darum versammelten sich die Soldaten schon um vier Uhr Morgens auf dem Platz vor dem Schlosse. Plötzlich hört er rufen; „zum Gewehr! der Feind ist in der Stadt!“ Geschwinde läßt er scharf laden, die Bajonete vorstecken, und eilt gegen den großen Platz. Eben dahin eilte auf den ersten Lärmen auch der spanische Kommandant, wurde aber auf dem Wege erschossen. Als Entragues gegen den Platz kommt, sieht er denselben von deutschen Kürassieren besetzt. Sogleich läßt er auf dieselben feuern, und bringt sie etwas in Unordnung; aber ein Korps deutscher Infanterie kommt zur Unterstützung, feuert tapfer auf die Franzosen, und verhindert sie, den Platz zu besetzen. Entragues bekommt einen tödlichen Schuß, und seine Soldaten suchen sich in den nächsten Gassen zu verrammeln.

Dieses verdoppelte Feuer weckt den ruhig schlafenden Marschall Villeroy auf. Er verbrennt eilig seine wichtigsten Papiere, steigt zu Pferde, und sprengt nach dem großen Platze. Er sieht ihn von den Kaiserlichen besetzt, kehrt um, und will nach dem Schlosse. Es begegnen ihm von beiden Seiten deutsche Truppen; er wird vom Pferde geworfen und umringt. Ein kaiserlicher Hauptmann, Namens Macdonal, seines Herkommens ein Irländer, drängt sich durch seine Soldaten, und nimmt ihn zum Gefangenen, ohne ihn zu kennen. Villeroy sagt ihm in's Ohr, wer er sey, verspricht ihm ein Kavallerie-Regiment und eine Pension von zwanzig tausend Thalern, wenn er mit ihm in das Schloß geht. Macdonal schlägt alles aus, und führt den Villeroy in ein entferntes Wachthaus. Dieser bietet ihm neuerdings zehen tau-

send

ſend Piſtolen, wenn er ihn entwiſchen läßt. Maidomal bleibt unerbittlich, läßt die Sache dem nächſtſtehenden General Stahremberg melden, und dieſer befiehlt ſogleich, den Marſchall in ein Haus außer der Stadt zu bringen. Die beiden nächſten Generale, Mongon und Crenan, eilen auf den erſten Lärmen ebenfalls aus ihren Wohnungen, werden beide gefangen, und Crenan tödtlich verwundet.

Während daß dieſes in der Stadt vorgieng, hätte Vaudemont ſchon längſt die Brückenſchanze angreifen, und über den Po eindringen ſollen. Eugen harrte mit Sehnſucht auf ihn; er kam nicht, und der Prinz vermuthete, daß er ſich verirrt habe. Alſo nahm Eugen ein Detaſchement Küraßiers, befahl ihnen, das Pothor zu beſetzen und die Brücke von innen anzugreifen. Dazu gab er ihnen einen Offizier, der die Stadt wohl kannte, um ſie dorthin zu führen. In der nächſten Gaſſe wird der Offizier aus einem Fenſter herab erſchoſſen; die Küraßiers verirren ſich in den ihnen unbekannten Straſſen, und finden das Thor nicht. Eugen vermuthet auch dieſen Querſtreich, und ſchickt unter dem Kommando des Mercy ein neues Detaſchement dahin. Dieſes greift die Thorwache an; die Franzoſen wehren ſich tapfer; nur nach vieler Zeit und Mühe erobert Mercy eine zur Deckung der Brücke dort angelegten Batterie. Indeſſen hatte der franzöſiſche General Revol Leute herumgeſchickt, die auf allen Straſſen rufen mußten: „Franzoſen, eilt auf die Wälle!“ Auf dieſes Rufen ſtürzten die Soldaten halbnackend, ſo wie ſie aus dem Bette kamen, auf die Wälle, und unter ihnen auch zwei Regimenter Irländer. Sie lagen nicht weit vom Pothore, hörten dort ſchießen, eilten hin, und langten eben an, als Mercy die Batterie wegnahm. Mit größtem Ungeſtümm fielen ſie die Kaiſerlichen an, und

verwun-

verwundeten den Mercy tödtlich. Dieß nahm seinen Leuten den Muth, sie warfen sich in die nächsten Häuser, und die Irländer eroberten die Batterie wieder. — Um diese Zeit langte endlich Vaudemont von der Seite des Po an. Sobald ihn der in der Brückenschanze kommandirende Offizier sieht, läßt er die Brücke abwerfen, und die auf dem Flusse liegenden Schiffe anzünden.

Es schlugen sich zwar verschiedene Abtheilungen von Kaiserlichen und Franzosen auf den Gassen und Plätzen der Stadt mit abwechselndem Glücke herum; aber von der Eroberung des einzigen Pothors hieng für Eugen auch die Eroberung der Stadt ab. Als er nun sah, daß wegen der abgeworfenen Brücke kein Mittel weiter für Vaudemont übrig war, über den Fluß zu kommen, so versuchte er etwas anderes. Er schickte den nemlichen Macdonal, welcher den Villeroy gefangen hatte, zu den Irländern, die das Thor vertheidigten, und ließ ihnen anbieten, sie sollten für gute Belohnung in den Dienst des Kaisers übertreten. Die Irländer nahmen den Macdonal gefangen, und setzten das Gefecht fort. Eugen gieng zu dem gefangenen Villeroy, und gab ihm zu verstehen, er sollte den Irländern bedeuten, sich zu ergeben. Villeroy aber schlug es unter dem Vorwande aus: „er sey gefangen und habe keine Befehle mehr zu geben.“ Baron Freiberg that mit seinen Küraßieren noch einen Angriff auf die Irländer; aber er ward erschossen, und seine Reuterey zurückgetrieben. Jetzt ließ man von den Irländern; doch fielen an andern Plätzen noch die blutigsten Auftritte vor.

So hatte man den ganzen Tag über gefochten. Es war bereits vier Uhr Abends, die Mannschaft zum Theil getödtet, der Ueberrest äußerst ermüdet. Eugen, welcher besorgen mußte, der nur ein paar

Meilen

Meilen von Cremona stehende General Crequi könnte ihm den Rückzug abschneiden, versammelte seine noch übrigen Truppen, und zog durch das nemliche Margarethenthor wieder ab, durch welches er in die Stadt gedrungen war. Villeroy, Mongon und mehrere andere Generale und Offiziers mußten als Gefangene mit ihm wandern. Der Zufall und die Hartnäckigkeit der Irländer raubte ihm den Besitz von Cremona, dessen Ueberfall ein Meisterstück der List und Kriegskunst war.

Ende des zweiten Bandes.

Neueste Verlagsbücher der Stettinischen Buchhandlung in Ulm.

Baur's, Sam., neues Historisch = Biographisch = Litterarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt an bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts; enthaltend das Leben, den Charakter, die Verdienste ꝛc. der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände, nach den zuverläßigsten Quellen bearbeitet; ein Handbuch für Kenner und Liebhaber der Geschichte, 5 Bände, gr. 8. 1807 — 1810, jeder Band à 3 fl.

—— Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen ꝛc. 2 Bände, gr. 8. 1810 — 1811, jed. Bd. 2 fl.

Dictionnaire universel des Synonymes de la Langue françoise à l'usage des Allemands, oder allgemeine Französische Synonymik für die Deutschen, nach den besten Nationalschriftstellern: Girard, Beauzée, Roubaud und den Encyklopädisten, in beinahe 1200 Artikeln praktisch und in alphabet. Ordnung bearbeitet, und durch franz. und deutsche Beispiele zur Uebung im Uebersetzen erläutert von M. Joh. Lang, gr. 8. 4 fl. 15 kr.

Neues vollständiges Kochbuch, in welchem das Beste u. Nüzlichste der in = und ausländischen Koch =, Bak = und Konfiturenbücher in alphab. Ordnung sogleich ausführlich zu finden ist. Neue wohlfeilere Auflage, gr 8. Geb. 2fl.

Die Kunst, zwölf Sorten Farbentusche mit ihren Schattirungen und Mischungen für die Malerei und Zeichenkunst selbst zu verfertigen, nebst einem gründlichen Unterricht, wie solche noch zu mancherlei andern Gebrauch auf Kattune, Leinwatte, Papier, Leder, Holz, Bein, Horn, Federn, Stroh, Binsen und Rohrmark nüzlich anzuwenden seyen. Neue verbesserte Auflage, 8. 1 fl.

Physikalisch = ökonomisches und chemisch = technisches Kunstkabinet, in einer Sammlung von 300 gemeinnützigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Jedermann, 8. 54 kr.

—— dessen 2tes Bändchen, enthaltend 257 Mittel, Kunststücke und Vorschriften ꝛc. ꝛc. 8 54 kr.

—— dessen 3tes Bändchen, 8. 1810. 54 kr. (Eingebunden kostet jedes Bändchen 1 fl.)

Langs, M. J., franz. Lese = und Uebersetzungsbuch für den deutschen Bürgerstand und zum Gebrauch in deutschen Bürgerschulen; gr. 8. 50 kr.

Milbillers, D. Jos., Geschichte des deutschen Reichs unter

Kaiser Franz II. bis zur gänzlichen Auflösung des deutschen Reichs im Jahr 1806. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Der erfahrne Rathgeber, oder Auswahl der neuesten, allgemein nüzlichen und auf Erfahrung gegründeten Vorschriften, Mittel und Kunststücke aus dem Fache der Chemie, Technik, Physik und Oekonomie, 8. 54 kr.

Röslings, C. L., analytisch = praktische Abhandlung über die Berechnung der Gewölbe, mit 1 Kupf. gr. 4. 1810. 45kr.

Die Schaafzucht in ihrem ganzen Umfange, oder ökonomisch = praktische Anweisung zur Erziehung, Behandlung und vortheilhaftesten Benutzung der Schaafe, wie auch von d. Krankheiten derselben und den Mitteln dagegen; geb. 8. 30 kr.

Schelhaß's, Heinr. v., Magazin des kön. baier. Staats- und Privatrechts, 1r Bd. in 4 Heften, gr. 8. br. jedes Heft zu 45 kr.

—— dessen 2r Bd. in 4 Heften, gr. 8. br. jed. Heft 45kr.

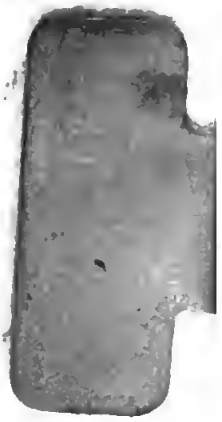
Schmidt's, M. J., Geschichte der Deutschen, fortges. u. beendiget von J. Milbiller, 22r und lezter Thl.; enthaltend: Deutschlands Zustand v. Jahr 1740 bis 1806 und ein allgem. Reg. über d. ganze Werk, gr. 8. Ulm 2fl.

—— dessen Neuere Geschichte der Deutschen 17r und lezter Bd., für die Besitzer der Wiener Auflage, gr. 8 Ulm und Wien, 2 fl.

Seutter's, J. G. v. vollständ. Handbuch der Forstwirthschaft, 1r Bd., gr. 8. 4 fl. 30 kr.

—— ders. unt. dem Titel: Allgemeine Ansicht d. Forstwirthschaft und Regeln der Holzzucht und Holzverwertung, v. J. G. v. Seutter, gr. 8. 4 fl. 30 kr.

—— vollständiges Handbuch der Forstwirthschaft, 2r Bd. m. einer Tab. gr. 8. 1810. 4 fl.

—— dieser 2te Band auch unter dem Titel: Forstbotanik, oder Beschreibung aller im Freien des deutschen Klimas vegetirenden Holzpflanzen. Nach einem neuen, auf allgemein sich darstellende äußere Unterscheidungszeichen begründetem Systeme der Zusammenstellung verwandter Geschlechter und Arten; nebst einer Tabelle, gr. 8. 1810. 4 fl.

Gemeinnüziges Taschenbuch für Jedermann, bestehend in einer auserlesenen Sammlung der neuesten erprobten und leicht auszuführenden Mittel, Kunststücke und Vorschriften aus der Oekonomie, Physik, Technik und Chemie; zum Gebrauch für Fabrikanten, Oekonomen, Künstler, Professionisten ꝛc. 2 Bändchen, 8. jedes Bändchen 54 kr.